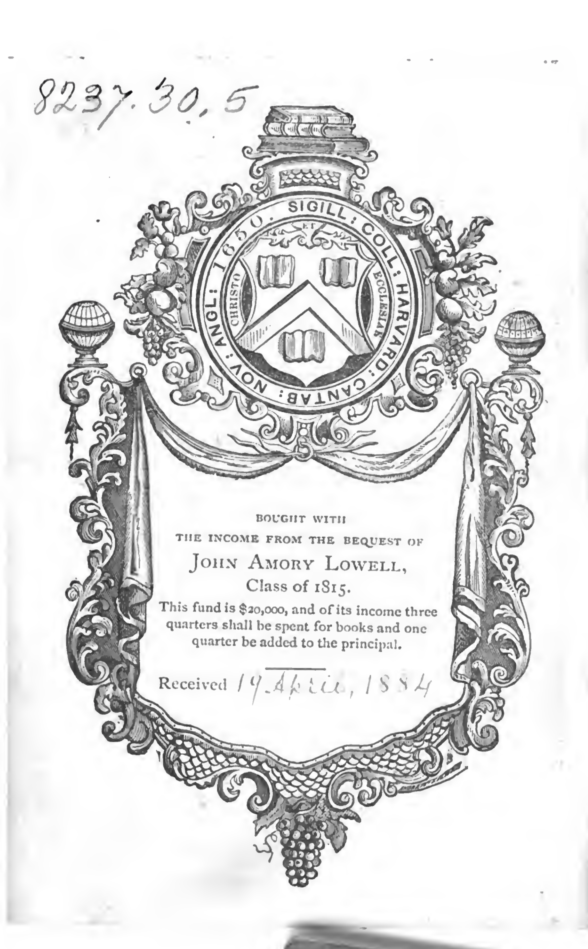



8237.30.5
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL,
Class of 1815.
This fund is $20,000, and of its income three
quarters shall be spent for books and one
quarter be added to the principal.
Received 19 April, 1884

Musterstücke

mit Erläuterungen

für

die Mittelstufe des Sprachunterrichts,

von

Karl Theodor

K. Th. Kriebitzsch,

Seminarlehrer in Halberstadt.

Glogau,

Druck und Verlag von C. Flemming.

1 8 5 9.

Vorwort.

So wenig der Grundsatz, daß zu fruchtbarem Betrieb des Unterrichts in der Muttersprache das Lesebuch, und in weiterem Sinne und höheren Kreisen die Lectüre überhaupt, in dessen Mittelpunkt zu stellen sei, einer rechtfertigenden Darlegung gegenwärtig noch bedarf: so wenig läßt sich auf der andern Seite verkennen, daß die practische Durchführung hinter der anerkannten Forderung, der Erfolg hinter den Erwartungen gar häufig noch weit zurückbleibt. Diese Erwägung hat das hier als Handhabe und Hülfsmittel neben den Schriften verwandter Art sich darbietende Büchlein hervorgerufen. Möge es mit seinem mannigfachen Inhalt und mit seinem Bestreben, überall eine eingehende zwar und schulmäßige, aber nicht erdrückende und nicht schulpedantische Behandlung zu geben, den Kreisen, die zwischen den elementaren Anfängen des Sprachunterrichts und den höheren Zielen einer streng wissenschaftlichen Stellung ihre Aufgabe haben, nicht unwillkommen sein, die Theilnahme kundiger Genossen des Berufes finden und einen Unterricht beleben und erleichtern helfen, der, mit Treue und Liebe betrieben, der Frucht und Freude eine so reiche Fülle bietet.

Halberstadt, am 31. Mai 1859.

Kr.



Verzeichniß.

(Die mit * bezeichneten Nummern geben zugleich einen kurzen Abriß von des Verfassers Leben und Schriften).

1. Der alte Löwe.

(Von Gotthold Ephraim Lessing).

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedenstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner nun bald los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, das er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm Nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.

---

1. Die Erzählung können wir in drei Abschnitte theilen, der erste redet von dem Löwen, der zweite von den Thieren, der dritte von einem besonders, dem Pferde.

2. Von dem Löwen wird gesagt, er sei alt, kraftlos und dem Tode nahe gewesen. Daß er von jeher und sehr grausam und jetzt kraftlos gewesen, wird ausdrücklich hervorgehoben, weil daraus das folgende Reden und Benehmen der andern Thiere sich erklärt. Ist er von jeher grausam gewesen, so war die Grausamkeit ein Zug seines Characters. Das wird er gezeigt haben, indem er die Thiere, ehe er sie tödtete, quälte und marterte, kein Bitten und Flehen sich rühren ließ, auch mit den kleinen, unschuldigen, schwachen Thierlein kein Erbarmen hatte, das Junge dem Alten raubte. Später wird er noch nach einer andern Seite als ein Friedensstörer bezeichnet, vor dem man nie ruhig und sicher sein konnte. Warum liegt er vor seiner Höhle? er hat sich vielleicht nicht mehr bis in die Höhle schleppen können, oder er ist herausgekrochen, um an der Sonne sich zu erwärmen.

3. Im Gegensatz zu dem Löwen, dem ehemaligen gewaltigen, kraftvollen, die Wälder und Felder in Flugeseile durchstürmenden und Alles in Schrecken setzenden, nun aber ohnmächtigen, dem Hohn und der Rache der andern Thiere preisgegebenen, treten nun die Thiere auf. Es ist von ihnen erst allgemein die Rede, und zwar zunächst von ihrer Stimmung. Der Relativsatz: Der von jeher sehr ꝛc. wies auf das Vergangene zurück, dem entsprechend der Relativsatz hier: Die sonst in Schrecken geriethen. Sie geriethen schon in Schrecken, wenn sie ihn nur sahen; nun aber, da sie ihn kraftlos, ungefährlich, dem Tode nahe wissen, welcher Muth! Die Thiere, welche — das ist nicht so zu verstehen: diejenigen Thiere, welche ꝛc., sondern die Thiere überhaupt, die bisherigen Unterthanen des Löwen, als des Königs. Nun wird zunächst gesagt, was sie nicht empfanden: sie bedauerten ihn nicht, dann was sie fühlten: sie freuten sich, endlich was sie wollten und thaten: einige von ihnen ꝛc. Denn wer betrübt sich wohl ꝛc., zur Abwechselung, Belebung und Verstärkung der Rede ist dieser Gedanke in Frageform gestellt, der ohne Frage heißen würde: Denn Niemand wird sich betrüben ꝛc. Seiner los sein — dieser Ausdruck ist im Sinne der haßerfüllten Thiere. — Nun der Uebergang vom Allgemeinen zum Besondern: Einige von ihnen ꝛc., wie am Ende zum Einzelnen mit den Worten: Das edle Pferd ꝛc. Welche noch immer das Unrecht schmerzte ꝛc., es war schon so lange her, daß sie's wohl hätten vergessen, vergeben, verschmerzen können. Ehedem, vergl. oben: von jeher. Angethan hatte. Man sagt: einem (sich) Gewalt, Verdruß, Schimpf, Zwang, Leid anthun; man sagt aber auch: einem eine Ehre anthun, sein Recht anthun; ferner: er hat mir's (wie durch Zauber) angethan („es muß euch was angethan sein"); und: ein Kleid anthun (z. B. Lucas 8, 2; 15, 22 u. o.); endlich: die Sache ist ganz danach angethan. Wollten nun — da keine Gefahr mehr dabei war — sie wollten und thaten's denn auch. Ihren Haß auslassen — vergl. Wuth, Zorn, Rache, Unwillen auslassen. (2. Mose 15, 7). In dieser bildlichen Redeweise ist die Leidenschaft wie ein wildes Thier angesehen, das der Mensch in seinem Innern verschließen, bändigen, zurückhalten, oder herauslassen kann; wie man sagt: die Heerde auslassen, den Gast auslassen (= herauslassen). Sonst ist das Wort ebenso vieldeutig, als anthun; man sagt z. B. seine Gedanken (sich) auslassen über etwas; Butter auslassen; ein Kleid auslassen; ein Wort im Satz auslassen (= weglassen); ein ausgelassener (d. h. frecher, wilder) Mensch. — Nun werden die Einigen genannt und was sie thaten, näher bestimmt. Es ist hierin, wie in dem Bisherigen schon, die Steigerung nicht zu übersehen, die beiden ersten geben ihm nur Worte, aber der erste nur beißende Reden, der zweite schon die ärgsten Schimpfreden, der dritte stößt ihn mit den Hörnern ꝛc. Die fünf Thiere sind der Fuchs, der Wolf, der Ochs, das wilde Schwein, der Esel. Fuchs und Wolf reden, sie sind die klügsten, verständigsten, die andern haben nur Stöße und Schläge, damit hätten jene den alten Löwen nicht bedienen können. Des Fuchses beste Waffe ist sein Gebiß und seine böse Zunge, daher kränkt er den Alten hier mit beißenden Reden. Zu dem Ausdruck vergleichen wir: scharfe, harte, bittere, fließende Reden.

Der Esel ist zuletzt genannt, nicht weil er in der Stufenreihe der letzte wäre, sondern weil seine Trägheit erwarten ließ, daß er zu thatsächlicher Rache gar nicht komme; daher selbst der träge Esel 2c. Der Faule thut überhaupt nichts, oder scheut alle Thätigkeit, der Träge thut, was er thut, langsam und unlustig. Von den fünf Thieren haben nur drei Attribute; warum der Esel eines erhält, haben wir eben gesehen. Das Adjectiv „wild" bei Schwein ist nicht in dem Sinne ein Attribut des Thieres, wie träge und arglistig bei Esel und Fuchs, Wildschwein ist nichts als der vollständige Name des Thieres, der es nur unterscheidet von andern seiner Art. Der Listige weiß seine klug gewählten Mittel zu seinem Zwecke geschickt zu verbergen. Sind diese Zwecke auf das Verderben, den Schaden Anderer gerichtet, so heißt er arglistig. Warum erhält aber der Fuchs dieses Attribut in diesem Zusammenhange? Er verbirgt hier vielleicht seinen Zweck hinter verstellter Theilnahme, hinter höhnischer Erinnerung an die Macht- und Gewaltthaten von ehedem, hinter spöttischer Ermunterung, die angethane Unbill zu rächen, nicht den Großmüthigen zu spielen, hinter der boshaften Aeußerung, daß die Thiere gekommen, ihm ihre Huldigung darzubringen und es thun wollten mit dem, was sie thun, und weiß auf solche schlaue Weise den alten sterbenden Löwen gewiß so zu kränken, wie ihn Schläge und Stöße von Horn und Huf und Hauer nicht verletzen konnten.

4. Das edle Pferd allein. Das Benehmen der vorigen Thiere war gemein; warum, sagt das Pferd demnächst selber. Wir verbinden ohnehin mit dem Pferde die Vorstellung des Edlen, und gelangen dazu durch seine Gestalt, seinen Gang, seine Stellung zum Menschen und seine ihm geleisteten Dienste. Sein Benehmen erscheint hier um so edler, als der Löwe in den Zeiten seiner Kraft und Macht seine Mutter grausam getödtet hatte, so daß es, gewiß mehr als mancher der vorigen, Ursache hatte zu Gedanken und Handlungen der Rache. Die Frage des Esels ist so gemein der Gesinnung, als dem Ausdruck nach. Und warum gerade der Esel fragt? Vielleicht darum, weil er gerade das letzte Stück dem Löwen angethan, oder weil er nach der Gattung dem Pferde am nächsten steht. Die Antwort des letzteren spricht zugleich die Moral der Fabel aus, welche als Gebot ausgedrückt lauten würde: räche dich nicht an 2c. Das Pferd giebt die Antwort ernsthaft, im Gegensatz zu dem gemeinen Spott in dem Wort des Esels, den das Pferd zurückweist, indem es einen ernsten, bedeutsamen, allgemeinen Gedanken ausspricht. Der Löwe bleibt nun in alledem die Hauptperson des Stückes, um welche sich die Geschichte anlegt, an welche sich die Gruppe der andern Thiere anschließt mit ihren Reden für und wider, daher die Ueberschrift: Der alte Löwe, und nicht: Das edle Pferd o. ä.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Der Löwe und das Pferd, eine Fabel, (mit Bezug auf den letzten Abschnitt) — eine kleine Geschichte zu dem Spruch: von den Todten nichts Böses — die einzelnen Züge unseres Stückes weiter ausführen.

6. Gotthold Ephraim Lessing ward geboren 1729 zu Camenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Pastor war. Schon auf der Schule in

Meißen zeigte sich seine außerordentliche Begabung und sein unermüdlicher Wissenstrieb. Seine unvergänglichen Verdienste um die deutsche Literatur sind nicht zu verstehen ohne eine Kenntniß der vorausgehenden und nachfolgenden Entwickelung derselben. (1759 Briefe, die neueste Literatur betreffend; 1759 Fabeln; 1766 Laokoon; 1767 Minna v. Barnhelm; 1768 Hamburgische Dramaturgie; 1768 antiquarische Briefe; 1772 Emilie Galotti; 1773 Wolfenbüttler Fragmente; 1779 Nathan der Weise). Für die untern Stufen des Sprachunterrichts gehören nur die Fabeln, welche im Jahre von Schiller's Geburt erschienen, begleitet von mehreren sehr scharfsinnigen Abhandlungen über Begriff, Geschichte und Anwendung dieser Dichtungsart. Lessing starb 1781, am 15. Februar.

7. Wir fügen schließlich ein Gedicht verwandten Inhalts hinzu *).

Die Maus und der Löwe.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle, und um ihn her spielte eine lustige Mäuseschaar. Eine derselben kroch eben auf einen hervorstehenden Felsen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach", bat sie, „sei doch großmüthig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein." „Geh' hin", sagte der Löwe großmüthig und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Nun das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse; da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr!" sprach es bei sich und ging der Stelle zu, wo das Gebrülle herüber tönte. Es fand den großmüthigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldthiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne, noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen.

„Warte nur, mein Freund," sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen." Es lief hinzu, zernagte die Stricke, welche seine Vordertatzen gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hülfe des Mäuschens wieder frei.

---

2. Gottes Haus.

(Von Hey.)

1. Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh der Sterne goldnen Schein

*) Vergleiche auch Gebel Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande II. S. 7.

Gleich als viel tausend Fensterlein!
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin und schaut heraus,
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.

2. Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald,
Die Berge sieh zum Himmel gehn,
Die Felsen, die wie Säulen stehn,
Der Bäume ragende Gestalt,
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
Horch, wie's im stillen Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald:
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin;
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
Drum kommen sie von fern und nah,
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu flehn, zu danken, anzubeten.

4. Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohl gefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus. —
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott hinein.
O halt' das deine fromm und rein,
So wählt er's auch zur Wohnung sein,
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden,
Und wird nie wieder von dir scheiden!

---

1. Wenn wir das Gedicht überblicken, so ergiebt sich als Inhalt für die Ueberschrift: Gottes Haus ist der Himmel, der Wald, die Kirche, das Menschenherz, oder für die Frage: wo wohnt der liebe Gott? Im Himmel u. s. w. In der Aufeinanderfolge dieser Bilder und Gedanken finden wir den Uebergang vom Größten zum Kleineren und Kleinsten, oder vom Fernen zum Nahen und Nächsten oder von der Natur zum Geist. Die nächste Antwort auf die Frage würde sein: Gott wohnt überall („die ganze Schöpfung ist sein Haus") und wenn nun hier verschiedene einzelne Antworten gegeben werden, so geschieht dies, um zu zeigen, wie verschieden er sich an verschiedenen Orten, da er wohnt, offenbart.

2. Die Rede zu beleben, ist an die Spitze jedes Verses die Frage gestellt, die vom Dichter ausgeht. Aus demselben Grunde schließt sich der Frage jedesmal eine Aufforderung an (vergl. das einfache: Gott wohnt da und da ꝛc.); im ersten Verse: sieh' dort an — im zweiten: tritt hinaus, horch — im dritten mit wechselnder Form: hörst du — zur Kirche rufen sie dich hin (gleichförmig mit Vers 1 und 2 würde es hier heißen: höre — geh' in die Kirche) — im vierten Verse ließ sich diese Form nicht beibehalten. Am Schluß ist jedesmal eine Anwendung auf den Leser gemacht, Vers 1. mit den Worten: schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder (ähnlich in dem Lied desselben Dichters: weißt du, wie viel Sterne stehen? am Schlusse: Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen, kennt auch dich und hat dich lieb), Vers 2. mit den Worten: dein Auge zwar ꝛc., doch fühlst du ꝛc. Vers 3. beschränkt sie sich auf die schon angezogenen Worte Zeile 2 und 3, im vierten liegen sie in den Worten: o halt' das deine u. s. w. bis an's Ende.

3. Gottes Haus ist der Himmel. Dies Haus wird nun zuerst näher beschrieben nach seiner Farbe, Dauer, Größe. Der tiefblaue, klare, ruhige, friedereiche Himmel ist ein Bild des seligen, der festgegründete (wenn wir nach dem Augenschein reden), so viele Jahrtausende unwandelbar stehende ein Bild des ewigen, treuen Gottes, der hohe Himmel ein Bild seiner Erhabenheit über die Erde, der gewölbte ein Bild des Schutzes, der weit sich erstreckende ein Bild seiner Allmacht und Allgegenwart. Darum beten wir auch: Vater unser, der du bist im Himmel. Darum heißt es in einem andern (Kinder-) Liede: „Siehst du? Schon steckt dort oben Gott seine Lichter an, damit das Kind auch Abends den Himmel sehen kann. Den schönen blauen Himmel mit seinem goldnen Mond, wo mit den lieben Engeln der ew'ge Vater wohnt." Und in einem andern Gedicht: „Dort in hohen Fernen auf den schönen Sternen wohnst du, lieber Gott" 2c. Vergl. das Räthsel von Schiller: Es steht ein groß geräumig Haus auf unsichtbaren Säulen 2c. Wie hoch er sich wölbt und wie weit er sich streckt, das kann ich dem Himmel wohl ansehen, aber daß er so lange Zeit feststeht, nicht; das ist etwas ungenau gesagt und das Ansehen schließt das Bedenken ein. Daß ihn kein Mensch erfassen kann — ein Bild der Unerfaßbarkeit, der Unbegreiflichkeit (vergl. erfassen — fassen — begreifen) der göttlichen Größe und Majestät. Die Sterne werden hier mit Fenstern verglichen, in einem andern Gedicht (s. u.) werden sie Gottes Augen genannt. Mit Vateraugen, d. h. mit Augen, aus denen die Liebe eines Vaters redet. Vergl. in dem Gedicht: der Gast, von Leopold Schefer: Unser Herr Christus vom Himmelszelt einmal niederschaut auf alle Welt, wie alles mag so wohl besteh'n, und sieht herfür die Sternlein geh'n 2c. — Die Worte: und schaut mit Vateraugen nieder 2c. vermitteln den Uebergang vom Himmel zur Erde. Auch kann man zwischen Str. 1. und 2. diesen Gedanken legen: Gott wohnt nicht blos, wo es licht und hell ist, im Himmel, sondern auch, wo es dunkel, verborgen ist, im Walde, oder sich die Verbindung so denken: vom Himmel geht die Betrachtung zur Erde, auf welcher er zu ruhen scheint, und zu den Bergen zunächst, welche dem Himmel am nächsten sind. Der Wald wird bezeichnend der dunkle genannt, (vergl. der blaue Himmel, der Glocken hellen Klang) weil gerade ein solcher den Eindruck des Geheimniß- und Ahnungsvollen macht. In den Gipfeln der Bäume rauscht es: hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus. Wir müssen uns einen Wald im Hochgebirge denken, wegen der angefügten Bilder der Felsen und Berge, denen dann die Bäume folgen. Die Berge sieh' zum Himmel gehn — ein etwas ungewöhnlicher Ausdruck, gebildet nach dem geläufigeren: die zum Himmel emporsteigenden Berge. Lauscht — s. N. 30. Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen — eine neue Beziehung, die wir in den andern Versen nicht finden, obgleich diese Beschränkung zu allen gehörte. Traut nennen wir, was uns bekannt und lieb ist. Es ist dir bang in der Kirche — wegen der geahnten, im Herzen empfundenen Gegenwart Gottes. Wie singen sie — es ist aus dem Zusammenhang leicht zu ergänzen, wer mit dem Fürwort gemeint ist. Das macht — bezieht sich auf alles Vorhergehende von den Worten an: wie ernst, wie freundlich ist's darin, bis:

aus tiefer Brust. Der letzte Punkt (singen, beten) als der bedeutendste wird dann noch einmal aufgenommen (drum kommen sie) und weiter ausgeführt. Vor sein Angesicht — weil er eben hier wohnt. Auf diesen Ort weist auch der Sprachgebrauch in dem Sinne des Gedichts, wenn er die Kirche das Gotteshaus nennt. Das Beten war schon vorher genannt, es ist der allgemeine Begriff, hier kommt dazu flehen, danken, anbeten; flehen bezeichnet dringend, innig bitten, das Danken setzt eine Wohlthat, eine Gabe voraus, das Anbeten deutet die Beziehung auf die Person an, der das Gebet gilt, sonst unterscheidet es sich von dem einfachen Zeitworte nicht. — Wenn es ihm so wohl gefällt, d. h. wenn es so sein Wille ist, sein Gefallen, oder: wenn es, nämlich das Herz, ihm wohlgefällt. Die engste Kammer aus — der Gedankenstrich hinter diesem Satz trennt die bildliche Rede von der nun folgenden, doch in der Form sich nicht genau anschließenden Auflösung und veranschaulicht die Erwartung, die Spannung. Durch die endliche Hinwendung auf dies Kleinste und Innerlichste gewinnt das Gedicht einen vortrefflichen Abschluß, zumal auch in diesem Sinne der Bescheid auf die Frage eigentlich erst zu einer rechten und ganzen Wahrheit wird. Das Schlußwort: und wird nie wieder von dir scheiden, öffnet eine tröstliche Aussicht in die Ferne und vollendet somit den friedevollen und erquickenden Eindruck des Ganzen.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: die Predigt der Sterne — die Kirche ein Gotteshaus — im dunkeln Wald.

5. Der Verfasser des vorstehenden Gedichtes ist der in der Jugendwelt allwärts und bestens bekannte Wilhelm Hey, der am 19. Mai 1854 als Superintendent zu Ichtershausen in Gotha gestorben ist. Seine Fabeln, mit Bildern von Speckter versehen, daher gewöhnlich die Speckter'schen Fabeln genannt, sind für das Kindesgemüth und die Kindesanschauung eine köstliche Gabe.

6. Schließlich zwei Gedichte verwandten Inhalts.

I. Wo wohnt der liebe Gott?

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat viel Aeugelein; Sonn' und Mond sind seine Aeugelein, die Sterne sind sein' Aeugelein, die schauen mir in's Herz hinein.

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat viel Boten fein; seine Boten sind die Engelein, die sind wie klarer Schnee so rein, die hüten mich arm's Kindelein.

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat ein Kindelein, das ist das liebe Christkindlein, das denket alle Tage mein, das wäschet mich von Sünden rein.

II. Alpenlied.

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott; er färbt den Morgen roth, die Blümlein weiß und blau, und labet sie mit Thau. Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp von kräuterreichen Höhn die Lüftlein lieblich wehn, gewürzig, frei und rein. Mag's auch sein Odem sein? Auf hoher Alp 2c.

Auf hoher Alp erquickt sein milder Strahl das stille Weidethal; des hohen Gletschers Eis glänzt wie ein Blüthenreis. Auf hoher Alp 2c.

Auf hoher Alp des Gießbachs Silber blinkt, die kühne Gemse trinkt an jäher Felsen Rand aus seiner hohlen Hand. Auf hoher Alp 2c.

Auf hoher Alp in Schaaren weiß und schön die Schaf' und Zieglein gehn und finden's Mahl bereit, daß sich ihr Herze freut. Auf hoher Alp 2c.

Auf hoher Alp der Hirt sein Heerdlein schaut, sein Herze Gott vertraut; der Geiß und Lamm ernährt, ihm auch wohl gern bescheert. Auf hoher Alp 2c.

(Friedrich Adolph Krummacher.)

3. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Von Fr. Rückert.)

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben halt
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln die haben gestochen,
Das Bäumlein das hat gesprochen:

2. Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft ich wünschen, wie ich wollt,
Wünscht ich mir Blätter von lauter Gold.

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es goldne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz,
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald:
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht ich mir Blätter von hellem Glas.

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hat es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde glitzert so.

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die glasenen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hat es grüne Blätter fein.

Das Bäumlein lacht,
Und spricht: Nun hab ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch.

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel;
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer;
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln.

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht:
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus,
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß Jedermann es sehen kann,
Geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

---

1. Das Bäumlein stand im Walde „in gutem und schlechtem Wetter." Das muß nun freilich jeder Baum im Walde, aber hier soll mit dem Zusatz wohl angedeutet werden, daß das Bäumlein mit seinen Nadeln leicht jeden Wechsel des Wetters ertragen konnte. Von unten bis oben halt — halt (ahd. halto) ich halte dafür, halt' ich, vgl. wohl; verstärkt die Aussage. Die Nadeln, die haben gestochen — und deshalb rührt es Niemand an (Str. 2), und das war ihm eben ärgerlich, es wollte gesehen, berührt, geehrt sein. Es meint, darin bestehe das Glück des Lebens. Die rhythmische Bewegung ist eine ungezwungene, freie; meist Jamben (⏑ —) mit Anapästen (⏑ ⏑ ⏗) wechselnd, doch kommen auch trochäische Stellen (⏗ ⏑) vor, wie Str. 2. und 4. Diese freie Bewegung trägt mit dazu bei, dem Gedicht den Character leichter, lebendiger Anmuth zu geben, welcher zu dem naiven Ton der Erzählung vortrefflich stimmt. — Str. 2. Haben schöne Blätter an — wie man sagt: ein Kleid anhaben. (Andere Bedeutung: man konnte ihm nichts anhaben.) Vergl. Str. 5. tragen so schönes Laub an sich, Str. 8. sie dauern mit ihrem grünen Laub. Blätter von lauter Gold — es will hoch hinaus, was ihm ein Vortheil war, hält es für einen Schaden und Mangel, es will Blätter von lauter Gold; Schicksal und Erfahrung stimmen es allmählig immer mehr herab, Blätter von hellem Glas sind sein nächster Wunsch, die doch auch schön glitzern, dann einfach grüne Blätter, welche dauern, bis es zuletzt zu der Erkenntniß kommt, daß es mit seinen Nadeln doch am besten berathen war. Auch hier, wie so oft, (vgl. N. 10.) finden wir ein Dreifaches, welches ein Ganzes zusammenbegreift, und erinnern uns des Sprüchwortes: aller guten Dinge sind drei. Str. 3. Und früh ist's wieder aufgewacht, da hatt' es 2c. anstatt: früh, da es wieder aufgewacht, da hatt' es; denn das Aufwachen ist nur ein nebensächlicher Zwischengedanke.

Das war eine Pracht — ebenso Str. 6, nicht mehr Str. 9. Nun bin ich stolz — stolz ist, wer auf Vorzüge, die er hat, einen größern Werth legt, als sie haben, oder sich Vorzüge beilegt, die er nicht hat. In diesem Sinne kann freilich das Bäumlein, da es von sich selber redet, das Wort nicht meinen; es will sagen: nun weiß ich, daß ich was werth bin, mehr bin als die andern alle. Wer aber mit dem Stolz die Verachtung Anderer verbindet, der heißt hochmüthig. Goldne Blätter hat kein Baum im Holz. Im Holz — im Gehölz, im Wald; vergl. er geht ins Holz. Hat kein Baum &c., später ist es zufrieden, Blätter zu haben, wie die andern. — Str. 4. Der Jude. Hiermit tritt eine spaßige Figur in die Erzählung ein (die spätern Verderber sind der Wind und die alte Geis), für welche in der kindlichen Vorstellung und Anschauung wohl ein Bild vorausgesetzt werden darf, (daher: der Jude — den du kennst, der so oft zu uns kommt). Und warum gerade ein Jude? Nun, man denkt dabei unwillkürlich an Hab- und Geldgier; doch hätten andere hier wohl auch zugelangt, und ihr auch. Es sollte eben ein bestimmtes Characterbild vor unsre Seele treten. Er sieht die goldnen Blätter bald — vielleicht eher, als mancher Andere sie gesehen hätte. Geht eilend's fort, froh des schnellen Gewinnes, vielleicht auch in Angst, ihn bald wieder zu verlieren. Str. 5. Die goldnen Blätter dauern mich, d. h. ihr Verlust. Vergl. Str. 8. die andern Blätter dauern, d. h. bestehen fort, ohne zu verderben. Zwei gleichlautende Wörter, doch von verschiedener Abstammung und ohne Zusammenhang der Bedeutung. Das erste hängt mit theuer zusammen: „man ist besorgt, bedacht für das, was man werth hält, man ist gleichgültig gegen das, was man nicht schätzt, man bedauert es nicht, wenn es zu Grunde geht." — Str. 6. Glasene, gebildet wie: golden, wollen, irden, seiden, sonst gewöhnlich des Wohllauts wegen: gläsern, wie steinern, thönern, stählern, bleiern. Kein Baum im Walde, also noch immer der vorige Sinn, das Trachten, vor allen Kameraden etwas voraus zu haben. Glitzern — einen hellen, wechselnden Schein haben, vergl. glänzen, gleisen, gleißen, glimmern. — Str. 7. Der fährt durch alle Bäume geschwind — die haben keinen Schaden davon, er allein mit seinen gewünschten glasenen Blättern. Durch alle Bäume, d. h. durch die Zweige und zwischen den Bäumen durch. — Str. 8. Dauern mit ihrem grünen Laub — dauern als belaubte, ihr Laub besteht fort, hält Stand. — Str. 9. Warum lacht das Bäumlein? aus Freude oder aus Scham über seine vorige Thorheit (vergleiche Vers 12. 13.). — Str. 10. Die alte Geiß, vergl. Str. 4. fragt nicht viel — ob es dürfe, ob es dem Bäumlein auch recht sei. Mit Stumpf und Stiel, vergl. Bausch und Bogen, Geld und Gut, Haut und Haar, Haus und Hof, Leib und Leben, Mann und Maus, sammt und sonders, Schimpf und Schande, Stock und Stein, Wind und Wetter, wetten und wagen, zittern und zagen. In allen diesen (sprüchwörtlichen) Ausdrücken sind je zwei Wörter von gleichem Anlaut verbunden, zur Bezeichnung eines Ganzen, einer Gesammtheit. Zur Sache erinnern wir uns an das Sprüchwort: wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. — Str. 11. Weder grüner, noch rother, noch gelber — der glasenen Blätter geschieht damit keine

Erwähnung. Ich wollte sie nicht tadeln — damit ist es innerlich geheilt, zu Verstande, zu der Einsicht gekommen, daß seine Nadeln ihm das Beste waren. — Str. 12. Traurig schläft es ein und wacht es auf, weil es wieder ganz leer steht und nicht mehr auf Ersatz hoffen kann. — Str. 13. Warum denn nicht? weil's sticht, vergl. Str. 1. und 2.

2. Das ist ein liebliches, frisches Kindermährchen. Nun hat ein Mährchen nicht den unmittelbaren Zweck, eine Lehre (eine Moral) zu veranschaulichen. Doch legen sich hier ungesucht die Gedanken dar: Laß dir an dem genügen, was dir beschieden ist, es ist immer für dich das Beste. Das äußerlich Glänzende ist nicht das innerlich Werthvolle, das Gute und Heilsame.

3. Der Dichter des Liedes ist Friedrich Rückert. Er ist geboren 1789 zu Schweinfurt in Baiern, eines Rentamtmanns Sohn. An den Freiheitskriegen nahm er, seiner schwachen Gesundheit halber, nicht mit dem Schwerdt, aber mit der Feder Theil, und seine Freiheitslieder (geharnischte Sonetten u. a.) gehören zu dem Schönsten, was er geschrieben und was die neuere, zumal vaterländische Poesie hervorgebracht hat. Nicht minder schön aber sind seine andern lyrischen Gedichte, in welchen er bald die Herrlichkeit der Schöpfung, bald das Glück der Liebe und des häuslichen Friedens besingt. Eine bewundernswürdige Meisterschaft hat er in der Uebertragung morgenländischer Dichtungen entwickelt. Von außerordentlicher Schönheit sind auch seine durch Tiefe des Gedankens und der Empfindung, wie durch sittlichen Ernst und Adel der Form ausgezeichneten Sprüche. In Beherrschung der Form, besonders des Reimes, hat er kaum seines Gleichen. 1826 wurde er Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Erlangen. 1841 berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Geheimerath und Professor nach Berlin. Seit 1848 lebt er auf seinem Landsitze Neuseß bei Koburg.

4. Besonders lieb und werth muß Rückert der Schule und der Kinderwelt sein durch seine schönen, lieblichen Kinderlieder, zu denen auch die 5 Mährlein gehören, welche er „zum Einschläfern für's Schwesterlein“ dichtete. Diese sind: 1. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. 2. Das vorstehende. 3. Vom Bäumlein, das spazieren ging. 4. Der Spielmann. 5. Das Männlein in der Gans. Er schrieb sie im Jahre 1813. Das liebe Schwesterlein, dem er diese lieblichen Lieder gesungen, ist frühzeitig gestorben; im spätern Leben gedenkt er ihrer in mehreren schönen und rührenden Liedern, wie in: Röschens Engelgruß, und in dem Liede: an das gestorbene Schwesterlein (Du bist vergangen, eh' ich's gedacht, wie eine Blume verblüht über Nacht).

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Von dem Kindlein, das immer andres Spielzeug hat gewollt — wie das Bäumlein zu Verstande kam — wer sich grün macht, den fressen die Ziegen — was man sich wünschen soll — dies Gedicht zu vergleichen mit dem hier folgenden.

6. Von den zahlreichen Gedichten, die nach dem Grundgedanken dem unsern verwandt sind, erwähnen wir: Die Fabel von Lessing: Zeus und das Pferd; die rebellische Musik, von F. Förster, und Blau-Veilchen, von demselben Dichter, und lassen das letztere zur Vergleichung hier folgen.

Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach.
Da dacht es einmal nach
Und sprach:
„Daß ich hier unten blüh,
Lohnt sich kaum der Müh,
Muß mich überall bücken
Und drücken,
Bin so in's Niedre gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt;
Drum wär' es ganz gescheidt gethan,
Ich stieg' ein Bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland
Mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern,
Und begiebt sich auf's Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn,
Dahin will ich gehn!"
Und so, im behenden Lauf,
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick.
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort,
Wo ich wohl möchte stehn,
Um in die weite Welt zu sehn.
Drum wär' es noch gescheidter gethan,
Ich stieg' ein Bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf,
Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n,
Endlich mit niedergetretnen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn,
Kommt's Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort oben ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei", spricht es, „hier ist's schön,
Aber Alles kann man doch nicht sehn,
So ein Berg
Ist doch nur ein Zwerg,
Auf der Alp da droben,
Das wär' eher zu loben,
Da möcht ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Engelein musiciren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!" —
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begiebt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht diesmal viel Beschwer;
Kein Weg, kein Steg war ringsumher;
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick;
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück;
Da setzt es die letzte Kraft noch dran,
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein;
Der Wind, der bläst so hart;
Das Veilchen vor Frost erstarrt:
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein;
Friert sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäckchen werden weiß;
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis:
„Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
Drauf sank es um
Und blieb stumm. —
Hast du im Thal ein sichres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!

4. Mährchen von der Unke.

(Von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfing zu essen, so kam die Hausunke aus einer Mauerritze hervorgekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Schüssel und aß mit. Das Kind hatte seine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen da saß und die Unke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu:

„Unke, Unke, komm geschwind,
„komm herbei, du kleines Ding,
„sollst dein Bröckchen haben,
„an der Milch dich laben."

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal sein Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken." Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit Jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz heraus und tödtete das gute Thier.

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, so lange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen rothen Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing der Todtenvogel an in der Nacht zu schreien, und das Rothkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

---

1. Die Erzählung ist von so wunderbarer kindlicher Einfachheit, daß wenig daran zu erläutern ist. Die Unke gehört zu der Gattung der Frösche, und zu den Kröten. Sie ist oben olivengrün mit röthlichen Warzen und einem glatten, hellgelben Längsstreifen über die Mitte des Rückens, an den Füßen hat sie keine Schwimmhaut; ihre Augen sind grünlich-grau. Ihre Stimme ist der des Laubfrosches ähnlich. Sie hält sich am Tage — am liebsten in Kellern und feuchten Orten — verborgen und kommt erst des Nachts hervor. Daher nennt man scherzweise im Sprüchwort einen Menschen, der immer daheim hockt und nicht herauskommt, eine Hausunke. Auch hat dies Gernverweilen des Thieres in menschlicher Wohnung und Gemeinschaft (das freilich auch zum guten Theil der Dichtung ange-

hört) mancher Sage den Stoff gegeben *). So der ob'n stehenden und der unten folgenden. Das Kind hat seine Freude an dem Besuch (nach der Weise der Kinder, die sich zu dem stillen, gebundenen Thierleben, dem sie nach ihrem Sinn und Wesen noch näher stehen, hingezogen fühlen) und ruft sie, wenn sie nicht gleich herbeikommt, mit einem Sprüchwort hervor. Doch hat es eine dunkle Ahnung, daß das kleine, stumme, mißgestaltete Thierlein seines Wesens und Geschlechts nicht ist, denn sie redet es an: Ding! Sie schilt und schlägt es, doch meint sie's nicht bös, sie schlägt es „sanft" auf den Kopf, und was sie ihr sagt, wird dasselbe sein, was sie sich von der Mutter schon manchmal hat sagen lassen. Die kommt nun herbei und tödtet das gute Thier. In dem „gut" drückt sich hier das Mitleid aus mit dem unschuldig getödteten Thiere, das dem Mädchen nicht blos nichts zu Leide gethan, sondern ihr Freude gemacht, viel schöne Sachen zum Dank gebracht und durch ihr Zusammenleben des Kindes Gedeihen wunderbar und geheimnißvoll gefördert hat. Mit dem Tode der Freundin ist auch des Kindes Lust und Wohlsein dahin: es verliert seine schönen rothen Backen, magert ab und liegt bald hernach auf der Bahre. Und wie des Kindes Lust und Kraft und Leben an eines Thierleins Leben gebunden war, so nehmen trauernd auch die kleinen Vöglein an seinem Sterben Theil. Der Todtenvogel verkündet klagend sein nahes Ende und das Rothkehlchen sammelt Zweiglein und Blätter zu seines Grabes Schmuck. — Der Todtenvogel — das Käuzchen, auch Leichenvogel genannt — ist ein Vöglein von graubrauner Farbe mit weißen Flecken, es hat sein Nest in alten Gebäuden, Felsen, hohlen Bäumen, fliegt erst mit einbrechender Dämmerung aus, kommt auch oft an die erleuchteten Fenster und hat einen Ruf, den man verstehen mag: komm mit! komm mit! Dies alles zusammen hat ihn bei den Leuten zu einem Propheten des Todes gemacht und ihm die angegebenen Namen verschafft. Das Rothkehlchen, das Jeder kennt, ist ein gar munteres Vöglein, von dessen Treue und Liebe und Dankbarkeit, die es genauer kennen und sorgfältiger beobachten, gar manche liebliche Geschichte wissen.

2. Ein ähnliches Mährlein von der Unke, das uns auch die Gebrüder Grimm erzählen, lautet so: Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Unke aus einer Oeffnung unten an der Mauer hervor kommen. Geschwind breitete es sein blauseidenes Halstuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinnst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Köpfchen so lang' dawider, als sie nur noch

*) Nach Tyroler Volksglauben sind die Kröten arme Seelen, die auf Erden in dieser Gestalt umherirren und Sünden büßen. Nach andern Sagen tragen sie im Kopfe einen Edelstein von wunderbarer Wirkung, und nach unsern beiden Sagen haben sie in ihren Höhlen große Schätze verborgen von Gold und köstlichem Gestein.

Kräfte hatte, bis sie endlich todt da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

3. Was nun den Kern unseres Mährchens betrifft, dies geheimnißvolle Verwachsensein zweier Wesen und Leben, also daß eines, losgelöst vom andern, nicht leben und gedeihen kann, so giebt dazu eine Zeitschrift der Gegenwart (der St. Louis Harald, vom 12. Juli 1854) einen andern, merkwürdigen Beleg. Sie erzählt nämlich: „Ein Mann, Namens O'Mara, ein eingewanderter Irländer, hatte ein zartes, schwächliches Kind von etwa 13 Jahren, das durch den Tod einer Schlange vorige Woche unter folgenden Umständen starb. O'Mara wohnt an der Kopperas-Bucht in der Grafschaft Franklin unweit dem Depot der Eisenbahn, welche zum stillen Ocean führt. Vor etwa 9 Monaten fing das Kind an blaß und mager zu werden und abzuzehren, obgleich es bisher frisch und voll gewesen und keine Krankheitssymptome ausfindig zu machen waren. Während des Winters trocknete sie schmerzlos und ohne Klage zu einem bloßen Skelett zusammen. Mit einbrechendem Froste schien sie wieder aufzuleben. Im Frühjahr fing sie an, jeden Tag regelmäßig zu einer bestimmten Stunde auszugehen und sehr hungrig zurückzukommen, obgleich sie stets Butterbrod mitnahm. Sie war nicht dahinzubringen, zu Hause Gemüse oder Fleisch zu essen. Ihr regelmäßiges Verschwinden alle Tage zur bestimmten Stunde fiel endlich auf, so daß Nachbarn den sonst ziemlich unbekümmerten Vater vermochten, ihr eines Tages unbemerkt nachzugehen. Sie eilte nach einem entfernten Theile der Bucht, setzte sich dort nieder und blieb regungslos mit ihrem Butterbrod sitzen, bis ihr Vater mit Schrecken eine große schwarze Schlange herankreiseln und den Kopf auf ihren Schooß legen sah. Das Mädchen fütterte jetzt die Schlange, welche jedesmal fürchterlich zischte, so oft sie selbst ein Stück zu essen versuchte, so daß sie es erschreckt aus dem Munde nahm und ihr gab. Der Vater, von fürchterlicher Angst ergriffen, wagte nicht sich zu bewegen, aus Furcht, die Schlange möchte das Kind und ihn tödten. Aber ein unwillkürlicher tiefer Athemzug, den die Schlange zu hören schien, vertrieb sie. Das Mädchen sprang auf und bat zu Hause um mehr Butterbrod. Sie hatte den Vater nicht bemerkt, der ihr nun auch auf ihrem zweiten Wege unbemerkt, mit einer Flinte bewaffnet, nachging. Als die Schlange nun wieder herankreiselte, schoß er sie durch den Kopf, noch ehe sie dem Kinde nahe gekommen war. Sie rollte und wälzte sich in fürchterlichen Windungen. Das Kind fiel ohnmächtig zusammen und wurde zwar wieder zu sich gebracht, aber nur, um unter den fürchterlichsten Krämpfen und Zuckungen, welche denen der Schlange ganz ähnlich waren, in demselben Augenblick zu sterben, als die letzten Spuren des Lebens aus dem Körper der Schlange gewichen waren. Es war eine schwarze Schlange von der unschädlichen, d. h. nicht giftigen Art, 7 Fuß 6 Zoll lang. Durch die Aussagen des Vaters hat sich herausgestellt, daß das Mädchen seit undenklichen Zeiten nichts zu Hause gegessen, sondern Alles, was sie zu Hause bekommen, der Schlange gegeben, so daß sie nur von dem, was sie zuweilen übrig ließ, ihr Leben gefristet haben kann.

4. Thema zu schriftlicher Uebung: Mährchen von dem Bäumlein, (das ein Kind gepflanzt, gepflegt — das Blüthen und Früchte bringt — da kommt ein böser Wurm und tödtet es, oder ein Sturm oder ein Eber oder ein böser Mensch reißt es nieder, es wird ihm seine Krone geraubt, es geht ein, und das Kind stirbt auch bald hernach).

5. Frühlingslied.

(Von L. H. Ch. Hölty.)

1. Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
die kleinen Maienglocken blühn
und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
ist schon so bunt
und malt sich täglich bunter.

2. Drum komme, wem der Mai gefällt,
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüthe.

1. Das ist ein einfaches Lied, der Ausdruck Einer, einer einfachen Stimmung, nämlich der Freude am Frühling. Der erste Vers enthält die Schilderung, der zweite die Ermunterung, Aufforderung. In wenigen bedeutsamen Zügen wird zuerst die Frühlingsnatur geschildert: die Luft, das Thal, die Blumen, die Wiese. Ein Bild schließt sich hier natürlich an das andre an. Blau und grün sind die beiden herrschenden Farben des werdenden Frühlings, die erquickendsten, wohlthuendsten, befriedigendsten für Auge und Gemüth. Unter den lieblichsten, zugleich sinnbildlich bedeutsamsten Blumen des Frühlings sind die Maienglöckchen, gleichsam die zur Frühlingsfeier läuten, und die Schlüsselblumen (oder Primula veris oder Himmelsschlüssel), ein Bild des wieder erschlossenen Himmels (s. u.). Die Farbe des Maiglöckchens ist weiß, die der Primel gelb, also sind 4 Hauptfarben in diesen wenigen Worten uns vor Augen gestellt. Mit dem folgenden Wort: der Wiesengrund ist schon so bunt — wird die ganze erwachende und erwachsende Blumenwelt, auch der minder schönen, edlen und bedeutsamen, die aber in ihrem Zusammenstehen ein reizendes, anmuthiges Bild entfalten, zusammengefaßt. Das Wort: und malt sich täglich bunter — bringt in das Bild Leben und Fluß, indem sie das Werden und Wachsen andeutet. Vergl. in Uhland's „Frühlingsglaube": Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag, das Blühen will nicht enden u. s. w. Drum komme, wem der Mai gefällt — in dem Sinne: wer für solche Anmuth und Schönheit Sinn und Herz hat. Freue sich Gottes Vatergüte — man würde in Prosa diese Wortstellung nicht wählen dürfen, weil es so dem Worte Vatergüte nicht anzusehen ist, in welchem Falle es steht — man müßte es nach dem vorausgehenden Genitiv „Gottes" vielmehr für den Accusativ nehmen — in Prosa würde es heißen: freue sich der Vatergüte Gottes. Doch vergl. in N. 9: voll süßer Düfte Schaum. Nun war bisher nur die schöne Natur geschildert und zu ihrem Genuß ermuntert, mit

2, 3 tritt der Hinweis ein auf den, dessen Vatergüte (= väterliche Güte) das alles hervorgebracht; und dies giebt dem Dichter Anlaß, noch ein anderes schönes Bild der Frühlingsnatur hinzuzubringen, nämlich den Baum in seiner Blüthenpracht. Freue sich der schönen Welt und Gottes Vatergüte, die solche Pracht 2c. Dies sagt mehr, als wenn es z. B. hieße: freue sich der schönen Welt, die Gottes Vatergüte in solcher Pracht 2c. Freue dich, heißt es, der hier sich offenbarenden väterlichen Güte Gottes, die auch in deinem Leben täglich und stündlich sich offenbart, und Blumen und Blüthen gestreut hat auch auf deine Wege.

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Gottes Güte im Frühling — der Baum in seiner Pracht (wir betrachten den Baum 1. im Schmuck der Blüthen, 2. im Schmuck der Früchte, 3. im Schmuck des herbstlichen bunten Laubes, 4. im Schmuck des Reifs und Schnees) — der Kranke im Frühling. —

3. Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde 1748 zu Mariensee in Hannover geboren, eines Pfarrers Sohn, zeichnete sich von Kindheit an durch die äußerste Lernbegierde, so wie durch ein freundliches, stilles, treues Wesen aus, verlor durch die Blattern im neunten Jahre das Gesicht, und erhielt es erst nach zwei Jahren wieder, studirte in Göttingen Theologie, (wo er mit Bürger, Boie, Voß, Miller, den Grafen Stolberg u. A. den Hainbund — eine Dichtergemeinschaft – stiftete) und starb, in Folge eines Bluthustens, schon im 28. Lebensjahre 1776 in Hannover. Seine Lieder zeichnen sich durch Wohllaut, Innigkeit und edle Einfalt aus, und athmen eine herzliche Liebe zur Natur und eine — oft von einem Zuge der Wehmuth und Todesahnung begleitete — Hingebung in Gottes Willen. Am meisten in den Volksmund übergegangen sind seine Lieder: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen — Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang uns Lenz und Jugend blühn (sein letztes Lied) — Ueb' immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab.

4. Ein anderes Frühlingslied unseres Dichters, durch welches der genannte Zug der Wehmuth hindurchklingt, lautet so:

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Schon auf den Bäumen,
Und Vögelschall tönt überall.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen,
Wer weiß, wie bald die Glocke schallt?

5. Schließlich lesen wir drei andere Lieder, zunächst das, auf welches wir oben hingewiesen, es ist überschrieben: das Himmelsschlüsselchen und verfaßt von K. B. Trinius.

1. Das Himmelsschlüsselchen.

So siehst du denn, zu schön'rem Sein erlöst
Des Himmels Licht, die freie Erde, wieder!
Wie dehnet sie, der schweren Band' entblößt,
Und regt mit Lust und badet sich die Glieder.

Hervor schon dränget sich die junge Saat;
Es regt das Leben sich in tausend Hüllen,
Der Baum, der Wald bricht auf, mit schöner That
Die Hoffnung aller Herzen zu erfüllen.

Es trägt die Lerche jubelnd himmelwärts
Zum Thron des Herrn das Feierlied der Erden;
Und dennoch mag und immer nicht das Herz
Recht froh bewußt des jungen Frühlings werden.

Wie üppig auch sein grünes Busenband
Der Bach mit jungen Graseshalmen schmückte,
Kein Bienchen kommt! es bückt sich keine Hand,
Die sie zum Schmuck für die Geliebte pflückte.

Aus erd'gem Duft, im feuchten Schooß erzeugt,
Steht dieses Frühgebild emporgeschossen;
Kein Himmelsthau hat liebend es gesäugt,
Der ehern noch im Firmament verschlossen.

Doch sieh! es bricht aus Südgewölk hervor,
Des Himmels Pförtner naht mit Sturmes Rossen,
Und krachend aufgethan das heil'ge Thor,
Strömt Segen aus, vom goldnen Blitz erschlossen.

Auf fährt, erwacht aus Träumen, die Natur:
Der Frühling wandelt über die Gefilde,
Und streut ein Zeichen aus auf seiner Spur,
Der goldnen Schlüssel duftige Gebilde.

2. Winterlied

(von J. G. v. Salis).

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein;
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Krystall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen;
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schneees Last
Den Wand'rer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach, es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner von der Scheune.
Der Zeisig hüpft

Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan, auf festgedieg'ner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins Weite,
Und preise Den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

3. Winterlied
(von Hölty).

Keine Blumen blühn;
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen,
Nur das Fenster füllen
Blümchen, roth und weiß,
Aufgeblüht aus Eis.

Ach! kein Vogelsang
Tönt mit frohem Klang;
Nur die Winterweise
Von der kleinen Meise,
Die am Fenster schwirrt
Und um Futter girrt.

Freude flieht den Hain,
Wo die Vögelein
Sonst im grünen Schatten
Ihre Nester hatten;
Freude flieht den Hain,
Kehrt im Hause ein.

---

6. Himmelblau.

(Von Em. Fröhlich.)

1. Die Erd', ein großer Freudensaal,
Erglänzt in aller Farben Strahl,
Wann über das allgrüne Land
Allblauer Himmel ist ausgespannt.

2. Er selber, der die Farbenpracht
Mit milden Blicken angefacht,
Schaut nieder aus des Himmels Au;
Drum strahlet sie verklärtes Blau.

3. Und immer zieht es uns hinan,
Dem Unsichtbaren uns zu nahn;
Und auf die Sehnsucht und das Grab
Schaut friedevoll das Blau herab.

---

1. Die Ueberschrift erklärt sich aus dem Liede von selber als Hauptwort: Blau des Himmels; sonst wird das Wort in dieser Form gewöhnlich als Eigenschaftswort gebraucht: blau wie der Himmel. Das Lied zerfällt in drei Verse und Abschnitte, der erste redet von dem Himmelblau, der zweite von Gott, der dritte von dem Menschen; oder: der erste sagt, wie der Himmel ist, der zweite, durch wen und warum er so ist, der dritte, wie er auf uns wirkt. Die Erde ist ein großer Freudensaal genannt, nach einem sehr geläufigen Bilde, wie es z. B. in dem „Frühlingsmahl" (von W. Müller) heißt: er hat gedeckt die Tische in seinem weiten Saal; u. o. Freudensaal, d. h. zur Freude bestimmt, oder: von Freude erfüllt. Warum wird gerade an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange die Erde so bezeichnet? weil sie eben zu der Zeit, wenn sie so geschmückt ist und einen solchen Himmel über sich hat, am klarsten sich als ein Ort der Freude darstellt, am lebendigsten die Freude erweckt. Erglänzt — die Vorsylbe bezeichnet das Werden, vergl. blühen und erblühen, stehen und erstehen. In aller Farben Strahl — im Strahl, Strahlen aller Farben; die Zusammensetzungen Farbenpracht, Farbenschmuck u. a. bezeich-

nen den Begriff von einer andern Seite, unser Wort bezeichnet bestimmter das scharfe und volle Auftreffen und Zurückgeworfenwerden des Lichtes. Wann — d. h. zu der Zeit, da; aus dem neueren und gewöhnlichen Sprachgebrauch ist dies Wort fast ganz verschwunden, während es sonst im Unterschied von wenn, dem bedingenden (causalen), zur Bezeichnung des rein zeitlichen Verhältnisses gebraucht wurde. Wir würden auch an unserer Stelle wenn setzen. Das allgrüne Land, der allblaue Himmel — eine ungewöhnliche Zusammensetzung, in dem Sinne: das überall, ganz grüne Land rc. vergl. allregsam, allbereit. Das Auffallende liegt darin, daß man das Stammwort mit dem Bestimmungswort nicht in eine Verbindung bringen kann, wie in den andern geläufigeren Zusammensetzungen, z. B. allmächtig (zu Allem Macht habend), allseitig (von allen Seiten —) allfarbig (in allen Farben —) allbekannt (bei Allen bekannt) u. a. Blau und Grün sind auch hier die Farben, die vor andern hervorgehoben werden, vergl. N. 5.: die Luft ist blau, das Thal ist grün. Ausgespannt — wie ein Zeltdach. Er selber — warum wird Gott hier nicht näher benannt? indem es so verhüllt bezeichnet wird, wird die Vorstellung um so nachdrücklicher und eindringlicher erweckt. Er selber — also nicht seine Boten, seine Engel, nicht die in der Natur des Geschaffenen liegende Kraft; es kommt dem Dichter darauf an, gerade von dieser Seite die Sache darzustellen, vergl. in dem oben angeführten Gedicht: er ist es selbst gewesen, der gute, reiche Wirth rc. Er hat die Farbenpracht mit milden Blicken angefacht, d. h. die milden Blicke sind die Ursache, welche die Farbenpracht hervorgerufen. Milde Blicke mußten es sein, durch welche die linden, lieblichen Farben emporgesproßt sind. Vergl. in der Fabel: Zeus und das Pferd: Der Gott warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel. Anfachen heißt soviel als anwehen, (daher Fächer, fächeln, Fackel) anzünden (vergl. Und hat ein allbelebend Feuer in unsern Herzen angefacht — den Zorn zur Flamme anfachen u. a.) — Schaut nieder aus des Himmels Au. Der Himmel, eine große, ebene, blaue Fläche, wird mit einer Aue (d. h. Wiese) nicht unpassend verglichen (s. u.). Schauen ist das ruhige, betrachtende, genießende Sehen. Hinter Au steht ein Semikolon, weil der folgende Satz ein Hauptsatz ist und den Grund angebend, mit drum eingeleitet ist. Es ist ein schönes Bild: weil Gottes Auge herabschaut vom Himmel, deswegen ist er so blau verklärt. Strahlet, sonst unbezüglich, hier bezüglich (wie sonst: ausstrahlen): die Himmelsau strahlet verklärtes Blau = in verklärtem Blau, ist in Blau verklärt; nämlich durch Gottes Blick und Gegenwart, nicht wie das irdische, das gewöhnliche Blau. Vergl. Lockt dich die liebe Sonne nicht, das feuchtverklärte Blau? — Und rc., d. h. und darum, oder: und so. Immer zieht es uns hinan. Es, nicht das Blau, sondern unpersönlich, wie: gilt's mir oder gilt es dir — oder: es zieht mich an, es treibt mich fort, es läßt mir keine Ruhe. Immer — weil das Blau unverändert, das Sehnen immer ungestillt bleibt. Denn er ist doch der Unsichtbare — uns nur in dem Bilde sichtbar, dem Himmelsblau. Zu nah'n — in Andacht, Liebe, Glauben, Anschauen. Es zieht uns hinan, aber wir haben auch, wenn wir diesem Zuge folgen, davon

einen Segen, das Sehnen findet gleichsam eine Erwiderung, eine Befriedigung. Das Blau, das ja des himmlischen Vaters Bild — und Auge ist, — das Blau, das still und unwandelbar am Himmel sich ausbreitet, gleichsam steht, während alles Irdische vergeht und alle Menschen sterben müssen, es schaut friedevoll, tröstend, beruhigend, erhebend, hinanziehend auf uns hernieder, auf die Herzen, welche voll Unruhe schlagen, voll Sehnsucht sind, ihn und seine Klarheit zu schauen und die Verklärten wieder zu sehen, des Friedens theilhaftig zu werden und der Sterblichkeit Schranken zu durchbrechen, und auf die Gräber, darunter die Herzen schlafen, die einst auch solches Sehnens voll waren; es mildert den Schmerz und tröstet das Herz, wie der Balsam eine Wunde heilt. Der Grundgedanke des Liedes wird hiernach der sein: Das milde, freundliche Himmelsblau, zusammt dem Hoffnungsgrün der Erde, tröstet, erhebt, beruhigt das trauernde Herz, stillt den Schmerz, erhebt ihn über die Erde und ihre Noth und Trennungsthränen und giebt dem suchenden, verlangenden Sehnen eine sichere Hoffnung und Befriedigung. —

2. Der Verfasser dieses Liedes ist ein berühmter Fabeldichter: Emanuel Fröhlich, geboren 1796, Pastor in Aarau in der Schweiz.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Die blaue Farbe — das Grün — der sichtbare Himmel ein Bild des unsichtbaren himmlischen Vaters.

4. Schließlich einige Gedichte verwandten Inhalts.

1. Der Himmel.

(Von Rückert).

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farben hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge drin in tausend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:

Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß Niemand es auslegen kann zur Gnügen.

2. Der Aether.

(Von E. Geibel).

Hoher Aether, hoher Aether,
Gestern sonnig, heut mit sanften
Schatten meine Schläfe kühlend,
O wie preis' ich deine Wunder!
Wie ein Vater ruhig heiter
Trägst am Busen du den Erdkreis,
Und er lächelt dir und läßt dich
Seines Wesens Duft und Blüthe,
Seine ganze Schönheit saugen;

Denn die hohen Berge athmen
Zu dir auf, die Wälder streu'n dir
Rauschend ihren besten Weihrauch,
Thal und Fluß und Quelle dampfen
Dir ihr täglich Morgenopfer,
Und die Menschen — gleich als zög' es
Ewig sie zu deiner Stille —
Senden dir zu jeder Stunde
Ihrer Brust lebend'gen Odem,
Ihre Lieder, ihre Seufzer.
Und du nimmst die reichen Gaben
Willig hin und sammelst alle;
Aber nicht für dich — in Wolken
Deine Stirn verhüllend wandelst
Du den Schatz in lauter Segen,
Und in lichten Feuerflammen
Und in Tropfen und in Güssen
Giebst du, wonniglich befruchtend,
Ihn der durst'gen Erde wieder.
Hoher Aether, hoher Aether,
Wie der Geist des Dichters bist du,
Der auf Flügeln über'm bunten
Farbenspiel des Lebens schwebend
Seine Schönheit selig einsaugt.
Und dann wogt's in ihm, dann wölkt sich's
Wunderbar, er kann die Fülle
Seiner Schätze nimmer halten,
Und, wie du in Blitz und Regen,
Steigt er nieder im Gesang.

3. An den Aether.

(Von Fr. Hebbel.)

Allewiger und unbegrenzter Aether!
Durchs Engste, wie durchs Weiteste Ergoßner!
Von keinem Reiz des Daseins Ausgeschloßner!
Von jedem Hauch des Lebens still Durchwehter!

Des Unerforschten einziger Vertreter!
Sein erster und sein würdigster Entsproßner!
Von Ihm allein in tiefster Ruh Umfloßner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!

Mein schweifend Auge, das dich gern umspannte,
Schließt sich vor dir in Ehrfurcht, eh' es scheitert,
Denn nichts ermißt der Blick, als seine Schranken.

So auch mein Geist vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, sich nie so sehr erweitert,
Den Allumfasser wieder zu umranken.

---

7. Die Sternthaler.

(Von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus

ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gieb mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod und sagte: „Gott segne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinen Kopf, schenk mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm sein's, und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und zog sein Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und es waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und war reich für sein Lebtag.

---

1. Die Geschichte hat 3 Abschnitte: a. des Kindes Armuth, b. seine Frömmigkeit und Barmherzigkeit, c. sein Lohn. Des Kindes Noth ist sehr groß. Vater und Mutter sind ihm gestorben, kein Mensch nimmt sich seiner an — es ist „von aller Welt verlassen" — es hat gar nichts mehr, das es sein nennen könnte. Es wird nun zuerst gesagt, was es nicht hatte — kein Kämmerchen mehr und kein Bettchen — dann, was es noch hatte, nämlich Kleider und Brod, aber auch die Kleider nur, die es eben auf dem Leibe trug, und nur ein Stückchen Brod, und auch das nur von einem mitleidigen Herzen geschenkt. Die Bezeichnung: ein mitleidiges Herz ist besser, als die: ein mitleidiger Mensch; denn die Hand ist es zwar, die die Gabe darreicht, aber das Herz, das mitleidige Herz ist es, das sie schenkt. (Vergl. Aller Augen warten auf dich. Hinunter ist der Sonne Schein. Im Himmel wacht ein heiter Aug' die ganze Nacht u. a.) Noch geschenkt hatte, nämlich ehe es noch fortging oder nachdem Vater und Mutter schon gestorben waren. So steht nun das Bild deutlich vor uns: ein kleines Mädchen (vielleicht 5, 6 Jahr alt), ein Mützchen auf dem Kopfe, ein ärmliches Kleidchen auf dem Leibe, die Füßchen wahrscheinlich bloß (sonst würde wohl noch eher ein Kind darum gebeten haben), die Aeuglein verweint und trübe, und in der Hand hat's ein Stücklein Brod. Und daß es kalte Jahreszeit gewesen, schließen wir aus dem Folgenden. Nichts als Noth und Mangel. Aber in einem Stück ist es doch glücklich und reich. Seine Eltern haben dem lieben Kinde nicht Geld und Gut hinterlassen, aber ein schönes Erbtheil hat es doch von ihnen, das es reich macht bei aller Armuth, nämlich sein gutes, frommes Herz, sein Gottvertrauen, seine Liebe (Daher: es war aber gut und fromm). Was soll es nun noch daheim? Es hat hier keine Heimath mehr, Vater und Mutter sind dahin, Bruder und Schwester hat es nicht, die Nachbarn kümmern sich nicht um sie; so geht es ins Feld, in die weite Welt. Was es da finden, wie es ihm da ergehen wird, darum sorgt es sich nicht, es läßt den lieben Gott sorgen, auf den es vertraut. Und zeigt sich sein

Gottvertrauen in diesem Entschluß schon, so zeigt es sich noch mehr in der Barmherzigkeit, mit der sie hingiebt Alles, was sie hat. Gott, wird sie gedacht haben, kann dir wohl andres bescheeren. Es ist kein Mensch so arm, daß er nicht noch ärmeren helfen könnte. Und so barmherzig erzeigt sich das liebe Kind, obgleich es von aller Welt verlassen ist — es hat's vielleicht schon Mancher, an dessen Thür es angeklopft, mit rauhen Worten abgewiesen. Ein armer Mann ist der erste, der ihr begegnet. Der konnte sich doch wohl eher durchhelfen, sie fragt und bedenkt sich nicht lange, da er so kläglich bittet, giebt sie ihm, was sie am allernöthigsten bedurfte zum Leben, und nicht ein Theil davon, sondern das ganze Stückchen, das sie hat, und nicht mit sorgendem oder unwilligem Herzen; Gott segne dir's! spricht sie, und geht weiter. An Gott denkt sie auch dabei, und erinnert, wenn schon unbewußt, den armen Mann, auch so zu thun. Nachdem nun die Nahrung weggegeben, geht's an die Kleidung. Zuerst kommt ein Kind — aus seiner Bitte sehen wir, daß es gleichfalls ein kleines Mädchen war, und die folgenden sind es auch — das jammert und bittet — doch nicht geradezu um des Kindes Mützchen, es mag so viel nicht verlangen, sonst hätte ja das arme Kind selber frieren müssen, es bittet nur, ihm etwas zu geben, womit es seinen Kopf bedecken könne. Da thut es, ohne sich zu bedenken, seine Mütze ab und giebt sie ihm. Abthun — verschiedene Bedeutung: ein Thier abthun = schlachten, ein Verbrecher wird abgethan, Luc. 23, 32; das Tagewerk ist abgethan = abgemacht, vollbracht, fertig gemacht; da ich ein Mann ward, that ich ab (= legte ich ab), was kindisch war, 1. Cor. 13, 11; die Taufe abthun = abschaffen, sich seines Glaubens abthun = ihn aufgeben, gleichsam ablegen; Gott thut (= zieht) seine Hand ab; ein Kleid, Schuh, Hut ꝛc. abthun = abnehmen, abziehen: so hier. Als es noch ein Bischen gegangen war — also kamen die Bitten so dicht bei einander, das Kindchen wird darum aber nicht ungeduldig und unwillig. Das zweite Kind hatte kein Leibchen an, so heißt das enge, festanschließende, ärmellose Brustkleid. Und fror, da gab es ihm seins — hier wartet's die Frage und Bitte gar nicht erst ab; so wächst mit dem Ueben das Herz und die Barmherzigkeit. (Doch kann man auch annehmen, daß die Bitte hier nur nicht ausdrücklich genannt ist). Eben so willig und unbedenklich giebt's dem dritten Kind sein Röcklein. Aber bei der vierten Bitte könnte es besorgt und bedenklich werden: kannst du nackt und bloß umhergehen? Aber es ist inzwischen in einen Wald gekommen, es ist schon dunkel geworden — so giebt's auch sein Hemdlein, auch das Letzte und Aeußerste, das es hatte, hin. (Das ist nun wirklich eine Liebe, die „das Hemdlein vom Leibe hingiebt.“) Es fürchtet sich nicht in dem dunklen Walde und in der dunklen Nacht — Gott, weiß es, ist bei ihm, und die Sorgen der barmherzigen Liebe lassen die Gedanken der Furcht um sich selber gar nicht aufkommen. Es heißt: es war dunkel geworden, es ist dunkle Nacht, nicht finster, das einen höheren Grad von Dunkelheit (von Mangel des Lichtes) bezeichnet, denn nachher wird gesagt, daß die Sterne vom Himmel fielen, also konnte es nicht ganz finster sein. Nun hat es gar nichts mehr — von aller Welt ist es verlassen — allein steht

es in der Welt, in der Nacht, in dem dunklen Walde. Da kommt die himmlische Liebe dem guten, frommen Kinde zu Hülfe und lohnt ihm seine große Liebe reichlich. Und nicht lange läßt die Hülfe auf sich warten, kaum ist das Letzte weggegeben, so ist sie auch da (da fielen auf einmal ꝛc). Und wie des Kindes Liebe wie ein Wunder ist, so geschieht auch die Hülfe durch ein Wunder: Die Sterne fallen vom Himmel, verwandelt in Thaler. Die Sterne — natürlich nicht alle, die am Himmel sind, aber es erscheint dem Kinde so. Sie, die in Silberglanz leuchten, sind verwandelt in lauter harte, blanke Thaler. Dieser Zusatz ist gemacht, um die Schönheit der Gabe hervorzuheben. Wie mag sich das Kindlein, das gewiß noch nie in seinem Leben ein solches Geld in seinen Händen gehabt und mit Augen gesehen, gefreut haben an den großen, klingenden Thalern und dem hellen Glanze. Sollen ihm aber die Thaler etwas helfen, so muß es sie auch sammeln und an sich nehmen können, darum bekommt es mit ihnen zugleich ein neues Hemdlein, und ein viel feineres, schöneres, als es zuvor gehabt. Die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit wird hundertfältig gesegnet, und mit viel schöneren Gaben, als sie ausgegeben.

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Des Mägdleins Leben bis zu seiner Eltern Tod — oder: bis zu seiner Wanderung ins Feld — oder: nachdem es also reich geworden — oder: die ganze Erzählung zu erweitern — oder: das Leben der heiligen Elisabeth — oder: des heiligen Martin — Strafe der Unbarmherzigkeit.

3. Schließlich eine andere Geschichte, eine Parabel von verwandtem Inhalt.

Die kleine Wohlthäterin.

(Von Krummacher.)

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus zweimal des Tages auf den Hof und streute die Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte. Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum thust du das, Minna?" „Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt," antwortete Minna, „daß die Thierchen Nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren."

Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen."

Die kleine Minna antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?"

Der Vater aber blickte die Mutter an und sagte: „O du heilige Einfalt!"

8. Der Esel mit dem Löwen.

(Von Lessing.)

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt eines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: „Guten Tag, mein Bruder!" — „„Unverschämter!"" war die Antwort. — „Und warum das?" fuhr jener Esel fort. „Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?"

---

1. Die Erzählung enthält fünf Hauptgedanken: 1. Esel und Löwe gehen aus; 2. es begegnet ihnen ein anderer Esel; 3. dieser grüßt den ersteren; 4. jener weist den Gruß zurück; 5. dieser fertigt den Hochmüthigen ab.

2. Wir lösen zunächst den ersten, etwas zusammengesetzten Satz in seine Theile auf: 1. Der Esel ging mit dem Löwen nach dem Walde. 2. Der Löwe brauchte den Esel statt eines Jägerhorns (zusammen: Einst ging der Esel mit dem Löwen, der 2c.). 3. Es begegnete dem Esel ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft. 4. Der rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! (verbunden 3. und 4. durch: und; dann 1. und 2. mit 3. und 4. durch: da; endlich in engerer Verbindung durch: als, wie es im Texte steht). Der Esel ging mit dem Löwen — warum ist es nicht umgekehrt gesagt (s. die zweite Fabel unten) da doch der Löwe in jeder Beziehung über dem Esel steht? Darum, weil in unserer Geschichte der Esel die Hauptperson ist und sein Zusammengehen mit dem Löwen zu der Moral führt. Mit dem Löwen des Aesopus — Aesopus ist ein berühmter Fabeldichter aus Griechenland, der zu Zeiten Solons, des weisen Mannes, von dem ihr wohl dies und das gehört habt, lebte. Er war ein geborener Sclave und hat mehrere Herren gehabt, der letzte, dem er diente, gab ihm endlich die Freiheit. Und als Sclave hat er die vielen schönen Fabeln gedichtet, von denen viele auch in unsere deutschen Bücher gekommen sind. Der Löwe des Aesopus heißt nun: der Löwe, von dem Aesopus so viele Geschichten erzählt hat, oder es wird mit dem Wort Bezug genommen auf eine der von ihm erzählten Fabeln *), an die die unsere sich anschließt. Der Löwe braucht den Esel statt eines Jägerhorns (merke: es heißt nicht: als Jägerhorn) — dies zeigt, wie gering er vom Löwen angesehen wurde, da er ihm wie eine Sache dienen mußte. Aber hat denn der Löwe nicht selber eine Stimme, und eine viel bessere und edlere als der Esel? Ja wohl, aber wenn er selber seine Stimme

---

*) Die Fabel des Aesopus nimmt diesen Ausgang: Der Esel mußte mit seiner Stimme die Thiere aus ihren Höhlen heraustreiben, und der Löwe, der davorstand, zerriß und fraß sie. Als nun der Löwe des Mordens müde und satt war, hieß er den Esel schweigen. Das nahm der übel und sprach: was dünket dich, hab' ich nicht mit meiner Stimme Großes gethan? Da sprach der Löwe: und kennte ich nicht deinen und deines Geschlechts Sinn, ich wäre vor Furcht selber geflohen, wie sie.

hätte ertönen lassen, so wären ja die Thiere nicht hervorgekommen, sondern weit weg geflohen. Er brauchte ihn rc. Brauchen heißt so viel als bedürfen, gebrauchen: in Anwendung nehmen; doch wird brauchen auch oft anstatt gebrauchen gesetzt, und so kann es an unserer Stelle sein. Er ging nach dem Walde, d. h. dem Walde zu; in den Wald hieße: in die Mitte des Waldes. Jenem entspricht für die entgegengesetzte Bewegung: von — her, diesem: aus; er kam vom Walde her, er kam aus dem Walde. Muß denn der Satz: der ihn statt eines Jägerhorns brauchte, nothwendig dabei stehen? Ja, sonst bliebe es unerklärlich, daß der Löwe friedlich mit dem Esel geht und nach dem Walde geht, woraus doch auf eine bestimmte Absicht zu schließen ist. Begegnete ihm — gegen, Gegner, gegenüber, entgegen, begegnen (einem auf dem Wege — einem hart mit Worten). Ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft = der ihm bekannt war, oder: einer aus, von der Zahl seiner Bekannten (Bekanntschaft als Sammelname, wie Mannschaft, Ritterschaft rc.) Mein Bruder - in dem mein liegt wohl die Absicht versteckt, dem Esel seine Brüderschaft in Erinnerung zu bringen, deren er sich wohl in so hoher Gesellschaft schämen mochte. Der Angeredete in seinem dummen Stolz antwortet ihm nur mit Einem, aber harten, zurechtweisenden Worte. Er nennt ihn unverschämt, weil er sich nicht scheute, alle Rücksicht, die nach seiner Meinung der höheren Würde zusteht, zu verleugnen und ihn, den der Gesellschaft des Königs der Thiere Gewürdigten, als seinen Bruder zu begrüßen. Unverschämt nennen wir den, der kein Gefühl hat für Ehre und Schande, für Anstand und Sitte. Die Esel sind sonst überhaupt ein dummes Geschlecht und treten so auch in der Fabel auf, aber hier hat doch der mit dem Löwen gehende dies Vorrecht, der andere antwortet auf den harten Gruß ruhig, besonnen und mit richtigem Verständniß. Fuhr jener Esel fort — als wenn gar nichts dazwischen geschehen oder gesagt wäre. Der Ausdruck rechtfertigt sich dadurch, daß die letzte Rede des zweiten Esels mit der ersten eng zusammenhängt, so nämlich: Guten Tag, mein Bruder; denn der bleibst du, wenn du auch mit einem Löwen gehst. Und warum das — bezeichnet den genauen (schnellen) Anschluß der Erwiderung an die vorige Rede. Die Frage ist unvollständig, ergänzt sich aber leicht so: warum soll ich das sein? Bist du deswegen rc., die fragende Rede rückt dem Esel die Wahrheit um so näher auf den Leib, gleich als müßte er selber darauf antworten, und er muß es, wenn auch unausgesprochen. Verwandle zur Vergleichung die fragende Redeweise in die grade (du bist deswegen rc.) — welche ist die stärkere, wirksamere? Mehr als ein Esel? für uns, die wir den Ruf des Esels kennen, hat diese Frage noch eine lächerliche Nebenbedeutung, die sie in der Rede des Esels selber nicht haben konnte.

3. Die Schlußworte schließen die Moral der Fabel ein, welche wir so ausdrücken können: Wenn dich einmal ein Höherer, um deine Dienste und Kräfte zu nützen, seiner Gesellschaft würdigt, so giebt dir das noch keinen höhern Werth und kein Recht auf stolze Verachtung von Deinesgleichen.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: Nachbildung in Anwendung auf Menschen — der Charakter des Löwen, des Esels in den Fabeln — über die Moral unserer Fabel — unsere Fabel zu vergleichen mit der hier folgenden.

5. Eine ähnliche Fabel von demselben Verfasser lautet so: Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe (warum hier nicht, wie in der vorigen Fabel, ein anderer Löwe) von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen. — So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

6. Schließlich ein Wort von Lessing aus der Abhandlung: von einem besondern Nutzen der Fabeln in der Schule. Er sagt darin: Man kann von den Fabeln für die Schule noch einen besondern Nutzen gewinnen, indem man die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. Z. B. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel (siehe die Anmerkung Seite 26.). — Hier bleibt der Lehrer stehn. Der Esel in Gemeinschaft des Löwen. Wie stolz wird der Esel auf diese Gemeinschaft gewesen sein! (So ist die obige erste Fabel entstanden). Der Löwe in Gesellschaft des Esels. Und hat sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen! (So ist die zweite oben mitgetheilte Fabel entstanden). Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte. Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter. Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: und die Krähe war wiederum Krähe. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechteres, als sie vorher gewesen war? Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwungfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen. Lasset nach! schrie sie endlich, ihr habt nun alles das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwungfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin, auch diese können nicht dein sein! — und hackten weiter. —

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre?

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt? Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken und er verreckte. Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler! —

Wie, wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdann noch über Undank der Schlange beklagen können?

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich hab es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben. Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtsschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht? Ach, schweig nur, erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt! Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undank hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandfleck brandmarken lässest. *Wahre* Wohlthäter haben selten Undankbare ver-

pflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und baut auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolf ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen?

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

---

9. Das Frühlingsmahl.

(Von W. Müller.)

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land,
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt,
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen,
Der gute, reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirthes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!"

1. Das Gedicht beginnt mit einer Frage, der aber das Bild schon zu Grunde liegt, welches durch das ganze Gedicht geht. Die Frageform regt an zum Aufmerken, Nachdenken, und belebt die Darstellung auch durch den Wechsel; man verwandle, um dies zu empfinden, die ersten Verse in erzählende Rede: Gott hat die weißen Tücher 2c. (abgesehen davon, daß dann der Anschluß von Vers 3. nicht paßt). Der Gedanke des Gedichts ist schon in der Ueberschrift angedeutet: es wird die Wonne und Freude des Frühlings unter dem Bilde eines Mahles dargestellt. Zuerst redet der Dichter von den Vorbereitungen dazu: es sind weiße Tücher über das Land gebreitet, und dieser Zug des Bildes, auf den es dem Dichter vornehmlich ankommt, wird dann noch weiter ausgeführt, es sind weiße, duftende Tücher mit grünem Rand. Das Mahl soll im Freien sein, es ist ein hohes, blaues Zelt übergezogen, ein bunter Teppich darunter gebreitet. Das sehen wir, es sieht's ja Jeder; wir fragen: von wem und von wannen all' diese Lust und Pracht? Darauf antwortet Vers 3.: Gott ist es gewesen, („er ist es selbst gewesen" — wohl in dem Sinne: nicht die Natur, nicht der Menschen Hand und Fleiß), von ihm kommt alles, er giebt alles, er ist „der Wirth des Himmels und der Erden"; des Himmels, indem er auch den so herrlich schmückt und auch da droben allen Geschaffenen Freude und Wonne die Fülle geben wird. Zu solcher Zeit vor allen offenbart sich seine Güte — daher der gute Wirth — und der unendliche Reichthum seiner Schöpfergaben, daher — der reiche Wirth, der nimmer ärmer wird. Nun wird gesagt, was er gethan, mit Hinweisung auf Vers 1.: er hat gedeckt die Tische (Vers 1.: wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land). In seinem weiten Saal, Vers 1.: über das Land, Vers 3.: der Erden. Nachdem nun Alles bereit ist, ruft er die Gäste; was lebet und webet, werden sie vorerst allgemein bezeichnet. Er ruft sie zum großen Frühlingsmahl — hiermit ist der Mittelpunkt des Gedichts ausgesprochen. Zu einem Mahle gehören außer dem Wirth und den Gästen auch Speisen; von ihnen redet Vers 5.: Jede Blüthe ist ein Becher, in dem Becher sind schäumende süße Düfte, und aus allen Blüthen strömen solche Düfte herab. Voll süßer Düfte Schaum — sonst muß immer das „voll" auf das nächste Hauptwort — das dann immer im zweiten Fall steht — bezogen werden; hier aber ist die Wortstellung eine unregelmäßige, voll ist zu beziehen zu „Schaum": voll Schaum süßer Düfte. Auf diese Erquickung, welche der Frühling darbietet, mußte sich unser Gedicht seiner Anlage nach beschränken. Denn alles Lebende sind mitfeiernde, genießende Gäste. Von ihnen ist nun weiter die Rede Vers 6. Vers 4. hieß es, alles, was lebet und webet, hier heißt es bestimmter: was kriecht und fliegt, was geht und steht auf Erden, was unter den Wogen sich wiegt. Vers 4. hieß es: er ruft, was lebet und webet, daran knüpft nun Vers 6. wieder an. Was geht und steht — damit sind hier nur die Thiere gemeint, der Mensch nicht mit, den Vers 7. besonders hervorhebt. Er wird bezeichnet als Himmelspilger, d. h. Pilger zum Himmel, und das ist hier gerade (im Unterschied der anderen geschaffenen, lebendigen Wesen) das bezeichnendste Wort für den Menschen: er pilgert wohl auf Erden, freut sich auch ihrer Anmuth und Gaben, aber seine Heimath ist der Himmel, der ist seiner

Pilgerschaft Ziel. In diesem Schlusse liegt zugleich die Spitze des Gedichts, was schon der Anfang (und du —) andeutet. Alles soll sich freuen und genießen. Auch der Mensch soll es. Aber er soll mehr: Gott will, daß du selig seist — du allein unter allen Geschaffenen kannst es — aber auch, daß du dankbar an ihn denkst.

2. Das Lied hat ganz die Frische, Lebendigkeit und Anmuth, die dem Inhalte gemäß ist. Eine besondere Schönheit sind die vielen glockenhaften gereimten Verbindungen und die Anklänge (Alliterationen), die darin vorkommen. Zu jenen: lebet und webet — Strauch und Baum — kriecht und fliegt — geht und steht; zu diesen: jede Blüth' ein Becher — unter den Wogen sich wiegt — trinke trunken dich — sinke selig.

3. Wilhelm Müller, geboren 1794 zu Dessau eines Schneiders Sohn, starb als Lehrer und Bibliothekar in seiner Vaterstadt. Von besonderer Schönheit sind seine Griechen- und Naturlieder.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: Gottes Güte im Frühling — Frühlingsluft — im Winter (Winterstille und Winterfasten) — der Uebergang vom Winter zum Frühling.

5. Schließlich ein anderes liebliches Frühlingslied *) in Henneberger Mundart von C. Neumann.

Die Stimmen Gottes.

Der lie'b Gott ist zum Gräserle gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Stiekt uf, ü Gräserle, der Summer kömmt,
Die Bienerle hann schu ogestömmt! —

Der lie'b Gott is zum Heckerle gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
's is Ziet, ü Heckerle, gät nu ruis,
Ü Schläfferle, uis eurem Huis.

Der lie'b Gott is zum Möckerle gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Ü Klenne, üe, no, kommt ü ball?
Sü stieke uff schu überall!

Der lie'b Gott is zum Käferle gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Bannt widder wollt dieß Jahr mitgehe,
So mößt ü aber nu uffstehe!

Der lie'b Gott is zum Vögele gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
No, hatte die Stämmerle guet probiert
Onn hatt die Liederle istudiert?

*) Vgl. auch das schöne allemannische Gedicht von Hebel: der Kirschbaum.

Der lie'b Gott is zum Baime gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Sis Ziet, stiekt uff, züükt euch hübsch oh,
So hübsch, as bies gesei när ko.

Der lie'b Gott is zu Jeden gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Kommt all! kommt all! ich bie'n euch guet!
Üü hatt euch all hübsch uisgeruhet.

Gänsblümle kömmt zuerst gekrache
Onn hoet zum lieben Gott gesprache:
Lieb'r Gott! bie'n ig recht ogezöö?
Ja, sprecht der lieb' Gott, bist hübsch ogzöö.

Machts Stachelbeerheckle si Thürle uff —
Onn hörts der liebe Gott schu ruff:
Huen ogezöö mi Jäckle grüe!
Der lieb Gott sprecht: es is recht schüe!

Onn fräädig kömmt a ä Möckle geflöö —
Hoet si gewäsche all Röckle ogzöö —
Onn sprecht: sies mie noch net zu klei!
Der lieb' Gott sprecht: sis doch hübsch rei!

Da flattert a ä Vögele iher,
Onn brengt dem liebe Gott schu Mähr.
Lieb'r Gott! hür' moel mi Liedle oh!
Gelt, lieber Gott, hörst, das ig ko?

Da kömmt a hortig ä Käferle gekrache
Onn hoet zum liebe Gott gesprache:
Die Annern komme a gleich all' —
Hoet ons värm Jahr göer wohl gefalln!

Sis regt, ü Guete! der lieb Gott sprecht —
So ball a nag den Baime frägt,
Da kömmt der Kerschbaam in groeßer Pracht
Onn hoet värm liebe Gott Staat gemacht.

Das hoet dem liebe Gott sehr gefalln
Onn frägt nach Jeden, frägt nach All'n,
Kaum hoets der lieb Gott uisgesprache,
Kömmt alles lebendig schu vürgekrache.

Das hoet dem liebe Gott sehr gefrääät
Onn hoet zu allen Erschaffne gesäät:
Soll keins vergehn — sei ümmer neu,
Will eweglich euer Vater sei!

Wils nu dem liebe Gott sehr gefrääät,
So hoet hä zu dem Summer gesäät:
Nu wart sü hübsch, nümm sü in Aicht,
Onn jue net eins von Allen veraicht.

Zum Herbest sprecht der liebe Gott:
Wann jedes sich gefrääst nu hoet,
Mach Jeden ü weich Bettle hi
Onn lees hübsch sanft onn ruchig ni!

Druff is der lieb' Gott in Himmel gange
Onn hoet zu spreche ogefange:
Ü Engel, hatt ü mi Erde gesiehe?
Guckt noa ämoel — sie is gaer schüe!

---

10. Das Hirtenbüblein.

(Von den Brüdern Grimm.)

1. Die Geschichte können wir uns in vier Abschnitte theilen, so: I. Das Hirtenbüblein. „Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt." II. Der König. „Der König hörte auch davon, glaubte es nicht, und ließ das Bübchen kommen. III. Das Büblein vor dem König (oder: Des Knaben Weisheit). „Da sprach er zu ihm: Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen. Sprach das Büblein: Wie lauten die drei Fragen? Der König sagte: Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer? Das Hirtenbüblein antwortete: Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wieviel Tropfen im Meere sind. Sprach der König: Wieviel Sterne stehen am Himmel? Das Hirtenbübchen sagte: Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier, und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: So-viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt sie nur. Aber Niemand war dazu im Stande. Sprach der König: Die dritte Frage lautet: Wie viel Secunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein: In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und wetzt sein Schnäb-lein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei. IV. Des Knaben Ehre. „Sprach der König: Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

2. Die Erzählung läßt Vieles unbestimmt: den Ort, wo das Hirten-büblein wohnte, das Land des Königs; die Namen beider; die Zeit („es war einmal"). Alles das ist für das Mährchen unwichtig, gleichgültig.

Gerade in dieser Unbestimmtheit und Allgemeinheit liegt die unvergängliche Frische und Neuheit und Anziehungskraft des Mährchens („Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“).

3. Es wird dem Knaben Weisheit beigelegt. Wir lesen: Er war berühmt wegen seiner weisen Antworten. Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, sprach der König. Es fragt sich: Worin zeigt sich die Weisheit? Wir wollen (die allgemeine Bedeutung und Auffassung hier bei Seite setzend) sagen: In dem Vermögen, verborgene Wahrheit zu finden und zu erkennen. Waren denn aber die Antworten des Knaben hier wirklich weise? Der König sagt freilich nur: Wie ein Weiser, d. h. aber nicht: fast so gut, ähnlich wie ein Weiser, sondern: Du, ein Knabe, hast die Fragen gelöst wie ein weiser Mann. Die Fragen wollen Unmögliches, Unbegreifliches: die Antworten passen dazu, sie setzen einem Unmöglichen, Unbegreiflichen ein anderes Unmögliches, Unbegreifliches entgegen. Das ist der Witz, das ist die Weisheit der Antworten. Die dritte Antwort ist die gehalt- und werthvollste, die erste und zweite sind mehr kindlich naiv, als sinnig. Wir wollen uns hierbei erinnern der drei Fragen und der drei Antworten in dem „Kaiser und Abt“ (von Bürger), jene und diese sind denen in unserer Geschichte gleichartig. Dort sagt der Kaiser: Wer das Wenn und das Aber erdacht u. s. w.

4. Die Geschichte ist überschrieben: Das Hirtenbüblein. Es liegt auf der Hand, warum. Aber wir wollen uns noch eine andere Ueberschrift suchen. Wir denken daran, daß es ein Knabe, ein Knabe aus dem niedrigen Hirtenstande ist, dem diese Weisheit beigelegt wird, und können danach als Ueberschrift setzen: Die Weisheit ist an kein Alter und an keinen Stand gebunden. Oder wir bedenken: Die Weisheit wird auch dem Knaben nicht von selber gekommen sein, er wird sich in der Natur rechtschaffen umgesehen, genau gesehen, sich Fragen gestellt und Antworten gesucht, auch weiser, älterer Leute Rath und Lehre gern gesucht und gehört haben, hier findet er nun seinen Lohn, und wir können die Geschichte überschreiben: Lohn der Weisheit.

5. Aber warum ist's gerade ein Hirtenbüblein, das solche Weisheit hat? Der Hirtenstand spielt überhaupt eine bevorzugte Rolle in der Geschichte und Sage. Vergl den Hirtenreigen von Johannes Falk: Was kann schöner sein, was kann edler sein, als von Hirten abzustammen u. s. w. Hirten und Könige stehen in der Sage (und in der alten und ältesten Geschichte) immer nahe bei einander. Ihr Beruf ist innerlich verwandt, jene haben Heerden, diese Völker zu führen und zu weiden Oft sind auch Könige aus dem Hirtenstande hervorgegangen. Die Könige der Sage und der ältesten (auch sagenhaften) Geschichte sind nichts mehr, als die Väter einer großen Familie. — Das stille Leben in und mit der Natur führt wohl zu einer aufmerksamen Betrachtung, zu einem sinnigen Verständniß des Lebens der Natur und der Menschen. Es liegt aber dem Zuge, daß gerade ein Hirtenbüblein solche Weisheit zeigt, die Vorstellung, der Gedanke zu Grunde, der schon oben angedeutet, daß nicht äußere Vorzüge der Macht, des Reichthums, des Standes, der Ehre vor Men-

schen ein Vorrecht der Weisheit geben, daß im niedern Volke oft mehr gesunder Witz und klares Verständniß zu finden, als in den anderweit bevorzugten.

6. Wir gehen nun auf Einzelnes ein und folgen dabei der oben angegebenen Eintheilung.

Ad I. Hirtenbübchen. Das Wort Bube heißt bei den Schwaben und Schweizern soviel als bei uns Knabe, Junge. Bei uns hat es einen schlimmern Sinn, es bedeutet da einen ungezogenen, boshaften Jungen, und dann überhaupt einen schlechten, boshaften, ehrlosen Menschen, daher man es denn auch so zusammensetzt: Schandbube, Spitzbube, Lotterbube (Apostelgesch. 17, 18.). — Wir wollen dem Satze einmal eine andere Form geben, mit: so — daß; oder mit: weil. Wäre der Satz: Die es auf alle Fragen gab, nicht überflüssig? Nothwendig ist er nicht, aber vollständiger ist die Rede so, wie sie steht. Wir wollen aber nicht übersehen: Der Knabe läßt sich fragen und antwortet dann, so ist es des Kindes gemäß, es heißt nicht: wegen seiner weisen Reden. — Weit und breit. Das reimt sich und heißt soviel als: Im ganzen Lande, überall. Es werden auf solche Weise zwei Worte, die sich reimen, verbunden, um eine Gesammtheit, ein Ganzes auszudrücken, zusammenzufassen, z. B. Freund und Feind, Freud und Leid, Lug und Trug, Dach und Fach, Hülle und Fülle, Stein und Bein, Schritt und Tritt, gehn und stehn, aus Rand und Band, schalten und walten, Sack und Pack, leben und weben.

Ad II. Auch. Mit diesem Worte ist der Satz an den vorigen angeschlossen, zunächst an die letzten Worte. Alle Welt wußte von ihm, auch ꝛc. Glaubte es nicht — was nicht? Daß der Knabe so weise sei, daß er die weisen Antworten wirklich gegeben, die man von ihm erzählte. Die Erzählung eilt schnell zur Hauptsache, daher sind die ersten Abschnitte, die Einleitung, so kurz gefaßt.

Ad III. Da. Wir wollen uns dieses „da" einmal weiter ausdenken. Der Knabe wird von des Königs Boten in das Schloß geführt, er wird beim König angemeldet, die große Thür wird aufgethan, der Knabe tritt in den großen, reichgeschmückten Saal, sieht den König, der auf seinem Throne sitzet, grüßt ihn, schaut dann ruhig wartend, freundlich, bescheiden nach ihm auf — da — u. s. w. Drei Fragen. Warum gerade drei? — In der oben angezogenen Geschichte: der Kaiser und der Abt, legt jener diesem auch drei Fragen vor. Auch in vielen andern Geschichten (vergl. z. B. N. 3.) kommt die Zahl drei oder die Dreitheiligkeit vor. Das Sprüchwort sagt: Aller guten Dinge sind drei. Es liegt dieser Eintheilung im Allgemeinen diese Vorstellung zu Grunde: Satz, Gegensatz, Vermittlung, oder: Anfang, Mitte, Vollendung. In unserm Fall: Um ihn recht zu prüfen, sich recht zu überzeugen, bedarf es drei Fragen und drei Antworten; wie die Seele vom Unglauben zum Zweifel und zur Gewißheit (Ueberzeugung) übergeht. Ansehen wie mein eigen Kind. Das Wort: ansehen, hat verschiedene Bedeutung. Er sahe ihn an und liebte ihn. Gott richtet ohne Ansehen der Person. Er ist ein angesehener Mann. Es kümmert ihn nicht das Ansehen bei Menschen. Ansicht. (Das ist meine Ansicht. Das ist eine Ansicht von Wien). An-

gesicht. Ansichtig. Nun schreibt mir 7 Sätze auf, in welchen dies Zeitwort in verschiedener Bedeutung vorkommt, dazu abgeleitete Haupt- und Merkmalswörter. Was heißt es hier? Du sollst mir gelten, ich will dich achten als mein eigen Kind. In dem Blick, mit dem ein Mensch uns ansieht, erkennen wir meist, was er von uns hält, wie er uns achtet: Daher die übertragene, bildliche Bedeutung. In meinem königlichen Schloß. Warum der Zusatz: königlich? versteht sich's nicht von selber, daß ein König ein königliches Schloß habe? Wohl, aber es ist auch nicht darum ein königliches genannt, weil es einem König gehört, sondern weil es groß und prächtig ist, wie es einem Könige zukommt. Der König. Gleich im Anfang, in der zweiten Zeile heißt es auch so: Der König, und ist von dem Könige vorher noch gar nichts gesagt. So fragen wir: Wer ist denn der König? wir kennen ihn ja nicht. Nun, es ist der König in dem Lande, darin auch das Hirtenbüblein wohnte. Weiter brauchen wir nichts zu wissen. Vergl. in einem andern Mährchen: Zur Sommerzeit ging einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren. Und in N. 3. hier: Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald. Wie ist das der da zu erklären? Es steht da der Einzelne als Stellvertreter der ganzen Gattung (vgl. o.). Wie viel Tropfen. Merke: Der König fragt immer nach einem Wieviel, das war nicht sonderlich weise, und nach einem Wieviel dazu, das sich gar nicht bestimmen läßt. Er fragt aber: Wie viel, nicht wie viele, ist das ein Unterschied? Könnte hier das Letzte auch stehen? Es steht auch das zweite und dritte Mal und auch in den drei Antworten viel, nicht viele. Darum, daß nur die Menge, die große Zahl soll angegeben werden, ohne zu gedenken der Einzelnen alle, daraus die Menge besteht. Gleichwie man im Sprüchwort sagt: Viel Köpfe, viel Sinne; aber zum andern: Viele Hunde sind des Hasen Tod. — Herr König, laßt alle. Wir wollen diesen Satz einmal in andere Form fassen mit diesen Bindungen: wenn ihr — also daß. — Kein Tröpflein mehr, d. h. von jetzt an, von der Zeit, wo du also thust. — Dann machte es 2c. Das Zeitwort machen wird in bequemer Redeweise für viele andere gebraucht, wie für: reisen, eilen, öffnen, verschließen, arbeiten, sich befinden. Gieb dazu Beispiele! — Kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen. Kaum und fast nicht sind gleichbedeutend, sie schränken die Aussage, den Begriff ein. Beispiele! Warum steht aber bei dem Zweiten noch das gar? Weil es darauf eben ankam, daß die Punkte nicht gezählt werden konnten; dies soll hervorgehoben werden. Aber die Punkte waren doch nur fast nicht zu zählen, nur kaum zu sehen, wer es genau genommen, hätte sie wohl sehen und zählen können. Folgt daraus: Es ist, was der Knabe that, nur ein kindliches, spielendes, scherzendes Auskunftsmittel. Denn die Sterne des Himmels sind in Wahrheit nicht zu zählen und ist ihrer nur ein kleiner Theil zu sehen. — Es vergingen einem die Augen, d. h. die Augen gingen einem über, daß man eben nicht das Einzelne unterscheiden konnte. Wie gebraucht man sonst das Wort vergehen? Es vergeht Alles, es vergeht mir der Muth, die Lust; der Wanderer hat sich vergangen im Walde; der Bösewicht hat sich vergangen wider das Gesetz und Gottes Gebot;

es vergeht mir Hören und Sehen. Wir wollen die Rede: So viel Sterne stehen am Himmel 2c. einmal anders fassen, so: wenn — so — auch; oder: wie — so; oder: so wenig als — so wenig 2c. — Man bezeichnet Personen durch ein Hauptwort oder ein Fürwort; will man aber weder eine einzelne Person, noch bestimmte Personen bezeichnen, so gebraucht man — wie ich's eben selber gethan — das Wort man. Wie heißt nun davon der dritte Fall? Ihr sagt, es giebt keinen. Und ihr habt Recht; das man kann nur im ersten Fall gebraucht werden, der es ist. Aber wenn man nun auch den dritten Fall braucht? Nun, seht hier: daß einem die Augen vergingen (wenn man darauf blickte). — Niemand war dazu im Stande. Sonst sagt man: Niemand war es (nämlich: zu thun) im Stande. Die Zusammenstellung hier wird die richtigere sein. Anwendungen des Wortes: Der Jäger hat auf der Jagd, der Krämer auf dem Jahrmarkt einen Stand; der Stand der Sonne; ich bin außer Stand (ihren Wunsch zu erfüllen); ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. — In Hinterpommern. Wo dies Mährchen seine Heimath hat, wissen wir nicht, und aus der Geschichte selber erfahren wir es nicht; das Hinterpommern kann aber nur gewählt sein als Beispiel eines entlegenen, fernen, unbekannten Landes.

Ad IV. vergl. III. Anf. Aufgelöst. Das Verworrene, Verwickelte wird aufgelöst, daher hier das Bild. Sonst wird das Wort auch gebraucht von einem Stoffe, der in dem andern sich auflöst, auch von Tönen und Tonverbindungen in der Musik; auch von Sterbenden. — So kurz und andeutend wie die Einleitung ist auch der Schluß.

7. Themata zu Aufsätzen: Des Knaben Leben in des Königs Schloß. — Brief des Knaben an seine Eltern daheim. (Er wird seine Heerde ohne ihr Wissen verlassen haben, die Eltern haben ihn gesucht, um sein Ausbleiben sich gesorgt, nun schreibt er, bittet um Verzeihung, erzählt sein Abenteuer und sein Leben an des Königs Hof und bittet die Eltern, ihn zu besuchen.)

8. Jakob Ludwig Grimm wurde geboren 1785 zu Hanau, Wilhelm Karl Grimm 1786. Professoren erst in Göttingen, seit 1840 in Berlin. Kinder- und Hausmährchen. Deutsche Sagen. Deutsche Grammatik. Deutsche Mythologie. Deutsches Wörterbuch u. v. a. wissenschaftliche Werke von hoher Bedeutung.

9. Schließlich ein ähnliches Mährchen, das wir zum Theil als eine Fortsetzung des unsrigen betrachten können.

Der Hirtenknabe.

(Von A. J. Liebeskind.)

Abbas, mit dem Zunamen der Große, König von Persien, hatte sich auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu, das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen treffenden Antworten dieses Kindes der Natur,

das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm, Vezier", rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezier kam herbei; der König setzte seine Fragen fort und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzt, in Kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber, er gab ihm den Namen „Ali Beg" und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten; Treue und Klugheit in seinem Amte; Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden; Gefälligkeit gegen Alle, die ihn um etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn beim Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherren hatten Ali's Feinde erwartet und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König Anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklage wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war, und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er

kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle? Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden, du hast dein Amt verloren und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld beweise. „Herr", sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener, er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt. Der König konnte nichts dagegen einwenden, allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier Alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken, sein Gesicht erröthete, er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn, was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen." Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche die eisernen Schlösser und Riegel verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten all mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen

wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher war, als im Ueberfluß deines Hofes."

Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Thränen gerührt. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edlen nie wieder erholen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

---

11. Lied eines Armen.

(Von L. Uhland.)

1. Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

2. In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh ich blüh'n,
Ich seh die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

5. O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

---

1. Wir wollen zuerst versuchen, uns von dem Armen ein deutliches Bild zu entwerfen. Er ist sehr arm; es fehlt ihm, was er bedarf zu des Leibes Nothdurft und Nahrung, Kummer und Sorge und Mühe ist sein Theil. Wie werden wir ihn uns äußerlich vorstellen? — Seine Last wird ihm um so schwerer, weil er allein steht, seine Eltern sind begraben, es bekümmert sich Niemand um ihn, er ist einsam mitten unter den Menschen. Es hat aber die Noth nicht, wie bei so Vielen geschieht, sein Herz verhärtet und verwildert: er gedenkt noch mit treuer, wehmüthiger Liebe seines Vaters und seiner Mutter; er weilt gern unter frohen Menschen und wünscht Jedem herzlich guten Tag, die Noth hat ihn also nicht gegen die Andern,

die es besser haben, verbittert, wenn gleich Niemand seiner Noth sich angenommen; er ist in seinem Wünschen sehr bescheiden, nur einmal noch recht frohen Muthes möchte er sein. Und was ihn tröstet und erhebt in seinem Elend, das sind nicht irdische Hoffnungen, auf menschliche Klugheit und Berechnung, auf Erdengut und Menschenhülfe gegründet: sein Trost liegt über, jenseits der Erde.

2. Das Gedicht zerfällt in zwei gleichgroße Abschnitte, von denen der erste des Armen Klage enthält, der andere des Armen Trost. Demnach könnten wir die Ueberschrift genauer so stellen: des Armen Klage und Trost. (Auf welche Seite legt der Dichter das größere Gewicht?)

3. Vers 1. sagt zuerst, was er ist (arm — einsam), dann, was er wünscht. Vers 2. sagt zuerst, was er früher war, dann, was er jetzt ist. Vers 3. sagt zuerst, was andere haben, dann, was er hat. So hat jeder der drei Verse zwei Seiten. Er ist arm und geht allein, er möchte noch einmal frohen Muthes sein; hieran fügt sich der Gedanke an des Kindes Leben im elterlichen Hause, da war er nicht allein, da war er immer frohen Muthes, hieran wiederum der Gegensatz, wie es geworden seit ihrem Tode. Recht frohen Muthes, sagt er: es kommt ja wohl auch dem Armen, auch dem Aermsten noch zuweilen eine Stunde des Frohsinns, aber von Herzensgrund und gänzlich ohne den Druck der Sorge wohl nimmer. Noch — wie ich's gewesen in vorigen Zeiten, und ehe ich sterbe. Der bittre Kummer — Kummer ist der Schmerz über ein Uebel, das uns drückt, und die Sorge um Befreiung davon. Vergl. kummervoll, bekümmert, kümmerlich, verkümmert, Kümmerniß. Der bittre Kummer — eine sinnliche Empfindung (des Geschmacks) auf einen geistigen Zustand übertragen, vergl. einem das Leben verbittern, er weinte bitterlich; eine süße Pflicht (Arbeit macht das Leben süß), Vers 5. ein süßer Trost, eine saure Arbeit, Miene u. a. — Von dem eignen Kummer und der eignen Noth wendet sich die Vorstellung auf den Reichthum und das Glück der Andern: Vers 3. Mein ist der unfruchtbare u. s. w. Hier ist der Gegensatz in einem Bilde dargestellt. In eigentlicher Rede würde er vielleicht so lauten: ich habe kein Theil an ihren Blumen und Früchten, Saaten und Erndten. Statt dessen heißt es: mein Weg ist der unfruchtbare, auf dem keine Blumen und Saaten, keine Freuden und keine Hoffnungen sprießen, nur Dornen und Disteln -- der Sorge und Noth und Mühe. Dieser Weg ist unfruchtbar, weil ihn Sorge und Mühe ge(be)treten hat (trat — v. Anfang) Sorge und Mühe, Mangel und Noth; dennoch — so der Uebergang zu Vers 4. In froher Menschen Schwarm — weist zurück auf Vers 1. In Schwarm liegt die Vorstellung der Menge, des ordnungslosen, geräuschvollen Durcheinandersichbewegens. Mit stillem Weh — weil er der eignen frohen Kindheit und seiner gegenwärtigen Noth gedenkt. Er grüßt einen Jeden herzlich und warm — es kommt also kein Neid in seinem Herzen auf. Wie kann er aber gern unter frohen Menschen weilen? sollte er sie nicht vielmehr meiden? Dem guten Herzen ist es, auch wenn es selber bedrückt und traurig ist, eine Erquickung, eine Erleichterung und Freude, frohe Menschen zu sehen. Dennoch kann er hierin einen völligen Trost für seine eigne Lage nicht finden; woher soll er ihn nehmen?

4. Darauf antwortet nun der folgende Abschnitt. Er findet den Trost im Aufblick zum Himmel, in der Kirche, in der Natur, im Gebet, in der Hoffnung der Freuden des ewigen Lebens. In dem Allem ist Gott („der ewig reiche Gott") sein Trost, daher bedeutsam dieser Abschnitt beginnt mit dem Ausruf: o reicher Gott! und bis ans Ende eine Rede ist mit Gott. Ein Zug besonderer Schönheit des Gedichtes liegt in der Wahrheit, in dem Maßhalten; auf keiner Seite eine Uebertreibung, weder auf der dunkeln, noch auf der lichten. So wird hier nicht gesagt, daß durch die Trostesquellen jene Klagegründe ganz aufgehoben würden, es heißt: du ließest nicht ganz mich freudenleer. Es fließen noch Freudenquellen, die, weil sie Allen zugänglich sind, Allen offen stehen, auch ihm nicht mangeln. Darauf liegt der Nachdruck, daher Vers 5.: für alle Welt, Vers 6.: in jedem Dörflein, jedem Ohr, Vers 7.: auch mir, Vers 8.: jedem Guten — auch ich. Hier findet er also doch eine Gemeinschaft. Vergl. Vers 1. und 4. Himmelher — eine schöne Wortbildung, für das gewöhnliche: vom Himmel her. Vergl. daher, dorther. Welches nun dieser Trost sei, der sich vom Himmel für alle Welt ergießt? Die folgenden Verse geben darauf die Antwort Zum Himmel weist, dem Himmel dient das Gotteshaus, am Himmel leuchten tröstend die Gestirne, zum Himmel wendet sich das betende Herz, im Himmel ist der Heimgegangenen Wohnung. — Das Gotteshaus steigt empor — hinausweisend über der Erde Noth und Sorge zum Himmel, zu Gott. In jedem Dörflein — auch in dem kleinen, ablegenen, armen Orte. Sorg' und Kummer verschließen Ohr und Herz dem fröhlichen Gesang, der heitern Musik; sie wandeln ihren Weg still und stumm, hier aber ist ein gemeinsamer Gesang, eine erhebende Musik, der auch des Bekümmerten Herz und Ohr und Mund sich gern aufthut: die Orgel und der Chorgesang. Sonne, Mond und Sterne — das entspricht Vers 3.: der Reichen Gärten, die goldne Saat, wie Vers 6. dem zweiten, Vers 8. dem vierten Vers. Die Gestirne leuchten so liebevoll, wie empfindende, theilnehmende Wesen, auch so im Gegensatz zu den reichen, fröhlichen Menschen. Doch sind sie nur die Zeichen und Zeugen der Liebe des himmlischen Vaters, der sie an den Himmel setzte auch dem Armen zu Trost und Freude. Wenn die Abendglocke hallt — nicht als wäre nicht jede Stunde des Tages zum Gebet geschickt, aber die Abendglocke ladet dazu besonders ein und die feierliche Stille der abendlichen Natur. Von den sichtbaren Zeichen des Unsichtbaren (Kirche, Gestirne) wendet sich die Rede zu dem von dem Sichtbaren befreiten, obgleich von dem sinnlichen Klange noch angeregten Thun des frommen Herzens, dem Gebet, und von diesem in natürlichem Zusammenhang zu den Freuden des Jenseits. Jedem Guten — in dem Bewußtsein, seine Noth in geduldiger Ergebung getragen, des Gebets nicht versäumt, Gottes trotz seiner bittern, mühe- und dornenvollen Pilgerschaft nicht vergessen zu haben, zählt er sich getrost zu den Guten, denen die Hoffnung der Freuden des ewigen Lebens aufgethan ist, und er kann es. Alle Züge dieses Verses haben ihren Hintergrund in dem gegenwärtigen Zustand des armen Mannes und dem gegenwärtigen Glück und Glanz der Reichen. Hier, auf Erden, wohnte er in armer, niederer Hütte und sein Leben war der Freude baar,

nur spärliche Lumpen bedeckten seinen Leib, und geringe und wenige Speise war seine Nahrung und diese in trauriger Einsamkeit genossen, oft auch litt er Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens; dort — — —. Wir können uns hierbei an das Gleichniß vom großen Abendmahl erinnern.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Wodurch gewinnt der Arme unsere Theilnahme? — Klagelied eines Reichen (vergl. Hebel, der geheilte Patient; und Hagedorn: Johann, der muntre Seifensieder) — Segen der Armuth (vergl. L. Schefer: der Gast) — Lob des Mittelstandes.

6. Der Dichter dieses Liedes ist Ludwig Uhland, ein schwäbischer Dichter, geboren 1787 am 26. April zu Tübingen, studirte die Rechte, wirkte als Advokat in Stuttgart, später als Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung, und lebt, nachdem er kurze Zeit (1829) Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen gewesen, gegenwärtig in seiner Vaterstadt als Privatmann. Von seinen Gedichten sind die schönsten und bekanntesten seine Lieder (unter denen viele Natur- und patriotische Lieder), welche sich durch Einfachheit und Wahrheit der Empfindung auszeichnen, und seine Balladen, welche meist Stoffe der mittelalterlichen, vaterländischen, besonders auch der würtembergischen Geschichte und Sage in lebendigster Anschaulichkeit, ernster Kraft, tiefer Sinnigkeit und unübertrefflicher Formvollendung behandeln. Er gehört zu den bedeutendsten Dichtern der neuern Zeit. —

7. Wir verweisen zum Schluß auf ein Lied verwandten Inhalts von Hebel (allem. Gedichte, I. Theil, S. 158: der Bettler) und hören zwei andre desgleichen von W. Wackernagel und Hoffmann v. Fallersleben.

I. Der Bettler.

(Von W. Wackernagel.)

Die Lerche fliegt noch einmal auf
Und singt den letzten Abendpsalm,
Und steigt herab und legt ihr Haupt
Zur Ruh im Nestlein unter'm Halm.

Wie lieblich ruhest du im Nest,
Wie trägst du, Halm, die schwere Frucht,
Wie stattlich schreitet dort nach Haus
Der Rinder und der Schafe Zucht.

Mir reift kein Korn, mir färbt sich nicht
Die Traub' am Stock, die Frucht am Ast,
Mir raucht kein Heerd, mir deckt kein Dach
Allnächtlich meines Bettes Rast.

In frommer Leute milde Hand
Ist all' mein Hab und Gut gelegt;
Wo sich ein Herz erbarmt, da ist
Der Acker, der mir Früchte trägt.

Und find' ich auch kein Haus, in dem
Mein müder Leib sich niederstreckt,
Herr Gott, dein Himmel stehet fest,
Der sie und mich und Alles deckt.

Und deine Sonne wandelt heut
Und wandelt morgen, die mich wärmt,
Bis du in deinen Himmel nimmst
Die Seele, die sich ausgehärmt.

Da klopfen, wie die Bettler hier,
Verzagend einst die Reichen an,
Und selten wird den Reichen dort
Und oft den Armen aufgethan.

II. Lied eines armen Dammastwebers.

(Von Hoffmann v. Fallersleben.)

Ach könnten wir doch leben
Nur einmal sorgenfrei!
Wir weben stets und weben,
Und bleiben arm dabei.

Blüht Freud' in Dorf und Städtchen,
Im Wald und auf der Flur,
So hängt an einem Fädchen
Doch unsre Freude nur.

Wie manches Fädchen schießen
Wir in den Auftrag ein,
Eh' uns daraus will sprießen
Ein farblos Blümelein.

Doch wie auf weißem Grunde
Schneeweiß manch Blümlein blüht,
So soll zu jeder Stunde
Auch blühen das Gemüth.

Ist farblos unser Leben,
So ohne Frühlingsschein —
Gott wird einst Frühling geben,
Wir alle warten sein.

12. Der reichste Fürst.

(Von J. Kerner.)

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

3. Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein.

4. Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer.

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

1. Preisend mit viel schönen Reden. Es liegt in diesem Ausdruck der Sinn: sie machten viel schöne Worte, aber die rechte Wahrheit traf doch nur Einer. Ihrer Länder Werth und Zahl. Nun, mehrere Länder in des Wortes gewöhnlichem Sinne besaßen sie wohl nicht, aber Städte mit ihren Gebieten, wie Eberhard, der große Erbschaften machte und zu seiner Grafschaft Würtemberg die Grafschaften Tübingen, Weinsberg, Calw, Waihingen, das Herzogthum Teck u. a. hinzugewann. Saßen viele deutsche Fürsten. Es werden im Folgenden nur vier derselben redend aufgeführt, die ein Gespräch untereinander führten, aber gegenwärtig waren viel mehr. Denn es war ein Reichstag, im Jahr 1495, wo die Geschichte vorkam. Es rühmt nun Jeder die Vorzüge seines Landes, der eine das Silber in seinen Bergen, der andere, was auf den Bergen und in den Thälern sich findet, den Wein, die Saaten, der dritte

seine reichen Klöster und großen Städte. So schreitet die Rede von dem, was die Natur an sich erzeugt, zu dem fort, wobei die Menschenhand mit thätig ist und endet mit dem, was eine reine Schöpfung menschlicher Thätigkeit ist. Doch sind dies Alles nur äußerliche Schätze, Besitzthümer. Im Gegensatz zu diesen dreien steht nun der vierte. Er gesteht zuerst ein, was seinem Lande mangelt, doch erwähnt er dabei weder der goldnen Saaten noch des Weines, weil dies eben ihm nicht abging, oder: er nennt nur beispielsweise zwei der vorgenannten Dinge. Wohl in manchem tiefen Schacht — das „wohl" dient, wie häufig, blos zur Verstärkung der Aussage. Seht mein Land, konnte der Kurfürst vom Rhein (von der Pfalz) wohl sagen, denn Worms liegt am Rhein und lag in seinem Lande. Schaffen, daß mein Land den euern wohl nicht steht an Schätzen nach — ist eine harte Construction und ungefüge Wortfolge. Eberhard wird genauer bezeichnet, warum? der mit dem Barte — oder wie er vielmehr hieß, Eberhard im Bart wird er genannt zum Unterschied von den mehreren andern Eberharden, die Fürsten Würtembergs gewesen; und dies war um so n"thiger, da oben die Zeit nur ganz unbestimmt angegeben worden. Der weitere Zusatz: Würtembergs geliebter Herr, bereitet das Folgende vor und zeigt zugleich, wie der Dichter, selber ein Sohn Würtembergs, für ihn gestimmt ist und den Leser stimmen will. Das längere Verweilen bei dem Namen läßt uns überdies die Bedeutung der Person errathen. Graf Eberhard im Bart war 1445 geboren, einer vortrefflichen Mutter Mathilde und des Grafen Ludwig Sohn, und trat in seinem 11ten Jahre die Regierung an. Er war in seiner Jugend wild und unbändig, von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande kehrte er ganz verändert zurück und erwarb sich den Ruhm eines weisen, edlen, kräftigen, lieben Fürsten. Er gründete 1477 die Universität Tübingen. Aus allen Kräften und mit gutem Erfolge unterstützte er in seinen guten Vorsätzen den Kaiser Maximilian I., welcher ihn, in Anerkennung seiner Verdienste, im Jahr 1495 zum Herzog erhob, auf diesem Reichstag zu Worms, auf welchem das in dem Liede mitgetheilte Gespräch vorkam. Als er in dieser neuen Würde zum ersten Male auf dem Reichstage erschien, und man um die Sitze stritt, erklärte er, gern hinter dem Ofen sitzen zu wollen, wenn nur etwas Gutes berathen und beschlossen werde. Es ging von ihm in Würtemberg das Sprüchwort: wäre unser Herrgott nicht, so wäre Niemand billiger als unser Graf. Noch auf seinem Grabe nannte ihn der Kaiser den besten Fürsten und treuesten Rathgeber. Er starb 1496. — Auch die 6te Strophe ist nicht ohne Härte (daß in Wäldern rc., dann die Wortfolge — in Schooß). In Schooß, genauer inn Schooß, wie bei Arndt: hei! wie der weiße Jüngling inn Sattel sich schwang. Zur Sache vergleichen wir die Aeußerung Gustav Adolphs, des Schwedenkönigs: ich kann mich in den Schooß eines jeden meiner Unterthanen schlafen legen. —

2. Der Grunddanke des Gedichtes liegt auf der Hand. — Wir können ihn so aussprechen: des Volkes Liebe ist des Fürsten bester Schatz und Schutz.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Vergleich dieses Gedichtes von J. Kerner mit dem unten folgenden von W. Zimmermann. Der Glücklichste. Der Sicherste. Der Beste. Der Stärkste.

4. Verfasser des Liedes ist Justinus Kerner, geboren 1786 zu Ludwigsburg, lernt als Knabe bei einem Tischler, kommt später in eine Tuchfabrik, doch ist seine Freude und Liebe Natur, Poesie und Wissenschaft; 1804 geht er, um zu studiren, nach Tübingen, und lebt gegenwärtig als Arzt in Weinsberg, seit Jahren erblindet. Sein Haus steht am Fuße der Burg Weibertreue.

5. Der Stoff unseres Gedichtes hat auch andere, spätere Dichter angezogen und ist behandelt von Karl Grüneisen und von W. Zimmermann. Die letztere Bearbeitung als die schönere und weniger bekannte, wollen wir hier folgen lassen.

Graf Eberhard im Bart.

Zu Aachen saßen die Fürsten beim Mahle froh geschaart,
Und rühmten ihre Lande ein Jeder nach seiner Art;
Der Markgraf seine Quellen, der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben mit Gold und Edelstein.

Graf Eberhard saß schweigend. „Nun, Würtemberg, sag' an,
Was man von eurem Lande wohl Köstliches denken kann?“
Von köstlichen Brunnen und Weinen — Graf Eberhard begann —
Von Gold und Edelsteinen ich nicht viel rühmen kann.

Doch war ich einst verirret, im dicksten Wald allein,
Und unter'm Sternenhimmel schlief ich ermattet ein,
Da war es mir im Traume, als ob ich gestorben wär';
Es brannten die Trauerlampen in der Todtengruft umher.

Und Männer standen und Frauen tief trauernd um meine Bahr',
Und weinten stille Thränen, daß ich gestorben war.
Da fiel auf's Herz mir nieder ein Tropfen heiß und groß —
Und ich erwacht' — und ruhte in eines Bauern Schooß.

Vom Holzhau wollt' er gehen spät Abend heimathwärts,
Und mein Nachtlager wurde ein würtembergisch Herz. —
Die Fürsten saßen und horchten verwundert des Grafen Mähr',
Und ließen höchlich leben des Würtembergers Ehr'.

6. Die Idee unseres Gedichtes liegt auch in der Geschichte von Ludwig, dem eisernen Landgrafen, der eine Mauer um sein Schloß zu Naumburg in Einer Nacht aufbaut. Diese Geschichte ist wiederum in mannigfacher Gestaltung poetisch behandelt worden. So von Simrock in dem Gedicht: Habsburgs Mauern, von Grüneisen in dem Gedicht: die besten Mauern, und von Ortlepp in dem Gedicht: Ludwigs Mauern. Wir hören schließlich die Erzählung der Gebrüder Grimm.

Ludwig baut eine Mauer.

Einmal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart, seinen Schwager, nach Naumburg auf's Schloß, da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen und blieb eine Zeitlang da bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäude und ihre Gelegenheit, und kam hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete und sprach: „Eure Burg behaget mir wohl, ohne daß sie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat; die sollte auch stark und fest sein." Der Landgraf erwiederte: „Um die Mauern sorg' ich nicht, die kann ich schnell beschaffen, sobald ich ihrer bedarf." Da sprach der Kaiser: „Wie bald kann eine gute Mauer gemacht werden?" — „Näher, denn in drei Tagen," antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: „Das wäre ja wunderbar, und wenn alle Steinmetzen des deutschen Reiches hier beisammen wären, so möchte das kaum geschehen." — Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tische ging; da bestellte der Landgraf heimlich bei seinen Schreibern und Dienern, daß man von Stund' an Boten zu Roß aussandte zu allen Grafen und Herren in Thüringen und ihnen meldete, daß sie zur Nacht mit wenig Leuten in der besten Rüstung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Früh Morgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk also an, daß ein Jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmückt in Gold, Silber, Sammet, Seide und den Wappenröcken, als wenn man zu streiten auszieht; und jeder Graf oder Edelmann hatte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug, so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerdter und Aexte in Händen, und wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig Alles dies stillschweigend bestellt hatte, ging er zu seinem Schwager und sagte die Mauer, der er sich gestern gerühmt hätte zu machen, stehe bereit und fertig. Da sprach Friedrich: „Ihr täuschet mich," und segnete sich, wenn er es mit der schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat und so viel Schmuck und Pracht erblickte, sagte er: „Nun hab' ich köstlichere, edlere, theurere und bessere Mauern Zeit meines Lebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwager; habt immer Dank, daß ihr mir solches gezeiget habt."

Grimm.

---

13. Belsazar.

(Von H. Heine.)

1. Die Mitternacht zog näher schon;
   In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
   Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
   Belsazar hielt sein Königsmahl;

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
   Und leerten die Becher mit funkelndem Wein;

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht'; —
   So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten wie Gluth;
   Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

7. Und blindlings reißt der Muth ihn fort,
   Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort';

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
   Die Knechteschaar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
   Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt,
    Das war aus dem Tempel Jehova's geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
    Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
    Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehova! dir künd' ich auf ewig Hohn,
    Ich bin der König von Babylon!"

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
    Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
    Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand
    Da kam's hervor wie Menschenhand:

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
    Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
    Mit schlotternden Knieen und todtenblaß.

19. Die Knechteschaar saß kalt durchgraut
    Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand,
    Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
    Von seinen Knechten umgebracht.

1. „Die Königsburg in Babel stand auf dem Westufer des Euphrat, „bei dem heutigen Flecken Hillah. Eine hohe Mauer aus gebrannten „Ziegeln, 1½ Meile im Umfange, umgab diesen Palast. Eine zweite „Mauer aus getrockneten Ziegeln folgte, welche nur eine Meile lang war, „aber zu einer Höhe von 300 Fuß emporstieg. Sie war mit Steinplatten „belegt, auf welchen die verschiedenartigsten Thiere in halb erhabener Arbeit „gebildet und mit bunten Farben nach dem Leben kunstreich bemalt waren. „Endlich folgten hinter einer dritten Mauer die Palastgebäude, welche einen „Umfang von einer halben Meile ausfüllten. Hier waren Mauern, Wände „und Thürme mit Bildern lebender Wesen von der mannigfachsten Art „bedeckt, besonders war hier eine große Jagd dargestellt. Die Figuren „der Thiere waren höher als vier Ellen, man sah den König, der mit „der Lanze einen Löwen durchbohrte, und die Königin, welche vom Rosse „den Wurfspieß auf einen Panther schleuderte." —

Das ist das Gebäude, in welchem, was das Gedicht erzählt, vorging. Wir wollen dies Bild unserer Vorstellung lebendig einprägen, und dazu nehmen, was der Dichter giebt. Es ist bald Mitternacht (sie zog näher schon — also hat das Lärmen und Toben schon lange gedauert). Alles ist in tiefes Dunkel gehüllt, in des Königs Schloß helles Licht (es flackert — versinnlicht das unruhige, hastige Hin- und Herrennen), unten die ungeheure Weltstadt Babylon, in deren Straßen und Häusern am Tage und bis in die späte Nacht ein unruhiges, tausendfach bewegtes Leben hin- und herwogte, nunmehr doch überall (nur oben u. s. w.) in stummer Ruh (dies ist um des Gegensatzes willen absichtlich stark hervorgehoben), droben in des Königs Schloß wildes Toben und Lärmen. Und so die Folge der Bilder: erst die Natur oder der Himmel (der mitternächtige), dann, den Blick in die Tiefe, die Stadt, droben das Schloß, der Saal in dem Schloß, das Fest und Leben in dem Saale, die Knechte, der König. Viermal hinter einander in 4 Zeilen kommt das Wort König vor (Z. 3—6), es soll hervorgehoben werden, daß der König es war, der mächtige, gewaltige Herrscher, der in seinem prächtigen Schlosse, in dem großen, hohen Saal (Königssaal) sein Königsmahl, also ein außerordentlich großartiges, vielleicht zur Feier seines Geburtstages, hält. Und er ist es, um dessen Person sich die ganze Schilderung und Geschichte bewegt. Um ihn her sitzt in schimmernden Reihen, köstlich geschmückt, in Uebereinstimmung mit der Pracht des Saales und des Mahles und der Macht des Herrn, des Königs Troß, die Knechte. Daß der Dichter sie gerade so und immer und wiederholt so bezeichnet (vergl. Str. 4. 5. 8. 19. 21.), während es doch seine obersten Diener und Gewaltigen (vergl. Daniel 5, 1.) waren, die er um sich versammelt hat, darin werden wir die Bedeutung zu erkennen haben, daß es niedrige Sclavenseelen waren, die auf des Despoten Wink und Willen Alles sind und Alles thun (sie saufen sich voll, weil er es thut und will, sie jauchzen, brüllen ihm Beifall). Der König wird störrig genannt (Str. 5.) vergl. starr, stier, starren, storren = sich widersetzen), weil er gegen die Stimme des Gewissens, des Götterwillens sich verhärtet, verstockt hat, dawidersetzt.

2. Bis Str. 5. geht die Beschreibung, der wir die Ueberschrift geben können: das Königsmahl. Es folgt der zweite Abschnitt: des Königs Frevel — bis Str. 13. Hier tritt des Königs Bild in den Vordergrund. Seine Wange glüht. Es ist eine nur dem Dichter erlaubte Ausdrucksweise: die Wangen leuchten Gluth, da das Zeitwort leuchten sonst kein Object zu erhalten hat; es sind zwei Attribute auf diese Weise in eins verbunden: sie leuchten und glühen, eine leuchtende Gluth malt sich auf ihnen. Str. 7. ist das Wort Muth in einem Sinne genommen, wie es der gegenwärtige Sprachgebrauch nicht mehr bei dem einfachen Worte, sondern nur noch in Zusammensetzungen hat, wie Demuth, Hochmuth, Unmuth, wohlgemuth, nämlich in der Bedeutung von Sinn, Gemüth, Inneres. Vergl. Welch hoher Muth, wenn man dem Feinde Gutes thut; und die Redensart: wie ist dir zu Muthe? Str. 8.: er brüstet sich, vergl. das prosaische: sich in die Brust werfen. Es folgen mehrere verwandte Ausdrücke für des Königs Wesen und Gebahren schnell aufeinander, doch ist eine Steigerung darin angedeutet: es wuchs ihm kecker Muth, blindlings reißt der Muth ihn fort, er lästert, er brüstet sich frech und lästert wild, und später rufet laut mit schäumendem Mund. Frech ist sein Gebahren, indem er alle Würde von sich wirft, Gottes Arm und der Stimme der Wahrheit Trotz bietet und den Gesetzen der Wohlanständigkeit zuwider handelt. In dem Augenblick aber, da in ihm sein königliches Bewußtsein erwacht, ruft er mit stolzem Blick. (Str. 9.) Es geht Alles sehr schnell; hastig, wild war der Befehl gegeben, in stürzender Eile geschah die Ausführung. Str. 10. Das güldne Geräth hatte Nebukadnezar, sein Vater, aus dem Tempel zu Jerusalem geraubt (Daniel 5, 2.). Bei diesem wilden, schwelgerischen Mahle trinken der König, seine Gewaltigen und seine Weiber und Kebsweiber aus den heiligen Gefäßen (Str. 11. einen heiligen Becher): das ist der Frevel. Der Dichter führt aber die Sache noch weiter, er läßt den König gottlose Worte des Trotzes und Hohnes aussprechen, und so erhält das Gedicht erst in den Worten seine Spitze: „Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn, ich bin der König von Babylon!"

3. Mit Str. 14. beginnt der dritte Abschnitt: die Rache des Himmels. Graus war das Wort, (Grauen, Grausen erregend) wegen des Ungeheuern des Frevels, eines Frevels wider den unsichtbaren, allgegenwärtigen und allgewaltigen Gott, dessen Strafe man mit Angst und Bangen erwarten mußte. Es durchzuckt den König wie ein Blitzschlag, ohne daß er im ersten Augenblick weiß, aus welcher Ursache: es hängt diese plötzliche Aenderung mit dem, was Str. 16. erzählt wird, zusammen. Str. 15. Nicht als hätte der Knechte Troß die innere Umwandlung getheilt, sie richten sich eben in Allem nach des Königs Angesicht. Str. 16. Und sieh! Und sieh! Die Wiederholung malt die Bangigkeit der Erwartung, die Beklemmung der Schauenden, die Allmähligkeit des Entstehens der Schrift. Str. 18. Welchen Gegensatz gegen das Bild im vorigen und ersten Abschnitt. So schnell war der kecke, freche Muth gebrochen. Todtenblaß — oben: seine Wangen leuchten Gluth. Stieren Blicks. So wird oft die Weise der Thätigkeit durch einen Genitiv be-

zeichnet, z. B. stehenden Fußes, eilenden Laufes, spottender Weise, schnellen Blicks, gutes Muthes. Str. 19., vergl. Str. 5. 8. Die Magier oder die Weisen, Chaldäer und Wahrsager, wie sie das Buch Daniel bezeichnet (Daniel 4, 4. u. 5, 7.), waren die Bewahrer der Wissenschaft und Religion und standen in dem Ansehn, aus den Sternen, deren Bewegungen und Wirkungen sie genau beobachteten und verstanden, die Zukunft der Menschen und Völker voraussagen zu können.

4. Der Hauptgedanke, welchen das Gedicht veranschaulichen soll, ist: Gott läßt sich nicht spotten.

5. Der Dichter ist Heinrich Heine, geboren 1799 zu Düsseldorf, von jüdischen Eltern, trat 1825 zum Christenthum über und lebte dann in Hamburg, Berlin und München, seit 1830 in Paris, wo er am 17. Februar 1856 nach langen Leiden gestorben ist. Ein hochbegabter Dichter, aber ohne deutsches Herz und ohne Glauben an Gott und Menschen und Vaterland, ist er seinem Volke das nicht geworden, wozu er Beruf und Gaben hatte vor Vielen.

6. Themata zu schriftlicher Uebung: das Gedicht zu vergleichen mit der biblischen Darstellung — Characteristik des Königs — Gott läßt sich nicht spotten.

7. Die Geschichte ist erzählt Daniel c. 5, und danach ist das Gedicht verfaßt. Belsazar starb 530 v. Chr. Wir wollen diese Stelle nachlesen, und lassen schließlich hier eine Bearbeitung des Gegenstandes von einem noch lebenden Dichter Adolph Böttger folgen (aus der schönen Dichtung: der Fall Babylons).

(Aus I., 6.)

Umstarrt von goldnen Drachenungeheuern,
Die ihr gekröntes Haupt zum Himmel strecken,
Durchwürzt von Weihrauch und von Naphtafeuern
Auf säulenhohen Silberbecken,
Von tausend Ampeln tagesgleich erhellt
Empfängt der Königssaal den Herrn der Welt.

Am End' der Halle ragt des Königs Bild
In Riesenhöh', wie er zum Himmel strebt
Und den geweihten Becher hoch erhebt,
Zu seinen Füßen Babels goldnes Schild.
Gemälde rings von Priestern und von Götzen,
Den heil'gen Lotos in den Flügelhänden,
Und reihenweis vor den gefärbten Wänden
Goldschwere Sphinx' auf Alabasterklötzen.

Lichtblendend unter Purpurdecken glänzt
Der elfenbeingeschnitzte Königsthron,
Darauf der Herrscher ruht von Babylon,
Gewand und Haupt mit Rosen frisch bekränzt.
Zur Rechten unter blauem Baldachin
Steriffa, Babels schöne Königin,
Ihr glänzend Aug' wetteifert mit den Steinen,
Die Sternen gleich von Stirn und Nacken scheinen.

Des Festes Tafel prunkt in all' der Pracht,
Die auf des Herrschers mächt'gen Wink erwacht,
Sie blitzt von goldnen Bechern und Geschirren,
Die bei der Diener Tritt melodisch klirren;
Süß dampft der Speisen namenlose Zahl,

Die Lybien, Indien zollt dem Königsmahl,
Der Cyperwein blinkt lockend im Krystalle,
Und Zimmt und Nardenduft durchhaucht die Halle.

Auf Purpurpolstern streckt behaglich sich
Die auserwählte Schaar von Babels Edeln,
Von indischen Mädchen lüstern jugendlich
Umschmeichelt und umspielt mit Pfauenwedeln.
Der Sinnenlust steht offen Thür und Thor,
Umbuhlend reizt sie Gaumen, Aug' und Ohr.

(I., 8.)

Noch klirren und klingen
Die schäumenden Becher,
Noch girren und singen
Die lüsternen Zecher,
Noch rufen die Flöten und Cymbeln zum Tanz.
Vom Trunk ist die Wange
Des Königs geröthet:
Doch im Innern die Schlange
Nicht ist sie getödtet [1]):
Welk fallen die Blätter der Rosen vom Kranz.
Er streicht sich im Nacken die duftenden Locken
Und mißt argwöhnischen Blickes den Saal.
Da hört er die Stimme zum andernmal [2])
Leis hinter sich flüstern mit wildem Frohlocken:

[1]) Bezieht sich auf die Nachricht, die eben ein Bote ihm geheim gebracht von Verrath eines Sclaven und Treubruch der Königin.

[2]) Schon vorher hatte bei einem Gange durch die Hallen des Palastes eine geheimnißvolle Stimme in ähnlicher Weise zu ihm geredet (I., 5.), ihn höhnisch auffordernd, alle Bilder seiner Götter zu vernichten, auch Jehova in den Staub zu treten, daß er der einzige Gott sei Himmels und der Erden.

„Im Busen fühlst du's siedend lodern,
Und lebst dir doch zu Qual und Spott!
Bist du zu feig, die Götter auszufodern?
Die Stund' ist da — erweise dich als Gott!"

Den König trifft der schneidend bittre Hohn,
Es gährt in ihm — er winkt herab vom Thron:
„Trabanten, bringt des Tempels goldne Pracht,
Die heiligen Geschirre, die mein Ahn
Nach Babel von Jerusalem gebracht!"

Der König spricht's, und schnell ist es gethan.

Belsazar faßt Jehova's goldne Schaale,
Triumph im Blick, erhebt er sich vom Mahle,
Und ruft und schwingt das heilige Gefäß:
„Gewaltig erwiesen die Ahnen
Jahrtausende sich als Götter,
Ihr Enkel jedoch, der das Scepter
Ueber Babylon hält und das Weltall —
Gewaltiger ist er, denn Jene!
Welch Reich erhöb' sich zu Babel?
Was ist denn Memphis, die reiche,
Des Nilstroms Trotz gegen Babel,
Was Theben mit hundert von Thoren,
Was Niniveh, Kleinod des Assur?
Schutthaufen sind all' ihre Tempel,
Staub ihre Begründer und Götter!
Nur Babylon glänzt noch das alte,
Unbesiegbar in ewiger Jugend!
Ein Blinken nur meines Auges
Und die Völker beugen sich schweigend —
Ein Winken nur meiner Rechten
Und die alten Götter zerfallen.
Mein Wort bewältigt die Erde,
Durchdringt ihre Wasser und Klüfte,
Klingt an die alloberſten Sterne,
Daß meinem Glanz sie erbleichen.

Schenk, füll' mir die goldene Schaale
Aus dem Zionstempel Jehova's!
Gieß voll sie mit schäumendem Weine
Dem Opfertranke des Belus!

Kniet nieder, Trabanten und Sclaven!
Kniet nieder, ihr Väter und Priester!

Was nicht den Vätern gelungen,
Als Babels Thurm sie erbauten,
Zu ersteigen die Zinnen des Himmels,
Nicht schreckt es Belsazar; er bannt sich
Den Himmel herab auf die Erde!
Stolz heb' ich den funkelnden Becher,
Auf fodr' ich die nichtigen Götter,
Auf fodr' ich den Gott der Hebräer,
Jehova in all seinem Zorne,
Mit meiner Gewalt sich zu messen.
Ich trotz und verleugne die Gottheit,
Ich, Babylons mächtiger König!

(I., 9.)

In diesem Augenblicke gellt ein Schrei,
Todt sinkt die Königin zu Boden*).

Die Lampen dunkeln — rother Broden
Hüllt rings der Halle weiten Raum,
Und eine körperlose Hand
Schreibt riesige Zeichen an die Marmorwand:
Sie lohen auf in Flammenwuth
Und lodern fort in düsterrother Gluth.
Das Volk fällt nieder — der König erblaßt —
Der Becher sinkt ihm aus der Hand;
Die Füße schlottern — seine Recht' erfaßt
Den Thron mit krampf'gem Widerstand —
Mit der Linken deckt er die Augen verzagt,
Er müht sich zu sprechen — die Stimme versagt —
Denn weiter und weiter schreibt die Hand
Die riesigen Zeichen an die Wand,
Sie lohen auf in flammender Wuth
Und lodern fort in unseliger Gluth.

Doch wie es dem König im Innern graut,
Die Lippen erbeben — doch ohne Laut —
Treibt's wie von Magneten gezogen
Sein Auge stets hin nach der glühenden Schrift,
Die unlöschbar vom Mauerbogen
In die tiefsten Tiefen des Herzens trifft.
Bewegungslos wie der todte Stein
Blickt stumm er in das Verhängniß hinein,
Als ob seine Sinne verglühten —
Rings qualvoll schweigende sternrothe Nacht —
Da springt eine Saite —
Die Harfe kracht schrill —
Belsazar schreckt aus dem Brüten:

„Trabanten, ruft mir Sardas!"

Alles still. —

„Ruft mir die Magier — doch ihr andern Braven
Bleibt um mich — haltet eurem König Stand!
Scheucht diese bleiche, wesenlose Hand!
Ihr guten Brüder — meine Freund' und Sclaven —
Herzliebe Königin — sprecht mir das eine Wort:
Was deuten jene Schlangenzüge dort? —
Verdammtes Volk! — was zittert ihr wie Laub,
Und bleibt all meinen Fragen taub? —
Schafft diese Leiche fort — sie starrt mich an,
Als hätt' ich Wunderleids ihr angethan! —

„Willkommen, weise Priester dieser Stadt,
Ihr Magier, die ihr lest des Schicksals Blatt,
Die ihr den Born der Schöpfung rinnen hört,
Die ihr der Zukunft wirre Fäden trennt,
Vergangenheit zur Gegenwart beschwört,
Die Sprache jeden fremden Geists erkennt,
Heraufbannt ein verstorbenes Geschlecht,
Lest jene Schrift mir — lest sie — lest und sprecht! —

*) Der König hatte, auf jene Nachricht des Sclaven, ihr in einem Becher Weins Gift reichen lassen.

„Ihr schweigt? — Sardas*)! und all ihr Weisen schweigt?
Ärmsel'ges Wissen, das zu Sternen steigt
Und nur als Wurm auf Erden stets gekrochen!"

Unheimlich tiefes Schweigen — unterbrochen
Von Herzenspochen,
Von bangen Athemzügen im Gedränge,
Durchzieht den Dämmer der gedrückten Luft.
Gleich Steinen über Gräbern starrt die Menge,
Umwirbelt von des Ambra schwülem Duft.

Der Magier Gewand durchrauscht die Halle,
Wenn es am Boden schleift mit leisem Schalle, —
Dann Alles wieder lebensleer und stumm.
Wie Vögel vor Gewitterstürmen schwirren
Unstäten hast'gen Fluges — also irren
Der Babylonier Blicke scheu herum.

Der letzte Zug — es schwindet die Hand,
Die riesigen Zeichen steh'n an der Wand,
Sie lohen auf in flammender Wuth,
Und lodern fort in unseliger Gluth.

Vom Thron empor fährt fieberwild
Belsazar's wüstes Schreckensbild:
„Mein Blut erstarrt — es zittert mein Gebein —
Gebrochen sind mir Herz und Glieder —
Vor meinen Augen schwimmt's — ha! immer wieder
Brennt mir die Schrift ins Herz hinein.
Bei Baal! Jehova! ja bei allen Göttern —
Fluch allen Lästrern, allen Spöttern —
Wer mir die Marter löst der Seele —
Dem biet' ich Königlichen Lohn,
Ich biet' ihm Gold, die edelste Juwele,
Er sitze mit mir auf dem Thron."

„Wie? — bin ich todt denn unter Todten,
Hört keiner mich, was ich geboten? —

„Wer weiß ein lustig Lied, der sing's! —
Kein Laut — kein leises Flüstern rings! —
Musik! — so lärmt doch — trinkt und lacht,
Mit Jubel weckt die grabestodte Nacht!
Betäubt den blinden Schreck — so laßt doch — laßt mich —
Weh' mein Gehirn — Wahnsinn erfaßt mich —
Ruft meine Mutter — ha! Nitocris!" —

Der König reißt vom Haupt den Kronenreif,
Wirft platt sich auf den Marmorboden hin,
Die Glieder schwer, bewegungslos und steif.
Sein glas'ger Blick stiert auf die Königin
Und auf die Flammenlettern an der Mauer.

14. Der geheilte Patient.

(Von Hebel.)

Reiche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann Nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten; wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte

*) Ein Oberpriester des Baal.

Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß oder trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagsessen aufhörte, und wo das Abendessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlafen wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank, wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doctern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald geheilt haben." Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird euch zu helfen sein, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauche, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Abends ein Ei und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!" — Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen

hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doctor kam, nahm ihn der Doctor bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen." Der Doctor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib; deßwegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß Niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doctor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl," und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

---

1. Ehe wir der Erzählung im Einzelnen nachgehen, wollen wir eine Characteristik der beiden Hauptpersonen versuchen, des Patienten nämlich und des Arztes. Der Patient war ein reicher Mann (er hatte Ueberfluß an allen zeitlichen Gütern, vergl. vermögend, bemittelt, wohlhabend, begütert) — er war aber ein Müssiggänger (das ist ein Mensch, der gern und gewöhnlich ohne Arbeit und Beschäftigung ist) — er war faul, weil er alle Thätigkeit scheute (s. o.) — er ist ferner unmäßig (er aß zu Mittag wie ein Drescher, den ganzen Nachmittag aß und trank er ꝛc.) — er hat Langeweile (weil er keine Beschäftigung, an Nichts Interesse hat, es ist kein Wechsel, kein Zweck in seinem Leben) — er ist eingebildet krank (weil er nichts arbeitet, immer nur an sich und seinen Leib und seine Leiden denkt) — er ist auch unverständig (er will geheilt sein und folgt doch den Aerzten nicht, die Arznei allein soll's thun, die Lebensweise will er nicht ändern) — er ist einfältig (indem er die Aeußerung des Arztes für baare Münze nimmt, und nicht den Sinn durchschaut) — er ist aber im Grunde des Herzens nicht bös, das zeigt er auf dem Wege zum Doctor, in dem Gespräch mit demselben und in der Dankbarkeit gegen ihn. — Der fremde Arzt ist ein kluger Mann (indem er die Gedanken des Patienten durchschaut und ihm entgegenwirkt, ohne daß der's merkt), er ist ferner geschickt, glücklich, schalkhaft, entschieden, freundlich. — Für dies Alles sind die Belege in der Erzählung zu suchen.

2. Die Geschichte zerfällt in zwei Abschnitte. 1. Der Patient: a. sein Leben, b. sein Leiden. 2. Der Patient und der Doctor: a. Der Brief,

b. die Reise, c. das Gespräch und wie's dem Patienten klar wird, d. sein Alter und Dank.

3. Ad 1. a. Die gelben Vögel — wir wissen, damit sind die goldenen Münzen gemeint, Dukaten und Louisdor's u. dgl.; sie heißen scherzweise so, vielleicht wegen des Bildes eines Vogels auf ihnen, oder weil sie schnell wie Vögel in alle Welt davonfliegen. Der erste Satz giebt die Einleitung (das Allgemeine), doch so, daß sich die eigentliche Geschichte mit den Worten: wie jener reiche Amsterdamer 2c. unmittelbar anschließt, in gleicher Weise, wie in der Erzählung: Kannitverstan, u. o. In den vollen Schüsseln und Gläsern stecken nicht die Krankheiten selber, sondern die Ursachen derselben. Jener hautreiche Amsterdamer — schwäbischer Ausdruck, vergl. blutarm. Wenn er nicht zu faul war — es mußte weit mit ihm gekommen sein, daß ihm auch dies eine Arbeit war, die er scheute. Er hatte Maulaffen feil. Maulaffe heißt soviel als gaffendes Gesicht; er hatte solche gleichsam feil, er sperrte immer gaffend das Maul auf. (Das seltsame Wort Maulaffe ist vielleicht entstanden aus Maul offen.) Windet's draußen (Dialect) oder schnauft der Nachbar so? — scherzhafte Uebertreibung. Ohne Hunger und ohne Appetit — das letztere kann in dieser Verbindung nichts anderes heißen als: ohne Wohlgeschmack; er hatte kein Bedürfniß nach dem Essen und keinen Wohlgeschmack davon. Wir wollen zu der ganzen Beschreibung ein treffliches Wort des lieben Auerbach vergleichen: Weiß wohl, lieber Leser, schreibt er, daß du nicht mehr an Gespenster glaubst, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Gespenst, das ich oft gesehen habe bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polstern sitzen. Ich habe es am hellen Tage, bei der einsamen Oellampe und beim Schein von hundert Wachskerzen gesehen. Du kennst die Sage, daß, wenn Jemand gewaltsam umgebracht worden ist, sein Geist als Gespenst umwandle. Viele Menschen schlagen die Zeit gewaltsam todt durch Nichtsthun oder dadurch, daß sie Etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun ist, und da kommt denn das Gespenst der gemordeten Zeit, die Langeweile, und setzt sich den Mördern, wo sie sind, auf den Nacken; es macht kein Geräusch, es macht nur Gähnen. Willst du das Gespenst von dir bannen, mußt du immer etwas Rechtes thun oder denken. — Ad 1. b. Von den Worten: Davon bekam er zuletzt 2c. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind — als wenn die Geschichte in die Gegenwart gehörte. Mixturen — Mischungen, Tränkchen aus der Apotheke. Auch diese Beschreibung der Leiden des reichen Mannes und seiner Kuren enthält viele scherzhafte Uebertreibungen, durch welche die Thorheit und Verkehrtheit um so stärker hervorgehoben wird, mit der er in den schon so überaus beschwerten Leib noch tausenderlei Festes und Flüssiges einschluckte, ohne an das einfachste und nächste Mittel der Heilung, eine Aenderung seiner Lebensweise zu denken oder zu gehen. Er folgte nicht, was 2c. — regelmäßig: er befolgte nicht, was 2c., oder: er folgte nicht dem, was 2c., oder: er folgte nicht, was auch, was immer 2c. Foudre, d. h. Blitz (wie unser Donnerwetter u. a.) — „dem reichen Mann steht der französische Fluch besser." — Ad 2. a. Von den Worten: Endlich hörte er 2c. Hundert Stund — die oberdeutsche Redeweise;

vgl. unser: 6 Fuß, Zoll, Schuh. Der Tod geh' ihm aus dem Wege — ein sehr bezeichnender, bildlicher, halb sprüchwörtlicher Ausdruck. Seinen Umstand — d. i. wie es um ihn stehe, wir sagen: Zustand. Dem Arzt kommt's drauf an, dem Patienten bange zu machen, daß er um so sicherer folge, denn schwer genug wird's ihm geworden sein, daher der Lindwurm mit sieben Mäulern, und: er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Lindwurm bedeutet so viel als Schlange (Lind im Altdeutschen = Schlange). Mit dem muß ich selber reden — wie mit einem Menschen, den man zurecht, zur Rede setzen will. Sondern auf des Schuhmachers Rappen, nämlich reiten. — Ad 2. b. Als der Patient ꝛc. Er war eben nur Patient, d. h. ein Leidender, krank war er im Grunde nicht, weshalb man nicht jenes Wort mit diesem willkürlich vertauschen kann. Die Beschreibung der Umwandlung seiner Stimmung (er war mißmuthig, verdrüßlich, schwerfällig, träge; er wurde leicht, freundlich, wohlgemuth, er sieht Alles mit andern Augen an, mit hellen, heitern Augen, es thut sich nun erst ihm Aug' und Herz auf für Blumen und Vöglein und Leute) ist überaus schön und anmuthig. Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit ꝛc. Das Spaßhafte liegt hier einmal darin, daß er noch immer nicht ahnt, daß eben diese lange Fußreise seine Kur und der Mangel an Bewegung und Diät der Grund seines Uebels gewesen; und zum Andern darin, daß er sich nun selber wünschen möchte, ein wenig krank zu sein, damit er nur dem Doctor, der doch schon weiß, wie es um ihn gestanden und steht, etwas sagen könne. — Ad 2. c. Der Arzt befragt ihn noch einmal um seinen Zustand — nicht im Ernste, denn er wird's ihm schon angesehen haben, daß es jetzt anders um ihn stand, als der Brief besagte, er wollt's nur aus seinem eigenen Munde hören. Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts — wer weiß, ob in frühern Zeiten je ein solches „Gottlob" über seine Lippen gekommen. Der Lindwurm ist abgestanden — vgl. die Dinge stehen weit von einander ab (im Raume) — abgestandner (von seinem rechten, guten Zustand abgekommner, schlecht, schal gewordener) Wein, abgestandene Fische, ein abgestandenes Gericht (so hier) — von einem Rechte, einer Behauptung, einer Forderung abstehen (= abtreten). Daß Niemand sieht — so daß es Niemand sieht, er will dem reichen, vornehmen Manne ja nicht zu viel zumuthen. Und lächelte dazu — er verräth seine Gedanken und braucht sie auch nun nicht mehr zu verbergen. Einen feinen Kauz nennt der Reiche den Doctor, weil er's so klug angefangen, den Kranken über die Kur zu täuschen, um ihn so sicherer zu kuriren. Und ich versteh Euch wohl — hier erst gehen ihm die Augen auf. In der bis auf die Tage genauen Angabe des Lebensalters des geheilten Patienten liegt wieder ein scherzhafter Zug, indem es auf solche Genauigkeit eben nicht ankam. Dublone ist eine spanische Goldmünze von verschiedener Größe bis zu 20 fl. Werth.

4. Was die Geschichte uns lehrt, ist nichts anderes, als was das Sprüchwort sagt: Gut Leben und gesunde Tag' stehen selten in einem Haag, oder das Wort von L. Robert: Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an, das ist der rechte Wundermann, der ohne Saft und Pillen,

durch seinen bloßen Willen, aus Seel' und Leib dir treiben kann die Dünste und die Grillen.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Der Brief des reichen Mannes — ein Tag aus dem Leben des geheilten Patienten — der reiche Mann beschreibt zu Hause seine Reise und seine Kur — Characteristik des Reichen, des Doctors.

6. Johann Peter Hebel ist geboren 1760 zu Basel, seine Eltern waren Bauern, zu Hausen im Badenschen Oberlande wohnhaft. Sie starben früh, sein Vormund brachte ihn auf die hohe Schule zu Carlsruhe, später auf die Hochschule nach Erlangen. 1783 wurde er Lehrer in seinem Heimathlande, in Lörrach, und blieb in diesem Amt bei geringem Gehalt über 8 Jahre; dann wurde er Lehrer am Gymnasium zu Carlsruhe und Prediger, später Kirchenrath und Director des Lyceums. Er starb 1826 am 21. September zu Schwetzingen, auf einer amtlichen Reise. In dem rheinländischen Hausfreund, einem Kalender, den er von 1807—19 schrieb und dessen vier erste Jahrgänge später unter dem Titel: Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes zusammen erschienen, zeigte er seine köstliche Gabe des Erzählens. Er verstand sich auf den echten, rechten Volkston, wie kaum ein zweiter in deutschen Landen; und die unvergängliche Frische und Leichtigkeit, die Anmuth in der Mischung von Ernst und Scherz, von Belehrung und Unterhaltung, die Innigkeit und Wärme, die Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, die Frömmigkeit und Natursinnigkeit, Tugenden, welche — mitgebracht aus dem Volksleben, dem er entstammte, und dem schwäbischen Stammescharakter eigen, dem er von Herzen angehörte — seine Darstellung zu einem so überaus erquickenden Genuß für jede Bildungsstufe machen und auch dem Altbekannten den Reiz der Neuheit einzuhauchen wissen, sind Eigenschaften, welche ihm eine bleibende Ehrenstelle unter den deutschen Schriftstellern sichern, wie sie denn seinen Namen schon bei seinen Lebzeiten weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus getragen haben. Auch unsere Erzählung ist eine Perle, und nicht die geringste, aus jenem Schatzkästlein. Einen anderen, nicht minder hohen Ruhm hat sich Hebel erworben durch seine alemannischen Gedichte, die im Jahre 1803 zum ersten Male erschienen. Davon später noch ein Wort.

7. Wir lassen schließlich, indem wir auf das bekannte Gedicht von Hagedorn: Johann der muntre Seifensieder, verweisen, eine nicht minder treffliche Erzählung von Auerbach folgen, die manche Vergleichungspunkte darbietet.

Der gekreuzte Dukaten.

„Wenn ich nur hunderttausend Gulden hätte!" das hast du vielleicht auch schon oft gedacht oder gesagt. Wenn du aus einem Thalerland bist, ist es dir nicht darauf angekommen, und hast hunderttausend Thaler daraus gemacht, obgleich das ein Erkleckliches mehr ist. Ich nehme dir den Hunderttausend-Wunsch nicht übel, es ist keine schlimme Sache um's Reichsein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich eine besondere Geschichte erzählen.

Ein junger Mann hatte seine Hunderttausend geerbt, und er begnügte sich auch damit, er wollte bloß sein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht; das, meinte er, sei nur Etwas für unbemittelte Leute. So hatte also der Herr Adolph gar kein Geschäft als essen, trinken, schlafen, spazieren gehen oder reiten, und was ihm sonst noch einfiel. Ja, das Aus- und Anziehen war ihm viel zu viel und er hielt sich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich nicht, warum er aufstehen sollte; es wartete kein Geschäft und keine Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm auch das zu beschwerlich wurde. Fast ging es ihm, wie jenem Engländer, der aus purer Langeweile, um sich nicht mehr aus- und anziehen zu müssen, sich das Leben nahm. Das Nichtsthun und die Vertreibung der Langeweile ist ja eigentlich schon ein Selbstmord.

Herr Adolph machte dann jeden Vormittag seinen Spazierweg, damit er den Nachmittag für sich frei und Nichts mehr zu thun habe. Meist lag er auf dem Kanapee, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch seine besondern Gedanken. „Jeder Mensch", dachte er, hat so eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für seine siebenzig Jährlein oder auch mehr ausreichen muß. Wenn ich also einen schweren Stuhl von einem Ort an den andern hebe, ist damit ein Stück von meiner Lebenskraft aufgewendet oder verbraucht — d'rum lass' ich's hübsch bleiben." Auf solche Gedanken kann ein Nichtsthuer kommen.

Der Herr Adolph ward aber dick und oft kränklich und mußte seinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geschäft. —

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolph manch schön Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die besondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze, die er ausgab, ein kleines, zierliches Kreuz unter die Nase des geprägten Herrschers machte. „Ich will nur einmal sehen," dachte er, „ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder so ein Goldstück unter die Hände kommen wird."

Da nun der Herr Adolph gar Nichts war, so nahm er sich ernstlich vor, Etwas zu werden, und er ward — ein Reisender. Das ist noch immer ein Titel, wenn man sonst weiter nichts ist. Er reiste von einer Stadt in die andere, von einem Land in's andere und ließ sich's überall wohl sein, und wo er Etwas zu bezahlen hatte, da gab er die, mit seinem Ordenskreuze gezierten Goldstücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eins wiedergesehen hatte. Endlich ward er des Herumreisens auf dem festen Lande müde, er verließ die alte Welt und schiffte sich nach Amerika ein.

Nun war der Herr Adolph noch etwas mehr, als ein Reisender, er war sogar ein Auswanderer. Diesmal aber ging's ganz schlecht auf der See: fünf Tage und fünf Nächte wüthete ein gewaltiger Sturm; Alles, was auf dem Schiffe war, mußte Hand an's Werk legen, aber Alles vergebens — das Schiff ging unter, und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannschaft und die Reisenden in eine Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und schreck-

licher Hungersnoth, in welcher Viele starben, wurden die Verschlagenen von einem Kauffahrteischiffe aufgenommen und in den Hafen zu Boston gebracht.

Arm, hülflos und verlassen irrte hier Adolph umher, und er wünschte sich oft, daß er mit den Andern von den Wellen begraben wäre. Da sah er einen Mann eilig des Weges gehen, mit niedergeschlagenem Blick bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Tasche, reichte ihm ein Stück Geld und war schnell verschwunden. Als Adolph wieder seinen Blick emporhob und das Geld betrachtete, wollte er kaum seinen Augen trauen: es war ein holländischer Dukaten, der das Ordenszeichen von seiner eigenen Hand unverkennbar trug.

Sei es nun, daß der Mann sich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine so namhafte Gabe schenken wollte, Adolph dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Thränen auf das einzige Goldstück, das ihm von seinem ganzen Reichthum als Bettlergabe wieder zugekommen war. Mit Wehmuth dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr sehen solle. Da begegnete ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; schnell war er entschlossen, und ließ sich unter ihre Zahl einschreiben. Ein sonderbarer Gedanke tröstete ihn bei dieser ungewohnten Lebensweise. „Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten," sagte er sich in der ersten Zeit, und fühlte dann an seine Brust, wo er den Dukaten verborgen hatte, „ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche länger davon leben, oder etwas Anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil mir's Vergnügen macht." Dann aber machte er einen Spaß daraus und sagte oft: „Ich arbeite bloß zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich was zu essen habe, und das Essen macht mir dann Vergnügen, also arbeite ich zu meinem Vergnügen." Nach und nach aber erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß seines Daseins und für das, was man von der Welt hat, auch Etwas für sie zu thun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhls, ja durch jede Thätigkeit seine Lebenskraft zu schwächen; jetzt erkannte er, daß, je mehr man seine Kräfte braucht, sie um so mehr wachsen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch Thätigkeit immer neu erzeugt wird.

So war Adolph, für den die Straßen früher nur da gewesen waren, um als vergnügungssüchtiger Reisender darauf herum zu rutschen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für Andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufsehers bei dem Straßenbau, und er freute sich in dem Gedanken, daß von seinem Dasein auf der Welt noch andere Spuren hinterblieben, als die bloßen Kreuze auf dem Gelde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hat er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich eingesehen, daß auch dieser nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er schenkte ihn einer Wittwe, deren Mann bei dem Straßenbau verunglückt war.

15. Die beiden Wächter.

(Von Gellert.)

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier= und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken.
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an;
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde jemals Feinden angethan,
Den thaten sie einander an;
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, man wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren,
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? der Brotneid? war er's nicht?
Nein. Dieser sang: **Verwahrt** das Feuer und das Licht!
Allein so sang der Andre nicht;
Er sang: **Bewahrt** das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.
Die Wächter, hör' ich viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein! —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

---

1. Das Gedicht zerfällt in zwei Abschnitte, die Geschichte und die Moral, und die erstere wieder in zwei, von denen der erste die Thatsache, der andere die Ursache erzählt.

2. Zween Wächter. Das Mittelhochdeutsche unterscheidet in dem Zahlwort zwei noch das dreifache Geschlecht, indem es zween hat für das männliche, zwo für das weibliche und zwei für das sächliche Geschlecht; diese Unterscheidung ist auch in das Neuhochdeutsche übergegangen, aber der gegenwärtige Sprachgebrauch hat die Formen für das männliche und weibliche Geschlecht ganz verloren. Die schon manche Nacht die liebe Stadt getreu bewacht. Warum hier dieser Zusatz? in dem Sinne wohl: in ihrem Dienst waren sie treue, ehrbare Leute, nur in Einem Stück war's mit ihnen nicht wohl bestellt; oder auch als bloße Umschreibung des Wortes: Nachtwächter. Es sind die Zeiten nicht so zu nehmen, als ob die Zwischenbestimmung eine vorausgegangene wäre: nachdem sie schon ꝛc., da entspann sich der Hader und die Feindschaft, dies Zeitverhältniß müßte sonst ausdrücklich angegeben sein. Mit pöbelhaften Ränken — Ränke (ein nur in der Mehrzahl gebräuchliches Wort) ist begrifflich verwandt mit List, es kann aber die List auch einen erlaubten Zweck haben, die Ränke haben immer den Zweck Andern zu schaden; es kann ferner die List ein einzelner Streich sein, Ränke bestehen immer aus einer Menge heimlicher Kunstgriffe zu einem unerlaubten Zwecke. (Ränke, vergl. rank, die Ranke, ranken, sich ranken, Range; der Rank eigentlich eine Krümmung, Windung). Pöbelhaften = gemeinen, wie sie an dem niedern, rohen Volke, dem Pöbel haften, gefunden werden. Bis aufs Blut zu kränken — diese Verbindung mit Blut, um ein äußerstes, oder auch um ein innerstes Eindringen zu veranschaulichen, ist ziemlich gewöhnlich; so sagt man blutarm, d. h. arm bis auf's Blut (daß er nicht mehr sein nennen kann, als sein Blut); blutjung (doch sagt man hier auch ein junges Blut); blutsauer, d. h. sauer bis auf's Blut; ähnlich hier. Denn keiner brannte ꝛc., es wird nun ein einzelnes Beispiel angegeben, woraus ihr im Vorigen beschriebener Haß erhellt, und die vorige Behauptung eine Begründung gewinnt. Keiner brannte von dem Spahn — auch mit diesem Beispiel werden wir an die Bier- und Branntweinbänke versetzt. Aus Haß den seinen jemals an — die Wortstellung ist eine unregelmäßige, aus Haß ist zu beziehen zum Zeitwort; aus Haß brannte keiner ꝛc.; wie wir hier lesen, könnte der Sinn auch so genommen werden: beide thaten es, aber keiner that's aus Haß, nämlich daß er von dem Spahn, den der andere gebraucht, seinen Tabak anzündete (sondern aus Liebe, aus Zuneigung). Kurz — es wird damit angedeutet, daß das Einzelne unter einem allgemeinen Begriff schließlich zusammengefaßt werden soll; wollte man nach den Wörtern zählen, so sind deren noch eben genug, der Dichter kann kein Ende finden in nachdrücklichster Beschreibung ihres Hasses, ihrer Verfolgungswuth. Angethan (s. N. 1.). Jeder wollte blos den andern überleben — nicht darauf beschränkt sich die Aussage, blos darum wollte er es, um ꝛc. — So wortreich und ausgebreitet nun die Beschreibung der Thatsache ist, ebenso ist es auch die Darlegung der Ursache. Fast übermäßig lange wird, um die Erwartung zu spannen und schließlich durch den Widerspruch der Erwartung mit der Wirklichkeit den Eindruck — des Lächerlichen, Thörichten, Verkehrten — zu sichern und zu verstärken, der Leser hinge-

halten. Man rieth — wir benutzen den Anlaß, den dieses Zeitwort uns giebt, zur Bildung einer Wörterfamilie. Ich rathe dir — wer kann das rathen? guter Rath ist theuer — er ist Rath beim Gericht — es ist nicht gerathen (rathsam, räthlich) — die Speise ist nicht gut gerathen — er läßt sich nicht rathen — dein Wille, mein Rath — Räthsel — ich habe ihm davon abgerathen — der Arzt hat dem Kranken Ruhe angerathen — berathen, errathen, entrathen, verrathen (Verrath, Verräther). So heidnisch unversöhnlich, d. h. so unversöhnlich, wie Heiden. Der Geist des Christenthums ist freilich, und sein vornehmstes Gebot die Liebe, welche die Versöhnlichkeit mit einschließt. Vgl. Heidenangst. Man erwartet nun endlich die Aufklärung, aber immer noch werden wir durch Fragen hingehalten: was war der Grund? der Brotneid? war er's nicht? Brotneid nennt man den Neid, welchen Standes-, vornehmlich Handwerksgenossen um des Erwerbs und Verdienstes willen auf einander haben. Man sieht aber nicht recht, wie dieser Brotneid hier ins Spiel kommen soll, es sei denn, daß jene Differenz in ihrem Abruf dem einen oder andern die Gefahr gebracht hätte, sein Brot zu verlieren. Allein — es soll — im scherzhaften Sinne — der Gegensatz recht scharf bezeichnet werden, daher dies Bindewort und daher auch der Satz in aller Breite: allein so sang der andre nicht, er sang; anstatt: und jener so: bewahrt &c. So verschiedner Art — in demselben Ton und Sinn, wie das Vorige. War Spott, Verachtung &c. — es liegt offenbar eine Steigerung in diesen geflissentlich gehäuften Worten. — Das Versmaaß ist das jambische, wie es zu dem leichten Erzählungstone am besten paßt; die Länge der Verszeilen und die Reimverbindung ist ganz frei, ungebunden. Daß der letzte Vers so überaus lang ist, hat seinen Grund in demselben Umstande, der die vielen Synonymen hervorrief; jenen Begriff grade so voll und breit als möglich auszudrücken, darauf kam es dem Dichter hauptsächlich an, und mit der Menge sinnverwandter Wörter verlängerte sich auch der Vers, dessen Ausdehnung dem Gedicht zugleich zu einem bedeutsamen Abschluß und dem Schlußgedanken zu dem Vollgewicht seiner Geltung verhilft. Was den Reim betrifft, so reimen sich bald 2, bald 3, auch 4 Zeilen (Zeile 1-3. 4—6. 7, 9, 11, 12. 18—20. 21—24.), bald unmittelbar nach einander, bald mit Unterbrechung, in völlig ungebundener, freier Weise.

3. Die in dem Schlußwort gegebene Moral stellt, anstatt die Betrachtung auf einen allgemeinen Standpunkt zu erheben, uns nur in einen andern Kreis, in dem es ähnlich zugeht, in dem auch oft mit lächerlichem Eifer und Haß und Erbitterung gestritten wird um nichtige, gleichbedeutende, gleichgültige Dinge, in den Kreis pedantischer, kleinmeisterlicher, geistloser Erklärung und Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Gelehrtenthums. Den Schulkreisen, denen unsere Erklärungen sich widmen, liegt jener Standpunkt und Kreis der Betrachtung noch ferne, weshalb dieser Schluß am besten wegbleibt, wie er denn unbeschadet des Verständnisses leicht wegbleiben kann, und auch in vielen Lesebüchern, die die Fabel selber aufgenommen, weggelassen ist. Die Lehre würde allgemein gefaßt so ausgesprochen werden können: wir sollen nicht, wie viele

thun, uns ereifern, streiten, verfeinden und erbittern um Dinge, die des Streitens und Eiferns gar nicht werth sind.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: Erklärung des Wortes: sich streiten um Kaisers Bart — eine ähnliche Geschichte bilden (von zwei streitenden Knaben) — Zwiegespräch der beiden Nachtwächter — was können wir von den beiden Nachtwächtern lernen?

5. Christian Fürchtegott Gellert ist geboren 1715 zu Haynichen bei Freiburg im sächsischen Erzgebirge, eines Pfarrers Sohn. Der Vater schrieb bei seiner Geburt ins Kirchenbuch: Ach, Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn (er war der fünfte); laß ihn wohl gerathen, fromm und selig werden. Und dieses Ziel hatte auch seine Erziehung, und mit dem besten Segen. Frühe schon zeigte er Neigung und Anlage zur Dichtkunst und im 13ten Jahre verfaßte er zu seines Vaters Geburtstag ein Gedicht, in welchem er die 15 Gellert'schen Kinder und Enkel mit den 15 Stützen verglich, die das baufällige Pfarrhaus hatte. Er studirte in Meißen und dann in Leipzig. Zum Predigtamt war er zu schwach von Körper und von Gedächtniß, auch zu schüchtern, und ein Versuch, den er im 15ten Jahre machte, am Sarge eines Kindes, dessen Taufzeuge er gewesen, zu reden, fiel ebenso unglücklich aus, wie der erste Versuch, den er nach vollendeten Universitätsstudien in der Kirche seines Vaters machte: er blieb beide Mal stecken. Nachdem er einige Jahre in Dresden und Leipzig Hauslehrer gewesen, wurde er 1744 Lehrer an der Universität von Leipzig und gewann bald den ungetheilten Beifall nicht der studirenden Jugend allein, sondern aller Stände, die zu Hunderten seinen Lehrsaal besuchten. Der Eindruck seiner Vorträge, die sich meist auf Moral und Literatur bezogen, wurde gehoben durch die Klarheit und Einfalt seiner Rede und durch die eindringliche Herzlichkeit und Sanftmuth seines Tones, und wesentlich unterstützt von einer Persönlichkeit, welche durch stille, wahre Frömmigkeit und Demuth und Geduld nicht minder ausgezeichnet war und Ehrfurcht gebot, als durch einen nicht ermüdenden Fleiß und aufopfernde Wohlthätigkeit. Nach einem Leben voller Leiden (denn er war schwächlich und kränklich von Kindheit an), aber auch voller Liebe und Verehrung nicht Seitens seiner Schüler allein, sondern auch Seitens seiner Stadt und seines Kurfürsten (der ihm ein Pferd schenkte und, da er am Tode lag, seinen Leibarzt schickte) und des deutschen Volkes, das seine Schriften gerne las, starb er, tief und allgemein betrauert, im Jahre 1769*). Seine Schriften bestehen in den genannten moralischen Vorlesungen, in Lustspielen und vor allem in Fabeln und Liedern. Von jenen, zu welchen auch die obenstehende gehört (in dem Sinne einer moralischen Erzählung), erschien die erste Sammlung im Druck 1746, die

---

*) Wir fügen beiläufig ein kleines Stück aus der Literaturgeschichte bei: 1746 Gellert's Fabeln; 1748 die drei ersten Gesänge des Messias v. Klopstock; 1739 † Anastasius Freylinghausen, A. H. Francke's Helfer und Nachfolger; 1749 Göthe geboren in Frankfurt am Main; — † Valentin Ernst Löscher (Du kannst's nicht böse meinen u. a.); 1759 geboren Schiller — † Georg Friedrich Händel — † Karl Heinrich Graun — Lessing's Fabeln — Schlacht bei Kunnersdorf; 1769 † Gellert — † Gerhard Tersteegen.

zweite 1748. Sie wurden alsbald ein Volksbuch und sind es, trotz des vielen Neuen und Bessern, was unsere Zeit auf diesem Felde hervorgebracht, zum Theil noch heute. Seine Lieder aber sind in der Sprache rein und correct, einfach und innig, und athmen eine ernste Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit, und sind sie auch meist lehrhaften Characters und erreichen nicht das Feuer und die Glaubenskraft früherer Jahrhunderte und anderer Dichter, so haben sie doch Tausende erbaut und erweckt und werden es noch: sie sind die Frucht seiner Zeit und ihres Geistes und sind der volle Ausdruck jenes ehrwürdigen, edlen, frommen Sinnes, der ihn erfüllte und trug. — Wir nennen von den Liedern nur einige der hervorragendsten: Auf Gott und nicht auf meinen Rath — Gott, deine Güte reicht so weit — Herr, der du mir das Leben — Mein erst Gefühl sei Preis und Dank — Nach einer Prüfung kurzer Tage — Wie groß ist des Allmächt'gen Güte — Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht.

6. Schließlich ein Gedicht ähnlichen Inhalts und gleicher Tendenz von Mathias Claudius.

Wächter und Bürgermeister.

In einer Stadt ein Wächter war,
Wo? hab' ich nicht gefunden,
Der blies da schon manch liebes Jahr
Des Nachts und rief die Stunden;
Und zwar war das sein Methodus:
Er that das Horn aufs Maul und bluß,
Und dann pflegt' er zu sagen:
Das Klock hat zehn geschlagen.

Einmal nun, eh' er sich's versah,
War Wipp, der Rathhausdiener, da:
Gleich Marsch zum Bürgermeister!
„Was ruft er denn so falsch und dumm?
„Der Klock heißt's, Bärenhäuter!
„Denn Klock ist genris masculum,
„So ruf' er also weiter!"

Ihr Excellenz und Hochgebor'n
Hat in der Stadt zu schalten;
Sonst hätt' ich wohl ein Wort verlor'n,
Der Klock reimt nicht zu meinem Horn;
Drum will ich das Klock halten.

„Er will nach einer solchen That
„Noch wider den hochweisen Rath
„Ein Wort und Obstat wagen?
„Im Namen unsrer guten Stadt:
„Will Er bald der Klock sagen?
„Das genus hat er uns verhunzt,
„All' unsre Ehr' zerreißt er!
„Meint Er, man trägt das Schwerdt umsunst?
„Ich schätze Wissenschaft und Kunst!
„Und bringst mich da in solche Brunst" —
Der Klock, Herr Bürgermeister!

---

16. Scene aus der Lützner Schlacht.

(Von Max von Schenkendorf).

1. Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

2. Drob zürnet ihm des Königs Muth,
Und straft mit mildem Worte:
„Zurück, du junges Zollernblut,
Zum angewies'nen Orte!
Du rascher, junger Königssohn,
Mußt erben ja den hohen Thron!"

3. O reite, junges, edles Wild,
Du ritterlicher Degen!
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach deinen Wegen:
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron!

4. Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwerdt regieren,
In späten Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen.
Du rascher, lieber Königssohn,
Wir retten auch für dich den Thron.

---

1. Dies kurze, einfache Lied erzählt eine Scene aus der Schlacht bei Lützen vom 2. Mai 1813. Es beginnt, indem es das Bild der geordneten, schlachtbereiten Heeresreihen und den Ort der Schlacht (aus der Ueberschrift) voraussetzt und uns unmittelbar das Einzelbild daraus, welches im Vordergrunde sich darstellt, vor Aug' und Seele führt, mit einer Frage, gleich als des forschenden, aber fremden Zuschauers an den mit den Personen Bekannten: Wer sprenget auf dem stolzen Roß ꝛc. Wäre dies Hervorsprengen nichts anderes gewesen, als das Werk der Unbedachtsamkeit oder Neugierde der unerfahrenen Jugend, so wäre die That solchen Preises und Ruhmes nicht werth, darum setzt der Dichter weislich hinzu, daß der Heldenmuth ihn getrieben, der Helden**wille**, sich dem Eisen, dem Geschoß zu weihen. Wir werden die beiden Worte Eisen und Geschoß auf Schwerdt und Kugel zu beziehen haben. **Das muntre Leben** — so viel als das junge Leben, es wird damit die willenskräftige, lebensfrische Jugend des Reiters angedeutet. Die Antwort bezeichnet den Reiter zwar nicht nach dem Namen, was die Poesie auch kaum vermöchte, aber mit Rücksicht auf die Zeit und den Ort deutlich genug: der Königssohn ist der jetzige König, damalige Kronprinz von Preußen, er war damals 28 Jahr alt. Die Schlußzeilen kehren, wenn auch in etwas veränderter (variirter) Wendung, wie der Zusammenhang sie bedingte, in jeder Strophe wieder, jede fünfte Zeile redet von (oder zu) dem Königssohn, und jede sechste von dem Preußenthron. Das ist auch eine Art des Kehrreims, der, wie sonst oft, dazu dient, die Hauptperson des Gedichtes uns wiederholt ins Gedächtniß zu rufen. Str. 2. **Des Königs Muth**, das Wort in dem allgemeinen Sinne, wie er dem Altdeutschen noch geläufig ist, zu nehmen von Seele, Herz, Gemüth (vergl. in N. 13. „und blindlings reißt der Muth ihn fort"). **Mit mildem Worte** — weil es eben sein lieber Sohn ist, und weil er seines Heldenmuthes zu gleicher Zeit sich freut. Auch liegt von dieser Stimmung etwas in der Rede des Königs. Mit Str. 2. ist die Erzählung zu Ende, die beiden folgenden enthalten des Dichters Huldigung für den jungen Heldenprinzen. Er nennt ihn ein **junges, edles Wild**, weil er eben hier zwar unbedacht, doch heldenkühn mitten in die Gefahr hineingesprengt; er nennt ihn ferner eben darum **einen ritterlichen Degen** (Degen bedeutet im Altdeutschen Knabe, Kind, Diener, Held, Krieger, im letzteren Sinne hier). Die Huldigung aber besteht in einem Dreifachen, in einer Erinnerung, einer Verheißung und einem Gelübde. Die Erinnerung enthalten die Worte: **vom Himmel schaut ein sel'ges Bild mit Lust nach deinen Wegen**; dies ist nicht allgemein auf seinen Wandel zu beziehen, sondern auf die Wege, die er heute gewählt; das waren Heldenwege, daher die Lust des Schauens.

Königin Luise (welche 1810 am 19. Juli starb) hatte zu dem Kronprinzen eine sonderliche Liebe. Die Verheißung liegt in den Worten: die Mutter schützt den Königssohn 2c. bis zu den Worten: ein frommes Scepter führen. Der Segen der Mutter, einer frommen, liebenden Mutter, baut den Kindern Häuser, auch Throne. Du erbest doch — ihr Gebet und Segen wendet Eisen und Geschoß von deinem Haupte und Leben ab. Du wirst uns im Felde lange (so lange dieser Krieg dauern mag) führen (im Ehrenfeld mit Blick und Schwerdt regieren), und einst als König regieren. In späten Jahren — denn noch lebte der Vater, und auch ihn priesen des Volkes Herzen und der Dichter Stimmen, und der Dichter kann ja nicht wünschen, am wenigsten dem Sohne wünschen, daß der Vater bald das Leben im Tode und den Thron dem Sohne lassen müsse. Ein frommes Scepter führen — ein tapfrer Held im Kriege, ein frommer Herrscher im Frieden, wie kann der fromme Dichter, wie kann überhaupt der fromme Christ es anders wünschen! Die Anrede, mit welcher (Str. 2.) vorher der königliche Vater sich zu dem Sohne gewendet, braucht nun, da er seines Herzens und seiner Heerkameraden und seines Volkes Gelübde aussprechen will, der Dichter selber: du rascher, lieber Königssohn, kommt einmal in späten Jahren eine Zeit wieder, wo es gilt, des Königs Krone und Thron zu retten vor den Händen der Feinde, — wie wir jetzt streiten im Ehrenfeld für den König, deinen Vater, so wollen wir dann auch für dich den Thron retten.

2. Ferdinand Gottfried Max von Schenkendorf ist geboren 1784 (am 11. Dec.) zu Tilsit, studirte in Königsberg, verheirathete sich 1812 zu Karlsruhe, zog aber 1813 mit in den Krieg (im Gefolge des Generalmajors von Röder), der ihn mit all dem Großen und Herrlichen in Berührung brachte, was jene Zeit hervorrief. Er theilte, so weit ein gelähmter Arm es zuließ, alle Beschwerden des Felddienstes, er half bei den Arbeiten des Generalstabes und er befeuerte und vertiefte die vaterländische Hochstimmung seiner Feldgenossen durch seine köstlichen, innigen, weichen, frommen, von dem Geiste echter Ritterlichkeit und wahrer Freiheits- und Vaterlandsliebe erfüllten Lieder, die von jener heiligen Zeit, die sie hervorrief und sang, lebendig und belebend, erhebend und rührend noch in unsere Tage herüberklingen. Er starb als Regierungsrath in Koblenz an seinem Geburtstag am 11. December 1817.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: die Bearbeitung von Schenkendorf mit der von Hesekiel (s. u.) zu vergleichen — das Feld von Lützen — die Begriffe muthig, tapfer, kühn, tollkühn, verwegen in Beispielen zu erläutern.

4. Schließlich eine mehr volksmäßige Behandlung dieser Geschichte von G. Hesekiel.

1. Im grünen Feld bei Lützen,
Im grünen Maienfeld,
Da hatten unsre Schützen
Das welsche Wild gestellt.

2. Im grünen Feld bei Lützen
Hielt unser Regiment
Fest im Kanonenblitzen,
Die Glieder nie getrennt.

3. Und wie wir also standen,
Den Zügel in der Faust,
Den Pallasch an den Handen,
Von Kugeln rings umsaust,

4. Da kommt auf seinem Braunen
Ein feiner, junger Herr
Und jagt zu Aller Staunen
Auf unsern Flügel her.

5. Er sprengt in vollem Laufe
Vorwärts, an uns vorbei,
Aus'm Regen in die Traufe
Mit hellem Hurrahschrei.

6. Und Hurrah schrei'n die Reiter,
Hell klirrt die blanke Wehr.
Wer ist der junge Reiter,
Wer ist der feine Herr?

7. Trompeter, die Signale!
Hurrah, Marsch, Marsch und Trab!
Was woll'n die Generale?
Sie sind von Blüchers Stab.

8. Da holen sie den Ritter
Mit Noth und Mühe ein,
Dem scheint die Umkehr bitter;
Wer mag der Ritter sein?

9. Und wie sie rückwärts jagen,
Hör' ich den Ritter laut
Und ganz gelassen sagen:
Hab' mir den Feind beschaut.

10. Was soll das Hurrah heißen?
Habt ihr's denn nicht geseh'n?
Der Kronprinz ist's von Preußen,
Hat sich den Feind beseh'n.

11. Ein Hurrah drum dem König,
Der brav im Feuer stand,
Ein Hurrah tausendtönig
Durchs ganze Preußenland.

12. Ein Kürassier von Lützen,
Der hat das Lied gemacht,
Und preuß'sche Gardeschützen
Han's in Musik gebracht.

17. Die Riesen und die Zwerge.

(Von Rückert).

1. Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

2. Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze und trug's aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: Was hast du, Kind, gemacht?
Sie sprach: Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht.
Die Riesen und die Zwerge!

3. Der Vater sah's und sagte: Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl.
Die Riesen und die Zwerge!

1. Der Ton dieses kleinen, anmuthigen Gedichtes ist ein heiterer, scherzhafter (humoristischer), wie er zu dem Character der Sage vortrefflich paßt. Es liegt aber hinter diesem launigen Tone der strafende Ernst der

strengen Lehre, der Spott über die thörichte Vermessenheit, die in dem Thun des Riesenfräuleins und derer, die es ihr nach- und gleichthun, sich äußert. Und welches ist diese Lehre? wir wollen sie nicht so ins Allgemeine auflösen, daß Alles in der Welt an seiner Stelle einen Werth und eine Bedeutung habe durch den Dienst, den es dem Ganzen leiste, und daß es aus diesem ihm zugehörigen Boden nicht anders, als zum Schaden des Ganzen und der Einen wie der Andern herausgerissen werde; wir wollen vielmehr den Grundgedanken beschränken auf das Gebiet, in welches das Gedicht uns stellt: der Bauernstand ist ein wesentliches und unentbehrliches Glied in dem großen Ganzen eines Volkes und Staates, er ist nicht da zum Spiel der Laune und Willkür in der Hand der Mächtigen und Hohen der Erde, und brauchen ihn diese in frevlem, hochmüthigem Sinne dazu, so schlagen sie damit (wohl den Bauer, aber noch viel mehr) sich selber. — Kurfürst Joachim I. von Brandenburg pflegte zu sagen: Der Adel ist das Haupt, der Bürger das Herz, die Bauern die Füße des Staates. — Die Personen des Gedichtes sind der Riesenvater, ein kluger, einsichtiger, besonnener Mann, die Riesentochter, deren kindischer, unverständiger Sinn durch den Gegensatz ihrer körperlichen Größe und Kraft nur noch greller hervortritt, endlich der Bauer, der, wie er nur als Sache behandelt wird, auch in dem Gedichte nur die Rolle einer Sache spielt und so wenig als Ochsen und Pflug zu Worte kommt. — Was endlich den Kehrreim (Refrain) betrifft: Die Riesen und die Zwerge, so hat dieser (vgl. o.) den Sinn und Zweck, wiederholt an den Kern der Sage zu erinnern, der eben in nichts anderem liegt, als in dem Gegensatz der Riesen und der Zwerge und in der Stellung, die sie einmal, dem natürlichen, durch höhere Ordnung bedingten Verhältnisse nach, zu einander haben sollen, und die auf der andern Seite jene sich zu diesen anmaßen.

2. Die Anmuth der Sage und das Gewicht ihrer Bedeutung haben ihr eine große Zahl von Dichtern gewonnen. Die Sage ist bearbeitet von K. Streckfuß, von Charlotte Engelhardt, von Fr. Güll, von Langbein, von Chamisso Die letztere lassen wir zur Vergleichung (nach Ton, Charakterzeichnung, Ausdehnung und Wirkung) hier noch folgen, und stellen daneben die prosaische Erzählung der Gebrüder Grimm.

I. Das Riesenspielzeug.

(Von Chamisso.)

1. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
   Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
   Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
   Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
   Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
   Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
   Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei! artig Spielzeug! ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei."

8. Sie spreitet aus das Tüchlein, und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

II. Das Riesenspielzeug.

(Von Grimm.)

Im Elsaß auf der Burg Niedeck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam fast bis nach Haslach auf ein vor dem Wald gelegenes

Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und die Leute an, das ihr Alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mir mit." Da knieete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing Alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus, den Felsen hinaufspringend, wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß; da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind," sprach er, „was bringst du da? die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinsehen. „Was hast du so Zappeliches darin?" — „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! So was Schönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eines nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was schönes angerichtet! Geh' nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leid's nicht, daß du mir murrst, kram' Alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsennest nichts zu leben."

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Lob des Ackerbaues — Glück des Bauernstandes — des Bauern Klage.

---

18. Der Blinde.

(Von Krummacher.)

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupt in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder und ihr Glanz senkte sich auf die versiegten Lichtquellen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme und nie versiegt deine Kraft! Wie groß muß der sein, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deshalb begann er und fragte: Wie kannst du des Tages Gestirn bewundern und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir

verschlossen ward, wohnet sie in meiner Seele. Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge! —

---

1. Die Parabel hat, wie die Absätze des Druckes andeuten, vier Abschnitte, von denen der erste den Zustand des Blinden angiebt, der zweite seine Rede erzählt, der dritte des Andern Einrede, der vierte endlich des Blinden Antwort und das entscheidende Wort der ganzen Parabel. Ein Blinder — ob blindgeboren oder erblindet, erfahren wir schon durch die Worte: seine versiegten Lichtquellen, näher aus dem vierten Abschnitt, wo er sagt: seit das Licht meiner Augen verdunkelt ward ꝛc. Er steht mit aufgerichtetem Haupte in der Sonne. Näher bestimmend heißt es nachher: er bot der Sonne unverwandt sein Angesicht dar. Die Sonne giebt Licht und Wärme, welchen Eindruck beides auf ihn gemacht, sagt der zweite Satz. Welche Jahreszeit ist es? Frühling; in dieser Zeit sind die Sonnenstrahlen am mildesten und erquickendsten. Warum ist von der Wärme zwar zuerst, aber viel kürzer, wie nur vorübergehend, die Rede, während sich der Hauptaccent auf das zweite Glied legt? Darum wohl, weil in dem Sonnenlicht und der Stellung, welche dazu der Blinde nimmt, eben die Hauptsache liegt. Die Sprache der Parabel ist durchaus eine edle, schöne, beredte. Der Blinde mit aufgerichtetem Haupt — er stand (nicht: in der Sonne, oder Frühlingssonne, sondern) in den Strahlen der Frühlingssonne, und auch dies näher bestimmt nach dem Eindruck, den es auch auf den Blinden machen mußte. Sie erwärmt seinen Körper; dafür heißt es so schön: ihre Wärme durchströmte seine Glieder. Sie strahlt ihr Licht auf ihn; dafür heißt es wieder so überaus schön und rührend: ihr Glanz senkte sich auf die versiegten Lichtquellen seines Angesichts. Und endlich der Zusatz: das er unverwandt ihr darbot — deutet das Bild an von einem Leidenden, der flehend und hülfesuchend nach Oben schaut, oder von der Blume, die der Sonne zugewendet steht. — Mit aufgerichtetem Haupte. Vergl. aufrecht, aufrichten, aufgerichtet, aufrichtig. Haupt ist das edlere Wort als Kopf, daher man sagt: er entblößte das Haupt, er neigte das Haupt, ein gekröntes Haupt. Im bildlichen Sinne bezeichnet Haupt das Erste, Oberste, wie in Hauptsache, Hauptwort, Hauptmann; Kopf bezeichnet in bildlicher Bedeutung den Sitz des Denkens, wie wenn man sagt: er hat einen guten Kopf. Angesicht bedeutet die Oberfläche des vordern Theils des Kopfes, in dem die Augen sind (= Gesicht, von sehen, und Antlitz). Glanz bezeichnet einen höheren Grad des Lichtes. Versiegen wird ursprünglich gebraucht von dem Niedersinken, Verschwinden des Wassers, daher passend zu unserem Bilde von den Quellen des Lichtes.

2. Das überschwellende Gefühl drängt ihn zu reden. Er rief aus — denn er redete in gehobenem, gesteigertem Tone. Seine Worte sind an die Sonne gerichtet. Er nennt sie ein unbegreifliches Lichtmeer. Meer, der Ausdruck für eine grenzenlose, unermeßliche Fläche, schließt sich hier um so besser an, da vorhin von den Lichtquellen die Rede war.

Es besteht aus Licht, wie das andere aus Wasser, daher Lichtmeer. Es ist unbegreiflich — nach Größe, Wirkung, Ursprung. Er nennt die Sonne ein Wunder der allmächtigen Hand 2c. Wunder bezeichnet sonst eine That (daher auch: eine Wunderthat), hier das durch die That Hervorgebrachte, das Werk, insofern es ein unbegreifliches ist. Der allmächtigen Hand; es werden Gott, nach einem ganz geläufigen, vom Menschen hergenommenen Bilde, Augen, Mund, Ohren, Arme, Hände zugeschrieben, und es wird anstatt des allmächtigen Gottes, der die Sonne schuf durch sein Wort, das Glied genannt, das bei menschlichem Thun, Schaffen (Inswerksetzen) vorzugsweis thätig ist. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, hieß es vorher, und hier: aus dir strömt ewige Fülle, Leben und Wärme; dort: ihr Glanz senkte sich auf seine versiegten Lichtquellen, hier: nie versiegt deine Kraft (zu beleben, zu erwärmen, zu leuchten). Zugleich entspricht das „ewig" dem „nie versiegend", so daß jenes rückwärts deutet auf den Anfang der Welt, dieses vorwärts auf das Nimmeraufhören, die Endlosigkeit. Fülle ist der allgemeine Begriff, der die folgenden unter sich begreift. Der Blinde bleibt nicht bei dem Werke, bei dem Bilde stehen, er denkt die Sonne nicht und ihren Segen, ohne den, der sie erschuf, der sie leitet, und der unendlich größer sein muß, als dies für menschliches Denken schon unbegreifliche Meer des Lichtes. - Erschaffen bedeutet, wie schaffen: hervorbringen, doch schließt jenes zugleich die Vorstellung des hervorgebrachten Gegenstandes ein, weshalb es nicht gebraucht werden kann, ohne denselben zu nennen. Die Vorsylbe er ist entstanden aus dem altdeutschen ir, ur = us, aus, und das er in erschaffen bedeutet so viel als das: hervor in Hervorbringen). Bilden heißt einem Dinge Form und Gestalt geben.

3. So sprach der blinde Mann. Dieser Satz ist hinzugefügt, um der vorigen Rede ihren vollen Abschluß zu geben und diese selber mit ganzem Gewicht hervortreten zu lassen. Zugleich erfahren wir hier, was aus dem Bisherigen schon sich schließen ließ, daß der Blinde ein Mann war. Der neben ihm stand — aus der Antwort des Blinden ist zu schließen, daß der Andere von Anfang neben ihm gestanden und mit seinem Wissen, ihm auch nicht unbekannt gewesen. Die Worte befremdeten ihn = machten ihn fremd, waren ihm befremdlich, wunderlich, warum? weil sein Sinn dem des Blinden fremd war, fern ab lag. Er begann und fragte; diese umständliche Darstellung giebt der Rede den Ausdruck der Anschaulichkeit, — oft auch der Feierlichkeit. So in der Bibel oft: er that seinen Mund auf und sprach; er hob an und sprach; er streckte seine Hand aus und rührete ihn an; er hob seine Augen auf und sahe; so unten: er antwortete und sprach. Gestirn bezeichnet sonst (wie in Gebirge, Gesinde, Gewässer) eine Vielheit von Sternen, hier giebt die Vorsylbe dem Worte die Bedeutung des Großen, Bedeutenden. Und siehest es nicht? So wird oft der den Gegensatz bezeichnende Nebensatz in der Form des Hauptsatzes gegeben, um das Verhältniß schärfer hervorzuheben. So hier anstatt: da du es doch nicht siehest, oder: das du 2c.

4. Eben darum — kann ich es um so mehr bewundern. Das Licht meiner Augen ist verdunkelt, sagt weniger, als: ich bin erblindet;

der hinzukommende Satz: und der Glanz der Sonne ward mir verschlossen, giebt erst den vollständigen Begriff; vielleicht auch jenes den Anfang, dieses die Vollendung. Sie wohnt in meiner Seele — dies bestimmt der folgende Satz näher: sie geht in mir auf, sie leuchtet in mir. Gleichbedeutend sind die Ausdrücke: in meiner Seele, in mir selbst, in meinem Innern. Lässet sie 2c. nicht in der Bedeutung des Zulassens, sondern des Bewirkens. Jedes Gefühl ihrer Nähe — die äußere, sinnliche Einwirkung kommt hinzu, aber sie ist nicht nothwendig. Wie alles, was ihr täglich sehet — diesen verallgemeinernden Zusatz werden wir auf die andern Wunder der Schöpfung zu beziehen haben.

5. Die allgemeinen Gedanken der Parabel sind hiernach diese: Der innere Sinn schaut und fühlt mehr und tiefer, als der äußere, der innere Sinn bedarf nicht des äußern Organs, um zu schauen und zu empfinden — jede äußere (Anschauung) Einwirkung weckt den innern Sinn zu tiefer Anschauung und Empfindung — die Gewohnheit des äußerlichen Schauens und des täglichen Genusses macht die Seele gleichgültig gegen die Wunder der Schöpfung, gegen die Stimmen Gottes in der Natur.

6. Themata zu schriftlicher Uebung: der Taube — der Kranke — der Sterbende — der Fremdling — die Blumen (der stumpfsinnige, der sinnige, der fromme Mensch ihnen gegenüber).

7. Friedrich Adolph Krummacher ist geboren 1768 zu Tecklenburg in Westphalen — Pfarrer in seinem Heimathlande (Crefeld, dann Kettwich), dann Superintendent und Hofprediger in Bernburg, seit 1824 Pastor an der Ansgariikirche in Bremen, † 1845, 4. April. Er hat viele treffliche Schriften voll Geist und sinnigen Gemüths verfaßt, z. B. die Kinderwelt — Sonntagsfeier — das Wörtlein Und — Festbüchlein — Paragraphen zur heiligen Geschichte (nur das erste Buch Mosis umfassend) — am berühmtesten aber und volksthümlichsten haben ihn seine sinnigen, edlen, von innigem, hingebendem Verständniß des Natur- und Menschenlebens zeugenden, in der Sprache der Bibel gehaltenen Parabeln gemacht, deren wir eine oben erläutert haben und

8. schließlich noch eine zur Vergleichung mittheilen wollen.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen sollte. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahte sich ihm der weise Lehrer der Gemeine, und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brot hervor. Die Aehren sind schwer und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Samens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfing so viel, und bringet oft so wenig.

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam, und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte Jedermann thätig sein, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichtes arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, sowie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur ein Halm zu sein.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß Viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Erndte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühn, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes giebt, als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und von dem niedern Boden zu dem Höhern sich erhebe.

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er ging mit finsterer Stirn von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

---

19. Reiters Morgengesang.

(Von W. Hauff.)

1. Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen:
Ach, die Rosen welken all!

4. Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

1. Wir haben uns den Reitersmann im Feldlager zu denken. Es ist noch alles still ringsumher: Alles liegt unter seinen Zelten und schläft. Aber er, vielleicht auf Posten stehend, wacht. Er schaut, das Herz voll banger Sorge, hinaus in die dunkle Nacht. Da röthet sich der östliche Himmel, die Sonne verkündend und den kommenden Tag. Was wird er ihm bringen? So spricht er: Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod.*) Vgl. in dem unten folgenden Liede: man träumt von Siegeskränzen, man denkt auch an den Tod. Leuchtest mir — Andern zu Leben, Geburt, Freude, Sieg und Rettung. Zum Tod — der Morgen geht ihm auf zu dem Tage, der ihm vielleicht den Tod bringt (oder: das Morgenroth leuchtet ihm, um ihm anzuzeigen, daß er sterben soll). Zum frühen Tod — also war der Reitersmann noch jung. Bald wird die Trompete blasen — zum Beginn des Kampfes. Dann muß ich mein Leben lassen (dahin geben) — er spricht, als wäre der Tod ihm schon gewiß, als hätte er eine bestimmte Ahnung. Die Härte des Reimes in lassen, blasen tritt noch mehr im Gesang hervor, welcher in beiden Worten die erste Sylbe gedehnt behandelt. Ich und mancher Kamerad — das macht ihm sein Loos noch schmerzlicher. Von dem, was bevorsteht, wenden sich die Gedanken zurück zu dem, was da war, und sammeln sich in der Klage: wie kurz des Lebens Lust (V. 2.), wie kurz des Leibes Blühen! (V. 3.) Der Eindruck wird um so tiefer durch den Gegensatz. Kaum gedacht — kaum hat man daran gedacht, daß die Lust einmal ein Ende nehmen könne. Gestern noch 2c. — alles in kurzen, unvollständigen Sätzen, wodurch die Schnelligkeit veranschaulicht wird, mit der alles auf einander folgt, mit der das Leben vergeht und seine Lust; gestern — heute — morgen. Gestern noch auf stolzen Rossen — das war eben des Reiters Lust, doch ist darauf das Wort Lust nicht zu beschränken. Auch das Roß hat einen Stolz auf seine Kraft und Gestalt und auf den Reiter, den es trägt. Doch ist in den Worten zugleich die Nebenbeziehung auf den Reiter mit angedeutet, der in stolzem Gefühl seiner Kraft, Würde, Schönheit auf seinem Rosse einherreitet: stolz auf stolzem Rosse. Das warme Lebensblut, heute rinnt es dahin, morgen nimmt dich das kühle Grab auf. Es konnte nicht einfacher, kürzer, schöner und ergreifender der schnelle, schmerzliche Wechsel von Leben und Lust und Schmerz und Tod ausgedrückt werden. Schönheit und Gestalt — damit ist die Wohlgestalt gemeint, die kräftige, jugendlich frische Gestalt. Schwindet (vgl. wenden, winden, schwenden, verschwinden). Prahlst du gleich 2c. es hilft dir nichts, sie vergehen doch, und nur zu bald. Gleich = wenngleich, wenn auch. Prahlen heißt etwas zur Schau tragen, daß es andere sehen und bewundern. Vgl. Vers 2.: gestern noch auf stolzen Rossen. Die wie Milch 2c. giebt den Grund an: so schön sind sie, und du bist darauf eben so stolz. Ach, die Rosen — nicht

---

*) Daß an dieser Stelle das Fragezeichen, welches man in vielen Abdrücken findet, nicht richtig ist, beweist schon der Zusammenhang der 1. (und 2.) Strophe. Es hat der Satz den Frageton auch in der bekannten schönen Volksweise nicht, die in ihrer scharfen rhythmischen Markirung den kriegerischen Character und in ihrem ganzen melodischen Gange die bange Wehmuth trefflich wiedergiebt.

die als hinweisendes Fürwort, sondern allgemein: alle Rosen welken und vergehen; auch deiner Wangen blühende, liebliche Schönheit vergeht, verwelkt nur zu bald. Dieser dritte Vers hält sich allgemeiner und ohne unmittelbare Beziehung auf des Reiters Loos im blutigen Kampfe. Darum — weil's einmal so das Loos der Menschen ist, weil ich's nicht ändern kann. Vgl. in dem Gedicht von Körner: Gott, dir ergeb' ich mich 2c. Der vierte und letzte Vers giebt zwei wesentliche Züge zu dem Bilde des rechten Reitersmannes hinzu. Bisher haben wir ihn in banger Wehmuth klagen und trauern hören; sollte er aber darum dem Schlachtenruf feig sich entziehen? Nein, er will wacker streiten, und sollte er fallen, so stirbt ein braver Reitersmann. Und was giebt ihm diesen getrosten Muth, diese Freudigkeit bei aller bangen Ungewißheit seines Looses? Nichts anderes als der Glaube: Gott leitet das Geschick der Schlachten*), in seiner Hand liegt der Menschen Leben und Loos, ihm ergiebt er sich, er fügt sich, wie Gott es will. —

2. So haben wir denn in diesem Liede, das in seiner einfachen Schönheit und der tiefen Wahrheit seiner Empfindung ein rechtes, echtes Volkslied ist, den Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, die einen ernsten Kriegsmann am Tage der Schlacht bewegen: bange Sorge, Gedanken an die Vergänglichkeit alles Lebens und aller Lust, getroster Muth, fromme Ergebung, tapfrer Wille.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: ein Morgen im Feldlager — ein Morgen im Felde — Erndtemorgen — des Kriegers Ehrenschmuck.

4. Der Dichter unseres Liedes ist Wilhelm Hauff, geboren zu Stuttgart am 29. Nov. 1802, gestorben daselbst im Jahr 1827 als Privatgelehrter.

5. Schließlich zwei Gedichte verwandten Inhalts.

Soldaten-Morgenlied.

(Mel.: Frisch auf zum fröhlichen Jagen.)

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gieb uns heute Sieg.
Die Christenbanner wehen:
Dein ist, o Herr! der Krieg.

3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

4. Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei;
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

*) Noch tiefer begründet ist diese Zuversicht des Glaubens in dem 2. Vers des unten folgenden Liedes von Schenkendorf.

Gebet während der Schlacht.

(Von Th. Körner.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode;
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben,
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerdte;
Drum, fallend und siegend preis ich dich!
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

---

20. Abendlied eines Bauersmanns.*)

(Von Matthias Claudius.)

1. Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch' auf!

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unter'm Apfelbaum:
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert's sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

4. Es leuchtet uns bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und kuckt von oben in die Schale
Und thut den Segen 'nein.

5. Nun, Kinder, esset! eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch;
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich!

---

1. Das Lied ist der Ausdruck der Empfindungen einer einfachen, schlichten, gesunden, kräftigen Natur. Es ist Abend. Der Bauer kehrt müde und hungrig vom Felde nach Haus. Seine Frau, die auch in

*) Mit Weglassung von Str. 4—8 des Originals und einer kleinen Aenderung in unserer Str. 4.

Haus und Hof sich's hat sauer werden lassen in des Tages Hitze, soll das Essen zurichten. Vor dem Hause steht ein blühender Apfelbaum; da soll gedeckt werden. Die Kinder, die in Spiel oder Arbeit zerstreut sind, dürfen bei dem Mahle nicht fehlen, sie werden gerufen. Auch den Kleinsten, der schon in seinem Bettlein liegt, bringt die Mutter noch einmal herzu, daß der Vater an seinem Anblick noch eine Weile sich erquicke. So wird das einfache Mahl fröhlich, mit gutem Appetit und dankbarem Sinn genossen. Und zwischen den Zweigen des blühenden Baumes schauet, wie ein köstlicher Leuchter, des Mondes silberreines Licht auf das Mahl, auf Vater und Mutter und Kinder, zur Freude und zum Segen. — Wir haben in diesen Zügen ein rührendes Bild häuslichen Glückes, wie es in dem einfachen ländlichen Stillleben so gerne sich auferbaut. Da giebt's Arbeit vollauf für Mann und Weib und Kind und Gesind, aber auch frische Arbeitslust; da findet sich die Einfalt noch, die gerne genug hat, weil sie sich genügen läßt; da wohnet ungefärbte, treue Liebe (wie sie hier in den Worten des Mannes zu seinem Weibe und in der Freude an seinen Kindern sich ausspricht), da zeigt sich bei aller sauren Arbeit mit und in der Natur doch ein offnes Auge und Herz für ihre Schönheit (Vers 1. 2. 4.); da wird in solchem Glück auch Gottes nicht vergessen, der gegeben hat und die Gabe segnet (Vers 5.). So hat denn der Bauersmann guten Grund auszurufen: sieh Mond, ich bin wohl zu beneiden, bin glücklich und bin reich. Wie in einem andern Lied, der glückliche Bauer überschrieben, es heißt:

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts und bin wohl doch
Ein großer reicher Mann.

Und später:

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. (5. Theil, S. 204 f.)

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Bauernglück — Abendgedanken eines Bauernknaben, der in die Stadt gekommen — Gedanken eines feinen Städters unter den Bauern — ein Abend auf dem Dorfe (Brief) — ein Mahl an einem armen Bauerntisch — Arm und doch reich.

3. Matthias Claudius wurde geboren am 15. August 1740 zu Reinfeld im Holsteinschen bei Lübeck, studirte in Jena, lebte als Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, wurde 1776 Oberlandcommissar in Darmstadt, ging das Jahr darauf nach Wandsbeck zurück und wurde 1778 Revisor bei der Holsteinschen Bank in Altona, doch ohne darum Wandsbeck zu verlassen. Die Aufsätze, die er hier für den „Wandsbecker Boten“ und andere Zeitungen schrieb, gab er von 1774 an gesammelt in Druck unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans*) oder

*) d. h. der all das Seine bei sich tragende Asmus.

sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. 8 Theile. Es stehen darin kleine Lieder*), Abhandlungen, Erzählungen, Gespräche, Briefe, Fabeln, Elegien u. a. Alles in volksthümlichem Tone gehalten, in anspruchsloser Einfachheit, gemüthvoller Innigkeit, kindlicher Frömmigkeit und launigem Humor. „Er sang aus seinem kindlich frohen Herzen in kunstloser Form zum Herzen des Volkes." Gott und Christus, Natur und Vaterland gingen ihm über Alles. Seine Sprache leidet oft unter dem Suchen nach derber Volksthümlichkeit. Er starb am 21. Januar 1815 im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes. In Wandsbeck steht sein Denkmal, auf dem sein Wanderstab und seine Wandertasche abgebildet ist.

4. Claudius hielt es mit dem Volke, besonders dem Bauernvolke, dessen Glück und Einfalt er wiederholt in seinen Liedern preist. So in dem obenstehenden, so in dem angezogenen: der glückliche Bauer, das sich mit dem unsrigen in vielen Punkten berührt. So auch in dem „Morgenlied eines Bauersmannes," das wir hier zur Vergleichung folgen lassen.

Morgenlied eines Bauersmannes.

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder,
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen:
Wenn Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen,
Wie beim Altargeräth.

Von ihr kommt Segen und Gedeihen:
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen
Und meine Bäume blühn.

Und meine Kinder spielen drunter
Und tanzen ihren Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter:
Und das macht all' ihr Schein.

Was hab' ich dir gethan, du Sonne,
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht werth.

Du hast nicht menschliche Geberde,
Du issest nicht wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm und brächt' es dir.

Und stünd und schmeichelte von ferne:
Iß und erquicke dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich.

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß sein.

O sei mir denn willkommen heute,
Willkommen, schöner Held,
Und segn' uns arme Bauersleute
Und unser Haus und Feld!

Bring' unserm König heut auch Freude,
Und seiner Frau dazu,
Segn' ihn und thu ihm nichts zu Leide,
Und mach' ihn mild wie du!

---

*) Wir bemerken hierbei, daß das Rheinweinlied: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher, nicht von Claudius ist, dem es gewöhnlich zugeschrieben wird, sondern von Sander, einem Freund Hebels in Karlsruhe. (Vergl. Hebels Werke I. S. CIV.)

Einen allgemeinern, auch etwas höhern und edlern Ton schlägt er an in dem köstlichen Abendliede*) (4. Th. S. 91), das uns ganz den edlen, natursinnigen, demüthigen, frommen, kindlichen, für alles Leid der Brüder theilnehmenden, offenen Character des Dichters und des Menschen vergegenwärtigt.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Schließlich verweisen wir, als auf ein herrliches Gegenstück zu dem Abendlied des Bauersmannes, auf das unvergleichlich schöne Gedicht von Hebel: das Habermuß (1. Th. S. 154) und auf das schöne Lied desselben Dichters: der zufriedene Landmann (1. Th. S. 170).

---

21. Hans im Glücke.

(Von den Brüdern Grimm.)

I. Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir mein Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein," und gab

*) Eine Melodie hat dazu gegeben der als Componist von Volksweisen bekannte Johann Abraham Peter Schulz (†. 1800). S. Erk, Liederkranz, 1. Heft. No. 70.

ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den Weg nach Haus.

II. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach", sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad' halten, auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du giebst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen.

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte.

III. Das Pferd wär' auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich auf's Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen, hab ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Haide, die wohl

noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Ledermütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeit lang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war.

IV. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er, und half dem armen Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was giebt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans!" sprach da der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' euch eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

V. Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufsschmaus bringe. „Hebt einmal," fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja", sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fingen, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Noth! ihr wißt hier herum besseren Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans." „Ich muß schon etwas auf's Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß ihr ins Unglück gerathet." Er nahm also

das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimath zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, habe ich noch Vortheil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das giebt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

VI. Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Scheere, und drehe geschwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für ein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das habe ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" „Dafür habe ich einen Klumpen Gold so groß als mein Kopf gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt ihr's nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da habe ich einen, der ist ein wenig schadhaft, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts, als eure Gans geben; wollt ihr das?" „Wie könnt ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen?" und reichte ihm die Gans hin. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn hin und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf, und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!" rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind. Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam

er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen, und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens.

VII. Darauf drehte er sich und wollte sich zum Trinken bücken; da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das Einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt habe. „So glücklich wie ich," rief er aus, „giebt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

---

1. Die Mährchen erzählen uns oft von Dummen, die zu besondern Ehren oder großen Schätzen gekommen. Häufig stehen daneben andere, besonders Brüder oder Schwestern, die viel klüger sind, aber dennoch von jenen ausgestochen werden und leer ausgehen. Da ist es denn nicht die Dummheit, die jenen zu den Ehren und Schätzen verhilft, sondern die Einfalt, Treue, Güte, Demuth, Unverfälschtheit des Herzens, die Ergebung, mit der sie tragen und nehmen, was das Schicksal bringt, auch trübe und harte, zumal Kindheitsgeschicke, wozu oft noch kommt ein klarer, gesunder, praktischer Sinn, der ungesucht das Rechte, an dem der klügelnde Verstand vorüber eilt, zu treffen weiß. Und was die andern um den Preis bringt, das ist nicht die Klugheit an sich, sondern die Selbstsucht, die sie treibt, der Betrug, den sie anwenden, der Neid, mit dem sie einander verfolgen, die Verleumdung und Härte, mit der sie wider die jüngern, einfältigen Geschwister sich versündigen, und vor allem das übermüthige Selbstgefühl, mit dem sie meinen, durch ihre Listen und Anschläge das Glück sich erzwingen, sich abtrotzen zu können. So liegt denn auch in solchen anmuthigen, schlichten Mährchen ein sittlicher Kern verborgen. — Ein Dummer ist's nun auch, von dem wir in unserer Geschichte hören. Seine Dummheit (oder richtiger Einfalt) besteht darin, daß er von den Dingen nicht den Werth kennt, den sie im menschlichen Verkehr an sich oder im Verhältniß zu einander haben. Der Herr giebt ihm ein Stück Gold von außerordentlicher Größe, er zieht sein Tüchlein und wickelt den Klumpen hinein, denn weiter gilt's ihm nichts; er tauscht immer das Geringere gegen das Werthvollere ein und meint jedesmal Wunder was für einen klugen und guten Handel gemacht zu haben. Dabei geht ihm aber nicht die Fähigkeit ab, die Dinge, so weit sie in dem Kreise seines Denkens und Erfahrens liegen, richtig nach ihrem Werthe zu beurtheilen; doch bleibt er meist nur bei dem Nutzen stehen, den er in seiner gegenwärtigen Lage davon haben kann oder sich doch davon verspricht. Als er den Reiter zu Pferde sieht, spricht er: Ach, was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie. Zu dem Bauer, der die Kuh vor sich her treibt, sagt er: Da lob' ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen und hat obendrein seine

Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Und so weiter beim Schwein und bei der Gans. Seine Dummheit zeigt sich ferner in dem großen Ungeschick zu solchen Dingen, die er, sollte man meinen, in dem siebenjährigen Dienst doch müßte gelernt haben. Er wird von dem Pferde abgeworfen, die Kuh, weil er sich beim Melken so ungeschickt angestellt, schlägt ihn vor den Kopf, und daß er seine Ledermütze unterstellt, ist auch kein Beweis sonderlichen Witzes, und die Steine wirft er in den Brunnen. Sodann finden wir seine Dummheit auch darin, daß er so gar schnell und unbedacht den Leuten vertraut, ihnen alles erzählt, was er erlebt und auf dem Herzen hat, und sich so leicht von ihnen überlisten läßt. Dem Reiter kommt er mit seinem lauten Preis des Reitens auf halbem Weg entgegen, und erzählt ihm dann ungefragt, was er in seinem Tüchlein trage, ist auch, ohne daß der Reiter viel Worte zu machen braucht, gleich bereit zum Tauschen. Und in seiner Unbefangenheit ruft er ihm noch zu: „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen." (Beiläufig: der vornehme Reiter nennt den Hans du, die folgenden alle ihr.) Dem Bauer trägt er den Handel ebenfalls an, und der Listige weiß sich zu stellen, als thät er ihm damit nur einen Gefallen („nun, geschieht euch so ein großer Gefallen" 2c.); ebenso der Metzger, der auch wohl nicht ohne Absicht ihm die Flasche darreicht; der sagt: Hört, Hans! euch zu Liebe will ich tauschen 2c. Dem Burschen, der die Gans unter dem Arme trägt, erzählt er, nachdem sie sich nur gegrüßt, gleich von seinem Glück und Tauschgeschäften. Das macht den Burschen lüstern, den Handel fortzusetzen und das Schwein zu gewinnen; aber das Herausstreichen seines Viehes will bei Hans noch nicht verfangen, da ersinnt er eine Geschichte von einem Diebstahl, und Hans ist überlistet. Und nachdem sie Handels eins geworden, stellt sich der Bursche wie die vorigen, als brächt' er ihm zu Lieb ein Opfer, und sagt: ich muß schon etwas aufs Spiel setzen, aber ich will doch nicht Schuld sein, daß ihr ins Unglück gerathet. Dem Scheerenschleifer erzählt er wieder alles, was er bis nun erlebt, daran erkennt der Schlaue seinen Mann und giebt sich gar nicht die Mühe einer umständlichen, fein ausgedachten List, er belügt und betrügt ihn in der handgreiflichsten Weise. Und Hans merkt nichts. Das war nun der dumme Hans, und auch der Name, den das Sprüchwort ja mit der Dummheit in Verbindung bringt, wird nicht ohne Grund gewählt sein. — Aber nun wird's auch Zeit, einmal zuzusehen, was Gutes an dem Jungen ist. So etwas Gutes ist zunächst eben diese Leichtgläubigkeit, die zwar seine große Unerfahrenheit beweist im Leben und unter den Menschen, aber zugleich ein gutes Zeichen seines Herzens ist; er würde den Leuten nicht so leicht und unbedacht Glauben schenken und sich hingeben, wäre er nicht selber ohne Lug und Falsch; der Hinterlistige, Falsche ist ganz anders auf seiner Hut gegen Andere und nimmer ohne Mißtrauen. Dahin gehört denn auch die Offenherzigkeit, mit der er alles, was er auf dem Herzen und erlebt hat, jedem Fremden erzählt, und die Zutraulichkeit, mit der er ihnen sich an- und aufschließt. Ein fernerer guter Zug in seinem Character ist sein leichter, fröhlicher Sinn; immer weiß er sich schnell zu trösten und jeden Verlust als ein Glück zurechtzulegen. Er ist seelenfroh, als

er auf dem Pferde sitzt und so frank und frei dahinreitet. Als er die Kuh eingehandelt hat, bedenkt er den glücklichen Handel und spricht in spaßhafter Feierlichkeit: Herz, was verlangst du mehr? Als es mit der Kuh nicht gehen will, tröstet er sich: ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, und ist so fern von allem Mißtrauen, daß er dem Metzger zuruft: Gott lohn' euch eure Freundschaft! Auch die schlimmen Fälle können ihm seine Stimmung nicht auf die Dauer verderben; er überdenkt auf seinem weiteren Wege, wie ihm doch alles nach Wunsch gehe, begegne ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Als er die Gans eingehandelt, spricht er zu sich: wenn ich's recht bedenke, so hab' ich noch Vortheil bei dem Tausch u. s. f. Nehmen wir nun zu dem Allen noch seine Dankbarkeit, die sich in dem Verhalten gegen seine Händler, besonders gegen den Metzger und vor allem am Schlusse zeigt (wo es heißt: und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen); nehmen wir dann zu dem Bilde seines Characters seine Mutterliebe (nachdem seine sieben Jahre um sind, verlangt ihn wieder heimzukommen zu seiner Mutter; als er die Gans verhandelt, ruft er: was wird meine Mutter eine Freude haben! und am Ende seiner Reise springt er leicht und froh, bis er daheim bei seiner Mutter ist); erinnern wir uns endlich, daß er seinem Herrn sieben Jahre treu und ehrlich gedient, wie dieser ihm selber bezeugt, so werden wir gestehen müssen, daß der abenteuernde Jüngling mit den liebenswürdigsten Tugenden trefflich und reichlich ausgestattet ist, und daß die Wage, welche die Kraft des Verstandes und der Klugheit wägt, von der andern, in welcher die Eigenschaften des Herzens liegen, weit überwogen wird. — Hiernach giebt das Mährchen ein Bild der Einfalt, die, ob sie gleich, was die Welt Glück nennt, ohne es zu wissen, von sich stößt, oder vielmehr durch der Welt Schuld verliert, doch in ihrem Sinn und ihrer Art fröhlich und glücklich ist. Wollen wir aber die Sache in Form einer Moral fassen, so würde sie eine andere Wendung nehmen, wir könnten dann sagen: das Glück kommt wohl, du mußt es nur zu fassen wissen; oder das Wort des Dichters heranziehen: Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Thoren niemals ein; wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein. —

2. Im Einzelnen ist nur wenig zu bemerken. I. Gieb mir mein Lohn — wie der Dienst, so der Lohn. Der Lohn = Belohnung überhaupt, das Lohn = Tagelohn, bedungene Geldentschädigung. Vgl. sie haben ihren Lohn dahin. II. (Das erste Glück: das Pferd um das Gold; a. der Handel, b. das Unglück u. s. w.). „Immer ein Bein vor das andere setzte," — ohne Gedanken und Sorgen dahinschlenderte. Frisch und fröhlich — unten: frank und frei (s. N. 9.). Ei, Hans &c. er kennt ihn also schon, er war ja noch nicht weit von seinem Herrn weg. III. Durchgegangen. Das Pferd geht durch — er läßt ihm die Streiche durchgehen — hier darf Niemand durchgehen — ein Stück genau durchgehen — durchgängig — eine durchgehende Note. Suchte seine Glieder zusammen — scherzhafter Ausdruck. Ritt eilig davon — vgl. unten: trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; es läßt sich

rathen, warum eilig und schnell, damit ihnen ihr Fang nicht wieder entginge. Für seine letzten paar Heller — und den Goldklumpen, so groß wie sein Kopf, hat er weggegeben! Sich ungeschickt anstellte — stelle dich nicht so an! er ist als Richter angestellt worden — er hat es klug, fein, listig angestellt — wie willst du dich anstellen? — ein Fest anstellen — du hast was Schönes angestellt — anstellig — Anstellung — Anstalt. IV. Strich sich die Haare über den Kopf — dadurch wird er nicht klüger ausgesehen haben. V. Auch keine Sau — nämlich jung, und nicht ein Thier mit Jungen. Der Bursch mit der Gans listet ihm das Seine ab, weil er ihm anders nicht ankommen kann. Vorher kam immer Hans entgegen. VI. Ich muß in einer Glückshaut geboren sein — immer mehr steigert sich dies Gefühl in seiner Seele. — Den Goldklumpen hat er weggegeben, nun hat er einen schweren gemeinen Stein dafür. VII. Es giebt schließlich kein Glück für alle, es kommt eben auf das Auge an, mit dem man's ansieht, und auf das Herz, mit dem man's nimmt. —

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Hans nach seiner Mutter Tod — der Reiter mit dem Goldklumpen.

4. Dieselbe Mähr findet sich in Norwegen (vgl. Norwegische Volksmährchen, deutsch von Brosemann, Berlin 1847. I. Band, Seite 121). Es hat sie auch Chamisso schön dichterisch behandelt, und dies Gedicht lassen wir schließlich hier folgen.

Hans im Glücke.

1. Willst zurück zu deiner Mutter? Hans du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich; wie die Dienste, so der Lohn;
Gebe dir zu deinem Sold diesen Klumpen da von Gold;
Bist mit deinem Glück zufrieden, Hans im Glücke?

2. Ja, zufrieden! und die Mutter, ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen, alle Hände bring' ich voll;
Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke!

3. Und er ziehet seine Straße rüstig, frisch und frohgesinnt,
Doch es sticht ihn bald die Sonne, die zu steigen schon beginnt,
Und der Klumpen Gold ist schwer, drückt die Schultern gar zu sehr;
Du erliegest unter'm Golde, Hans im Glücke!

4. Kommt ein Reiter ihm entgegen: Schimmel, ei, du muntres Thier!
Aber schleppen muß ich, schleppen den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut, weiß nicht, wie das Schleppen thut.
Hätt' ich diesen Schimmel, wär ich Hans im Glücke.

5. „Lümmel, sage mir, was ist es, was du da zu schleppen hast?"
Nichts, als Gold, mein werther Ritter. „Gold?" Und mich erdrückt die Last.
„Nimm dafür den Schimmel." Topp! Und so reit ich hopp, hopp, hopp!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel! Hans im Glücke.

6. Hopp, hopp, hopp! der dumme Teufel schwitzt nun unter meinem Schatz;
Hop, hop, hop, hop! sachte, Schimmel! Pfui dich! — Plautz! ein Seitensatz,
Und er lieget da zum Spott, danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen, Hans im Glücke.

7. Kommt ein Bauer, treibt gemächlich vor sich hin ein magres Rind:
Halt den Schimmel! halt den Schimmel! schreit ihn an das Glückeskind;
Ja, es lief sehr glücklich ab, aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten. Hans im Glücke!

8. Eine Kuh giebt Milch und Butter, der Besitzer hat's nicht schlecht.
„Wollt ihr mit den Thieren tauschen? Mir ist schon der Schimmel recht."
Mit den Thieren tauschen? Topp! Trabe Bauer, hopp, hopp, hopp! —
Selig, überselig preist sich Hans im Glücke.

9. Erst den Dienst und dann die Bürde, wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser! Nein, mein Glück ist allzugroß —
Und im heißen Sonnenschein findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken, Hans im Glücke.

10. Melken also! — Er versucht es. Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er melken nicht gelernt hat und die Kuh ein Ochse war;
Und er stößt und wehret sich: „Prr! Prr! ruhig! denkst du mich,
Wilde Bestie, todt zu schlagen?" Hans im Glücke!

11. Und des Weges zog ein Metzger, der ein Schwein zur Metzig trieb:
Esel! bleibe von dem Ochsen, hast du deine Knochen lieb!"
Von dem Ochsen? „Tritt zurück!" Ist's ein Ochse? welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch bei Zeiten, Hans im Glücke!

12. Aber ach, die Milch, die Butter? Nun, der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser und ich lobe mir das Schwein;
Schweinebraten, Rippenspeer, Speck und Schinken, ja, noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe! Hans im Glücke!

13. „Dieses Alles kannst du haben, gieb dafür den Ochsen hin.
Willst du tauschen?" — Herzlich gerne! Ja der Handel ist Gewinn.
Auf, mein Schweinchen, trabe du lustig unser'm Dorfe zu;
Ja die Mutter wird mich loben, Hans im Glücke!

14. Und es hat ein loser Bube bei dem Handel ihn belauscht,
Hätte gern auf gute Weise sich von ihm das Schwein ertauscht,
Kommt daher mit einer Gans, schaut das Schwein an, dann den Hans:
„Hast du selbst das Schwein gestohlen, Hans im Glücke?"

15. Schwein gestohlen?! „Wie denn anders! Ja! das ist gestohl'nes Gut,
Sei du nur im nächsten Dorfe vor dem Schulzen auf der Hut;
Auf der Inquisitenbank, dort im Amthaus..." Gott sei Dank!
Das erfahr' ich noch bei Zeiten, Hans im Glücke!

16. „Nun! Dir wäre schon zu helfen, mach' ich doch mir nichts daraus;
Gieb das Schwein und nimm den Vogel; ich gehöre hier zu Haus!
Weiß die Schliche durch den Wald; man ertappt mich nicht so bald."
Ei! schon wieder außer Sorgen, Hans im Glücke!

17. Freuen wird sich doch die Mutter; eine Gans ist gar kein Hund,
Und nach gutem Gänsebraten wässert lange mir der Mund;
Und das edle Gänsefett! und die Daunen für das Bett!
Ei, wie wirst darauf du schlafen, Hans im Glücke!

18. Nicht das Beste zu vergessen, auch der Federkiele viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden als ein solcher Gänsekiel,
Wenn der Kantor Wahres spricht; aber schreiben kannst du nicht,
Hättest schreiben du gelernet, Hans im Glücke!

19. Und ein lust'ger Scheerenschleifer kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren, rieb die Hände sich und sang:
„Geld im Sack und nimmer Noth! Meine Kunst ist sichres Brot!"
Könnt ich diese Kunst, so wär ich Hans im Glücke.

20. „Kerl, wo hast du diese Gans her?" Hab' getauscht sie für mein Schwein.
„Und dein Schwein?" Für meinen Ochsen. „Diesen?" Für den Schimmel mein.
„Und den Schimmel?" Für mein Gold. „Gold?" Ja, meiner Dienste Sold.
„Blitz, du hast dich stets gebessert, Hans im Glücke!

21. Aber Eins mußt du bedenken: eine Gans ist bald verzehrt,
Mußt auf eine Kunst dich legen, die ein sichres Brot gewährt."
Meister, ja, das mein' ich auch; lehrt mich Scheerenschleifer Brauch,
Bin ich Scheerenschleifer, bin ich Hans im Glücke!

22. „Willst dafür die Gans mir geben? Ja, es lohnet wohl der Kauf."
Zwei der Steine, die da lagen, hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein, nicht zu groß und nicht zu klein.
„Wirst ein tücht'ger Scheerenschleifer, Hans im Glücke.

23. Her die Gans und nimm die Steine, trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du, und das ist das A und O.
Geld im Sack und nimmer Noth, deine Kunst ist sichres Brot;
Alles Andre wird sich finden, Hans im Glücke."

24. Und er nimmt mit Gans und Karren schnell den nächsten Seitensteg;
Hans mit seinen Steinen ziehet jubilirend seinen Weg:
„Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke!

25. Aber später war's geworden, fern das Dorf, und Essenszeit,
Nichts gegessen, Nichts getrunken, Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer, drückten, wie das Gold, auch sehr:
„Holte die der Teufel, wär ich Hans im Glücke!"

26. Dort am Brunnen will er trinken, setzt, wie ein bedächt'ger Mann,
Auf den Rand die Steine nieder, schaut sich um und stößt daran;
Plump! sie liegen in dem Grund, und er lacht den Bauch sich rund:
„Auch der Wunsch ist eingetroffen, Hans im Glücke!

27. „Zu der Mutter!" ruft er freudig, „zu der Mutter leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! sollst dich freuen! bringe Glücksüberfluß;
Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke!"

22. Des Knaben Berglied.

(Von Uhland.)

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh ich hoch im Blauen hier,
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwerdt und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

---

1. Ein frisches, kräftiges Lied voll Wahrheit und Leben. Nur in der ersten Zeile des Gedichtes wird uns gesagt, was den Knaben auf den Berg führt und an ihn fesselt: es ist das Hüten der Heerde, sonst nennt er sich immer nur den Knaben vom Berge. Es spricht sich in dem Gedicht das ganze, gesunde, kräftige Selbstgefühl eines naturwüchsigen, auf den Bergen heimischen Knaben in liebenswürdigster Weise aus. Er sieht mit stolzer Verachtung auf die Schlösser herab, die unten im Thale glänzen und in denen alles versammelt ist, was zu des Lebens Lust und Herrlichkeit dienen mag nach dem Sinn der Leute, die da unten und da drinnen wohnen; er hat danach kein Sehnen und kein Trachten, was er hier oben hat, das ist ihm viel mehr und viel lieber. Und was ist das? Nichts andres, als die frische, mächtige Natur mit ihren Gaben: er hat die Sonne hier am ersten und am längsten, den Strom aus erster Hand, den Sturm in aller Macht, Blitz und Donner zu seinen Füßen. Sie sind ihm alle dienstbar und unterthan — die Sonne sendet ihm ihre ersten Strahlen zu und wendet sich erst von ihm, nachdem schon lange, die unten im Thal wohnen, von ihrem Glanz verlassen sind, der Strom muß ihm sein Wasser geben, er fängt ihn mit den Armen auf, der Berg ist sein Eigenthum, um das ihn auch Sturm und Wetter nicht bringen sollen, und kann er ihnen auch nicht gebieten, so übertönt er doch ihr Tosen mit seinem Liede, Blitz und Donner sieht er unter sich und ruft ihnen, gleich als ihr Gebieter, zu, daß sie seines Vaters Haus verschonen sollen. Nur zweimal redet er in dem Allen von den Wohnungen des Thales, einmal, da er gedenkt der prächtigen Schlösser, und das andere Mal, da er blickt auf seines Vaters Haus, dort mit stolzer Verachtung, hier mit theilneh-

mender Sorge. Und dieser eine, kleine Zug ist hinreichend, uns erkennen zu lassen, daß auch zarteren Regungen sein Herz zugänglich, und der Liebe nicht baar ist zu dem Vater und der Anhänglichkeit an das Vaterhaus. Würde ohne diesen Zug des Knaben Wesen als ein edles nicht bezeichnet werden können und der tiefern, sittlichen Grundlage entbehren, so wird es noch mehr geadelt durch den Zug, welchen die letzte Strophe hinzufügt. Das stolze, kecke Selbstgefühl ist nicht kalter, sich abschließender Egoismus. Wie er das Vaterhaus lieb hat, so trägt er auch das Vaterland im Herzen, und ist bereit, seine gesonderte Stellung aufzugeben (dann steig' ich nieder), sich unter- und einzuordnen (tret' ins Glied), und mitzustreiten für's Vaterland. — Hier ist des Stromes Mutterhaus — das ist ein schönes Bild für den Quell, den Ursprung, zumal in Kindesmund*). Ich trink' ihn frisch 2c. — das: frisch zu beziehen auf den Strom, auf: ihn. Trink ihn heraus — nicht: aus. Da ziehn die Stürme ringsherum — das eben ist seine Lust. Sind Blitz und Donner unter mir — die Wortstellung könnte verleiten, „unter mir" zu betonen, es sind aber die Subjecte hervorzuheben, wie der Nachsatz erweist. Und rufe zu 2c. — „ihnen". Sie sind mir nichts Fremdes, Ungewohntes, ich fürchte sie nicht und rufe ihnen gebietend zu. An den Kehrreim (s. o.) schließt sich immer die folgende Strophe an, so die 2. 3. 4. Sturmglocke und Feuer auf den Bergen waren in alten Zeiten das Signal zur Bewaffnung und Versammlung alles wehrhaften Volkes in Zeiten der Gefahr des Vaterlandes**).

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Lob der Berge — des Alten Berglied — Preis des Thales — des Knaben Klagelied (beim Bergesteigen — oder auf dem Berge) — des Knaben Sehnsucht (zurück nach seinen Bergen) — dies Lied zu vergleichen mit dem kleinen Hydrioten.

3. Schließlich zwei verwandte Gedichte zur Vergleichung.

I. Der kleine Hydriot.***)

(Von W. Müller.)

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

*) Vergl. Göthe: Mahomets Gesang.

**) Eine, jedoch ziemlich matte und monotone Melodie zu dem Liede giebt Erk's Liederkranz, I. No. 84.

***) Hydra, ist eine kleine Insel an der Ostküste von Griechenland, deren Bewohner, die Hydrioten, sich als kühne Seefahrer und Freiheitshelden auszeichnen.

Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot! —

Und heute gab der Vater ein Schwerdt mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwerdt gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerdte, du kleiner Hydriot!

II. Der Knabe auf dem Berge.

(Von Kühne.)

1. Hoch auf des Berges Rücken
Da hat er sich hingestellt,
Um fröhlich hinab zu blicken
In die bunte, lichte Welt.

2. Da hat er lange gestanden
Mit reichem, schwellendem Sinn,
Bis die Fernen all' entschwanden
In die wallenden Nebel hin.

3. Und als er nun geblicket
In die Länder allzumal,
Hat er manchen Gruß geschicket
Still in das weite Thal,

4. Und alle die Berge gegrüßet
In der Nebel Riesentanz,
Und die Engel all' geküsset
Im wogenden Wolkenkranz,

5. Und Alles, Alles gedrücket
An's Herze rings umher; —
Und endlich aufgeblicket
Zum lichten Sternenmeer.

6. Ihm war, als thäten sie neigen
Ihr Aug' ins Herze sein;
Ihm war, als müßt' er steigen
In den blauen Himmel hinein.

23. Das Fräulein Luft und Junker Duft.

(Von Rückert).

1. Es kam das zarte Fräulein Luft
Vom Himmel her entstiegen,
Und sah in Blumenwiegen
Den zarten Knaben liegen,
Den zarten Knaben Duft.

2. Da rief das zarte Fräulein Luft
Und ließ sein Stimmlein fliegen:
Zu dir komm ich gestiegen,
Wie lange willst du liegen
In deiner stummen Gruft?

3. Da sprach der zarte Knabe Duft,
Der bis daher geschwiegen,
Still blieb er dabei liegen
In seiner sanften Wiegen,
Und sprach: Wer ist's, der ruft?

4. Ich bin das edle Fräulein Luft,
Es sei dir nicht verschwiegen,
Ich, die kann gehn und fliegen
Und mich auf Flügeln wiegen,
Ich bin's, mein Junker Duft.

5. Ich will, o süßer Junker Duft,
Aus deinen eignen Wiegen
Will ich dich lehren fliegen,
Und Flügel sollst du kriegen
Wie ich, das Fräulein Luft.

6. Da sträubte sich der Knabe Duft,
Da ging es an ein Kriegen:
Es stritten um die Wiegen,
Darin er wollte liegen,
Sich Duft und Fräulein Luft.

7. Da wehrte noch der kleine Schuft
So streng sich und gediegen,
Er mußte doch erliegen,
Es wußt' ihn zu besiegen
Das starke Fräulein Luft.

8. In Blättlein, hoch und tief gestuft,
Wie er sich mochte schmiegen,
Sie wußte sich zu biegen
Und ihn hervor zu kriegen
Aus der geheimen Schluft.

9. Hinflogen freudig Duft und Luft;
Und es ist uns verschwiegen,
Ob sie zum Himmel stiegen,
Ob noch zusammen fliegen,
Durch Feld und Wald und Kluft.

---

1. Die Luft nimmt den Duft der Blumen in sich auf und verbreitet ihn: das ist der kahle, trockene Gedanke, der unserem Gedicht zu Grunde liegt. In welch' ein liebliches, lebensvolles Bild weiß der Dichter diesen Satz umzugestalten! Sehen wir näher zu, wie das geschieht. Zunächst verwandelt er die Sachen in Personen, und zwar, da es edle, feine, zarte Sachen sind, in adlige Personen, die Luft wird ein Fräulein, der Duft ein Junker. Und das Fräulein, wie sich's gebührt, geht voran. Sodann macht er aus der Thatsache eine Geschichte, das Fräulein sucht den Junker, findet ihn, und nach manchem Sträuben und Haschen fliegen sie zusammen davon. Daß der Dichter hier einmal eine Ausnahme von der Regel macht und das Fräulein suchen und werben läßt, hat in der Natur der Sache seine Rechtfertigung, die Luft ist die ältere, größere, stärkere. Durch das Suchen und Haschen aber, das Locken und Sträuben, und das endliche Kriegen und Fliegen wird in anmuthigster Weise veranschaulicht, gleichsam verleiblicht das — unsichtbare, kaum fühlbare — Hin- und Herwehen und -wogen der Luft und des Duftes, den sie trägt und bringt. Und mit diesem Inhalt steht im lieblichsten Einklang und in gleichem Dienste die Form: der Vers und der Reim. Da ist nichts als Wogen und Wiegen, es ist als ob linde Lüfte uns umwehten und liebliche Glöcklein uns umklängen. Das Versmaaß ist leicht, bewegt; es ist das jambische, jede Strophe hat fünf Zeilen, wovon die erste und letzte aus vollen 4 Jamben besteht, also in einen männlichen Reim ausläuft, während die drei dazwischenliegenden aus 3 Jamben und einer kurzen Sylbe bestehen, also mit einem weiblichen Reim schließen. Der Reim selber aber ist durch

alle 9 Strophen hindurch für alle ersten und letzten derselbe, nämlich auf Luft und Duft, und für alle dazwischenliegenden derselbe, nämlich auf fliegen. Und diese Reimform, die die große Meisterschaft des Dichters auch hier im Kleinen bekundet, giebt eben dem Liede diesen reizenden glockenhaften, hin und wider wogenden, spielenden Ton. —

2. Es kam das zarte Fräulein Luft — dieses Adjectiv wiederholt sich noch mehrere Male, zwei Mal noch in unserer Strophe, dann in den beiden folgenden, und erst in der 4. und 5. weicht es andern (edel — süß); ein Beweis, wie wichtig es dem Dichter ist. Zart nennt man das, worauf, weil es schwach ist, Alles leicht einen Eindruck, besonders einen verletzenden Eindruck macht. So nennt man das Auge ein zartes Glied, so spricht man von einem zarten Körper, aber auch von einem zarten Gefühl, einem zarten Gewissen, insofern jenes von dem Gemeinen und Unedlen, dieses von dem Bösen und Unrechten leicht verletzt, „unangenehm berührt" wird. Zärtlich, verzärteln. In unserm Zusammenhang erinnert uns das Wort an die feine Körperlichkeit der Luft und des Duftes. Es kam entstiegen — dieses neu, aber regelmäßig gebildete Wort erklärt sich durch die Vorsylbe „ent", welche (hier und sonst in vielen Fällen) eine Trennung bezeichnet, wie in: entlaufen (sich durch Laufen von einem Orte trennen), entfliehen, entgehen, entfalten, entspringen, entlassen. Die Vorstellung des „Herab" ist also, da sie weder in dem „vom Himmel her," noch in „ent" liegt, in dem Satze nicht mit ausgedrückt. In Blumenwiegen — die Blumen sind die Wiegen, das Wort kann auch als Einzahl genommen werden (vgl. Str. 3.: in seiner sanften Wiegen) und entspricht so dem ganzen Bilde besser. Gruft von graben, Grube = eine gegrabene Vertiefung, Höhle. Wer ist's, der ruft — hier, wie Str. 8. ist der Reim ein unreiner, indem eine lange mit einer kurzen Sylbe verbunden ist. Auch das häufige spitze (dünne) J ist für die Malerei des Ganzen characteristisch; so, wenn es heißt: ich, die kann gehn und fliegen und mich auf Flügeln wiegen, ich bin's — und dann: will ich dich lehren fliegen und Flügel sollst du kriegen, wie ich — und ebenso in der 6. Str. Der kleine Schuft — eine scherzhafte Bezeichnung, die hier in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes (das von schieben kommt) genommen werden kann; der sich schiebt, hin und her wendet und windet, dreht und drückt. Sonst hat das Wort bekanntlich eine schlimme Bedeutung (in passivem Sinne) und bezeichnet einen, der geschubt, weggeschoben — aus einer Gemeinschaft ausgestoßen — wird. Er wehrte sich streng und gediegen — also mit aller Kraft, allem Nachdruck. Gediegen kommt her von deihen (gedeihen), wovon gebildet sind die Worte dicht, dick, und bezeichnet danach, was dicht zusammengesetzt ist, keine unreinen, fremden Theile zwischen sich hat, also: lauter, echt, gehaltvoll; so redet man von gediegenem Golde rc. In unserem Zusammenhang wird es also so viel heißen als: wacker, tüchtig. In Blättlein, hoch und tief gestuft — diese Worte sind mit der folgenden Zeile zu verbinden. Aus der geheimen Schluft — von schliefen, d. h. 1. glatt und weich sein (schleifen = glatt und weich

machen), 2. sich durch- und einwinden, daher: Schlupf, schluffig, schlüpfen, Schlupfwinkel, schlüpfrig, das Wort Schluft ist in Oberdeutschland ganz gangbar. 'Ob sie zum Himmel stiegen — von woher das Fräulein Luft entstiegen, gekommen war. Zu dem Schluß vergleichen wir den Schluß des Liedes von den grünen Sommervögeln: die bunten Vöglein girrten und auseinander schwirrten, wohin sie flogen, weiß man kaum.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Blume und Schmetterling — der Wassertropfen — die Aeolsharfe.

4. Schließlich einige verwandte Gedichte zur Vergleichung.

1. Der Käfer.

(Von Hebel.)

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
Es sitzt e schönen Engel dört!
Er wirthet gwis mit Bluemesaft,
Und 's chostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
Se hen en alle trunke fern [1])."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
Er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He 's chostet nüt!
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„Weisch was, se nimm das Bluememehl,
„Und trag mers dört ins Nochbers Hus!

„Er het zwor selber, was er brucht,
„Doch freut 's en, und er schickt mer au
„Mengmol e Hämpfeli [2]) Bluememehl,
„Mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
Wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „J chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„Au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster [3]) cho."

Er ladet ab; der Engel schenkt
E Schöpli guete Neuen i.
Er seit: „Do trink eis, wenn de magsch!"
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!"

Druf fliegt er zue si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst. [4])
Es balgt [5]) und seit: „Wo blibsch so lang?"
Er seit: „Was chani für mi Durst?"

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm,
Er chüßts, und isch bim Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zuem Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
Es isch wohl für e Thierli guet.

2. Gleich und Gleich.

(Von Göthe.)

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor.

Da kam ein Bienchen
Und naschte hinein.
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

---

[1]) Vor einem Jahre. [2]) Ein Hand voll. [3]) Just = recht, eben, grade. [4]) Hurst = Strauch. [5]) schilt, zürnt.

24. Der gute Kamerad.

(Von Uhland.)

1. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen:
Gilt's mir, oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen;
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

---

1. Die Ueberschrift deutet an, worauf wir das Gedicht anzusehen haben. Es erzählt uns nichts von des Kriegers Muth und Tapferkeit oder Edelmuth und gutem Herzen oder Liebe zu den Seinen daheim oder zu König und Vaterland; von dem allen sagt es nichts, es preist nur das Eine, was dem Freunde das Höchste und Liebste an ihm war, die Güte des Kameraden. Die Ueberschrift verbindet die beiden Begriffe, das Gedicht selber, um den Hauptbegriff nachdrücklicher hervorzuheben, trennt sie: ich hatt' einen Kameraden, — einen bessern find'st du nit. (Nit — in schwäbischem Dialect; wir haben uns also unter dem Kriegsmann einen Schwaben zu denken, einen Landsmann des Dichters; vgl. der wackre Schwabe forcht sich nit — man nennt es halt nur Schwabenstreiche.) Die Trommel schlug zum Streite — mit diesem kurzen Wort versetzt uns das Gedicht sofort in den Anfang einer Schlacht; denn der Satz ist nicht so zu verstehen: wenn die Trommel schlug u. s. w., sondern auf den bestimmten Tag und Fall zu beziehen, von dem die folgenden Strophen reden. Er will nichts von ihm berichten, als wie er von ihm in Treuen schied. Die Trommel versammelt die Kriegsleute und ruft sie in die Schlacht. Der gute Kamerad geht an seiner Seite in gleichem Schritt und Tritt. Das wäre nun an sich eben nichts Erhebliches, und woran der gute Kamerad sich erkennen ließe; das gleichen Schritt Halten ist nur das Zeichen des gut geschulten Soldaten. Es liegt aber der Gedanke zu Grunde: wie wir in gleichem Schritt und Tritt gingen, so waren wir im Innern verbunden, Ein Herz und Eine Seele. Schritt und Tritt, s. N. 9. 10. Gilt's mir oder gilt es dir? so fragt er in besorgter Liebe, während schon die Kugel ihn von seiner Seite weggerissen (daher: ihn hat es weggerissen —); denn während die Kugel kommt, ist zu der Frage nicht mehr Zeit. Gilt's — unpersönlich zu nehmen, wie auch das folgende: ihn hat es weggerissen; man hat hier nicht nach einem erklärenden Ersatzworte zu suchen. Es ist in diesem unbestimmten Es etwas angedeutet von der blitzschnell kommenden und unabwendbar wirkenden Gewalt, die wie ein dunkles, schreckliches Schicksal den Krieger zu Boden streckt. Da liegt er

nun, nicht von meiner Seite gerissen, nein, es ist, als ob ein Stück von meinem eignen Herzen und Leben mir weggerissen wäre, „als wär's ein Stück von mir.“ Auch im Sterben, im letzten Kampfe vergißt der treue Kamerad den Freund nicht — er will die Hand ihm reichen zum letzten Abschied. Der aber kann ihm die Hand nicht geben, er muß den Schmerz, die Klage um den verlornen „guten Kameraden“ zurückdrängen in seine Seele und, so lange noch Leben in ihm ist und die Kugel seiner verschont, der Kriegspflicht sich ohne Säumniß weihen; („derweil — zu der Zeit, Weile, da — ich eben lad'“). Und was ihn dabei stärkt und tröstet und erhebt, das ist das Bewußtsein, daß die Treue auch durch den Tod nicht geschieden wird, auch im ewigen Leben verbunden bleibt. In diesem Sinne ist sein letztes Wort und seine letzte Bitte an den Sterbenden und Scheidenden: „bleib' du im ew'gen Leben mein guter Kamerad.“ So weist das letzte Wort des Gedichtes auf den Anfang zurück und auf die Ueberschrift.

2. Das Lied ist so kurz, so einfach (fast lauter Hauptsätze), ohne alle rührenden Redensarten und wortreiche Schilderungen, und doch — oder wohl eben darum — so eindringlich, so ergreifend. Es ist mehrfach componirt: eine an- und entsprechende Melodie hat Conradin Kreutzer gegeben, man singt es auch nach der bekanntlich aus dem 16. Jahrhundert stammenden Melodie des Mantelliedes, obgleich diese sich wenig zu dem Texte eignet, die beste, kräftigste Weise hat dem Liede der treffliche Tübinger Friedrich Silcher gegeben, und sie ist auch lange schon in Schule und Volk heimisch geworden.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: der gute Kamerad (in andern, z. B. Schulverhältnissen) — das treue Roß.

4. Schließlich zwei verwandte Gedichte.

1. Treuer Tod.

(Von G. Scheuerlin.)

1. Wir zogen mit einander,
Hornist und Musketier,
Vier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier.

2. Wir hielten fest zusammen,
Was immer mochte sein;
Sobald mein Horn sich rührte,
Da focht und da marschirte
Der Brave hinterdrein.

3. Bis auf das Feld von Lützen,
Da traf die Kugel recht,
Da lag in seinem Blute
Der treue und der gute
Der tapfre Landesknecht. —

4. Und sprach: „Das Gott genade,
Mir kommt die letzte Noth!
Nun deck' mich zu mit Rasen
Und thu' das Lied mir blasen:
„Wohl starb er treuen Tod.“

5. Ich nahm ihn in die Arme,
Die Augen schloß er sacht; —
Ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen beid' in Frieden,
Und tief auf uns die Nacht.

6. Drauf deckt' ich ihn mit Rasen,
So wie er mir gebot,
Und blies mit hellen Zähren
Ihm über's Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod.“

7. Als wir nun heimwärts zogen,
Die Fahne flog im Wind —
Da jauchzten Väter, Brüder,
Da drängte durch die Glieder
Ein Weib mit ihrem Kind.

8. Sie forschte rings und winkte
Mit Augen thränenroth,
Das Herz schier wollt mir brechen,
Ich blies — nicht konnt' ich sprechen —:
„Wohl starb er treuen Tod."

2. Der Trompeter.

(Von Kopisch.)

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch guten Freunden oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
Erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art;
Gedenk' ich seiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

Wir hatten musicirt in der Frühlingsnacht,
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf setzt er die Trompet' an den Mund, und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Fluth,
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein — —
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach — —
Das Eis verging im Strom, und der Strom in dem Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

---

25. Das Lied vom braven Manne.

(Von Bürger.)

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,

Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl!
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner, o Zöllner! entfleuch geschwind!

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran!
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus;
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?"

6. Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich:
Barmherziger Himmel! erbarme dich!

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.

Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich:
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

10. Rasch gallopirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

11. Wer ist der Brave? ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott, war brav.
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth;
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Wogen nach.

13. „Halloh! Halloh! frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor;
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Der Zöllner vergebens mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

14. Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang.
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18. „Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist der Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

---

1. Der in diesem Gedicht gepriesenen That liegt eine wirkliche Geschichte zu Grunde, die im Jahre 1775 bei Verona in Italien sich zutrug. Der Graf hieß Spolverini, der Name des Retters ist verloren gegangen. Das Gedicht ist im Jahre 1776 verfaßt. Es zerfällt in drei Abschnitte, in Str. 1—7 ist der Inhalt der Eisgang und der Zöllner, Str. 8—13 die Gaffer und der Graf, Str. 14—20 der brave Mann.

2. Das Gedicht beginnt mit einer hochgehenden Ankündigung der Geschichte (Str. 1.). Das Wort Muth ist (wie auch aus 20, 3. ersichtlich) hier in dem Sinne zu nehmen, wie in Belsazar („und blindlings reißt der Muth ihn fort"), in Arion („nie labe Schönes euren Muth"), in der Scene aus der Lützener Schlacht („drob zürnet ihm des Königs Muth"). Vgl. N. 13. Die 2. und 3. Str. giebt eine außerordentlich schöne Schilderung des Thauwindes (Str. 2.) und des Eisganges (Str. 3.). Mit dem Mittagsmeer ist das mittelländische Meer, mit Welschland Italien gemeint. Sonst bedeutet

welsch allgemein so viel als ausländisch, ein Welscher einen Ausländer, Welschland Fremdland, wird daher auch zur Bezeichnung von Frankreich und dem französischen Volke gebraucht, wie in der Leipziger Schlacht von M. Arndt: Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut, die Welschen hat Gott verweht wie den Sand, und in „des Deutschen Vaterland": Das ist des Deutschen Vaterland, wo Zorn vertilgt den welschen Tand. Daher auch das Wort Kauderwelsch. Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht — dies ist eine Verkürzung, statt: wie die Heerde flieht (oder fliegt), wenn der Wolf sie scheucht. Die folgenden beiden Zeilen: er fegte die Felder &c. malen sehr schön auch für's Ohr die Wirkungen des Thauwindes, die erstere durch das wiederkehrende F, diese durch das S und St, und noch besonders in den letzten Worten: das Grundeis borst (vgl. in des Sängers Fluch: ein Blutstrahl hochauf springt). Alles in dieser schönen Schilderung ist Leben und Bewegung, kein müßiges, leeres Wort. Forst (von Föhre = Kiefer) ist eigentlich ein Kieferwald, davon: der Förster. Das Hochgebirge sind die Alpen. Mit dem Heerstrom (vgl. Heerstraße) ist die Etsch gemeint, welche der Hauptstrom des Landes ist. Die Sprache ist durchaus eine erhabene; tausend Gewässer stürzten sich von den Gebirgen in tobendem Brausen herab: der Sturz von tausend Wassern scholl (von schallen); das Thal der Etsch wurde in einen unermeßlichen See verwandelt: das Wiesenthal begrub ein (endloser) See. Gleis ist eine geläufige Zusammenziehung von Geleise (kommt von Leisten oder Leiste = Fußspur, Fußtritt, daher das Zeitwort leisten) und bezeichnet die Spur der Räder, hier der Wogen, also das Wogenbett. Die Strophe (3.) besteht aus 5 Sätzen, die Eine Periode bilden. Die Sätze sind unverbunden (ohne Bindewort) an einander gefügt, weil, was sie erzählen, nach einander, nicht zu gleicher Zeit geschah. Auch in dieser Strophe ist der Schall und Klang des Geschehenden durch die gewählten Worte trefflich dargestellt, vornehmlich durch die wiederkehrenden dunklen Laute o und u, und die Zischlaute s und sch; wie: am Hochgebirge schmolz der Schnee, der Sturz von tausend Wassern scholl — begrub ein See — Strom, wuchs und schwoll; hoch rollten die Wogen — und rollten — Felsen Eis. Ebenso Str. 5, 1. 2. 6, 1. 7, 1. 3. Die folgenden Strophen beschreiben nun zunächst die Brücke und das Häuslein darauf und dann des Wassers wachsende Wuth und des Zöllners wachsende Gefahr und Angst. Auf Bogen schwer — das letztere ist auf die Pfeiler und Bogen zu beziehen, die, wie die folgende Zeile gleich näher bestimmend hinzufügt, von unten auf aus Quadersteinen erbaut waren. Wie ungeheuer mußte also die Gewalt des Stromes und des Eises sein, da sie solchen Bau zertrümmerte! Ein Quaderstein ist ein viereckiger Stein. Der Mann hatte den Brückenzoll von den Leuten zu entnehmen, daher der Zöllner. Dröhnen heißt: von heftiger Bewegung erzittern, bebend nachklingen, (die Fenster, die Mauern dröhnen) oder, wie hier: einen durchdringenden, zitternden, erschütternden Ton von sich geben, (der leicht eine ängstliche Empfindung erregt). Tumult — Aufruhr. Die Eisschollen, indem sie in jäher, gewaltiger Bewegung ohne Aufhören (Schuß auf Schuß, Stoß auf Stoß) wider Bogen und Pfeiler anrannten,

zerbrachen dieselben und rissen die Trümmer mit sich fort (Str. 6. 7.). In fünf auf einander folgenden Strophen (4—8.) bildet den Ausgang die Erwähnung des unglücklichen Zöllners, der, im Gegensatz zu dem kalten, tosenden, einen rettenden Bogen und Pfeiler nach dem andern hinwegreißenden, Alles herzlos vernichtenden Elemente, aus angstbeklemmter Brust umsonst seine Jammer- und Hülferufe in den Donner des Sturmes und Stromes hinaus erschallen läßt. —

3. Nirgends eine Hülfe, eine Rettung, von dem wüthenden Elemente ist sie gar nimmer zu erwarten, aber ist denn keine menschliche Hülfe zu erspähen? Es stehen am hohen, fernen Ufer eine Menge Leute, große und kleine, aber sie sehen alle mit einander müßig zu (ein Schwarm von Gaffern), sie nehmen wohl einen Antheil an dem schrecklichen Loos des Zöllners und der Seinen, schreien und ringen die Hände, aber das Leben um ihretwillen dranzusetzen, dazu hat Keiner Muth und Willen. Hier tritt nun (Str. 9.) der Dichter selber hervor, gleichsam hindrängend zu dem Eintreten der rettenden Hülfe und seine eigene Theilnahme und Bangigkeit ausdrückend. Indeß ist diese Unterbrechung der Handlung, das wiederholte Anrufen und Anpreisen des eigenen Liedes (wann klingst du — wohlan, so nenn' ihn, nenn' ihn denn! wann nennst du ihn, du braver Sang?), das sich noch mehrere Male (Str. 11. 17. und schließlich Str. 20.) wiederholt, dem Eindruck des Ganzen so wenig förderlich, als die wiederholte lebhafte und wortreiche Lobpreisung der That und die Aufforderung der Hörer, in die Bewunderung des Dichters einzustimmen. Es ist von sicherer und tieferer Wirkung, die That und Geschichte durch sich selber zum Herzen reden zu lassen. Eine Pistole (Str. 10.) ist eine Goldmünze im Werthe eines Louisd'or's. Die Erhebung des Grafen (Str. 10: ein Graf auf hohem Roß, ein edler Graf — Str. 11: der Graf, beim höchsten Gott, war brav), der doch nur Geld, wenn auch in großer Summe, zu opfern bereit ist, soll dazu dienen, den höhern Adel, die größere That um so bedeutsamer und entschiedener hervortreten zu lassen. Darum Str. 11, 4: doch weiß ich einen bravern Mann u. s. w. Der wiederholte Ausruf: o braver Mann, braver Mann, zeige dich (Str. 11, 5.) und: o Retter, Retter, komm geschwind (12, 4.) veranschaulicht die steigende Angst und Gefahr, welche auch der Schluß der 11. und der Anfang der 12. Str. schildert. Und immer — und immer — und immer — das hier Genannte folgt nicht nach einander (wie Str. 3.), sondern geschieht zu gleicher Zeit, zusammen, dies wird durch das wiederholte Und angedeutet. Die Wortstellung in Str. 13. am Ende hat der Dichter selber in späteren Ausgaben so verändert: Vergebens durchheulte mit Weib und Kind der Zöllner nach ꝛc.

4. Im Gegensatz zu dem wilden, tobenden Element, zu den gaffenden, zagenden Tausenden der Zuschauer, und zu dem auf hohem Roß dahersprengenden, doch nichts als Geld und große Worte bereit habenden Grafen tritt nun, äußerst erquickend, das Bild des Landmannes in die Erzählung ein. Schlecht und recht (schlecht = schlicht, einfach) mit grobem Kittel angethan, schreitet er daher am Wanderstabe (Gegensatz = auf hohem Roß der edle Graf), von hohem Wuchs und hehrer Haltung; die

Hoheit seines Sinnes zeigt sich auch in seinem Aeußern. Er hört das Wort (woraus er sogleich erfährt, um was es sich handelt), sieht das Verderben, die Gefahr und Angst, und ist sofort zur That bereit. (So Str. 15.: Und kühn 2c.) Port, eigentlich Hafen, hier so viel als Zufluchtsort. Str. 17. kann ohne Schaden wegbleiben, sie bringt ein Bedenken in den Character des braven Mannes auf, das uns nach dem, was die vorigen Strophen von ihm gesagt haben, gar nicht kommen kann, und wirkt daher mehr störend in die begeisterte Stimmung, die wir für ihn gewonnen haben und gewonnen haben sollen. Dazu unterbricht sie die Handlung, die hier ungehemmt rasch fortschreiten mußte. Ebenso abschwächend ist das große Lob, das in Str. 18. dem Grafen dafür gespendet wird, daß er dem Bauer den vor allem Volk dem Retter zugesagten Preis nicht vorenthält. Der Bauer aber krönt seine That und zeigt seinen hohen, hehren Sinn im schönsten Lichte, indem er das Geld zu Gunsten der armen Zöllnerfamilie ausschlägt. Schlicht und einfach, wie er gekommen, wendet er sich wieder davon. Höher und himmlischer — die letzte Steigerung ist, genau genommen, nicht wohl zu rechtfertigen, zumal in der Zusammenstellung mit dem Grafen. Eß ich satt — hab' ich satt zu essen. Biederton — der Ton eines biedern (braven, edlen) Sinnes und Herzens. Das Gedicht schließt mit Wiederholung der 1. Strophe, nur heißt es am Ende anstatt: zu singen und preisen, unsterblich zu preisen, d. h. durch meinen preisenden Gesang unsterblich zu machen. Und das ist dem Dichter in der That gelungen. In Schule und Haus, bei Groß und Klein ist sein lebensvolles, von edlem Sinn getragenes Lied noch heute beliebt und heimisch.

5. Das Versmaaß ist dem Character des Liedes trefflich entsprechend. Jede Strophe besteht aus 6 Zeilen, davon die vier ersten in Jamben sich ruhig, nach Verhältniß des Inhalts gewichtig und groß, fortbewegen, während die beiden letzten Zeilen, in denen immer zwei Anapästen (⏑ ⏑ —) dazwischen kommen, eine raschere Bewegung darstellen und dem Dichter zur Veranschaulichung bald der tobenden, vernichtenden Macht der Elemente, bald der Angst und Gefahr der Zöllnerfamilie, bald der steigenden Sorge der Zuschauer, bald nur seiner eigenen gesteigerten Stimmung in trefflicher Weise dienen.

6. Themata zu schriftlicher Uebung: Der Retter aus Feuersgefahr — der brave Lootse (s. u.) — ein Moment aus dem Bilde auszuführen, welches das Gedicht uns vorführt, z. B. Str. 15. oder 10. oder 5. — die Geschichte erzählen von der Brücke aus — dies Gedicht zu vergleichen mit Johanna Sebus — die Charactere des Gedichtes zu zeichnen, des Grafen, des Zöllners, des Bauern. —

7. Gottfried August Bürger wurde geboren am 1. Januar 1748 zu Molmerswende bei Halberstadt, wo sein Vater Prediger war. Er zeigte in den früheren Kinderjahren wenig Lerntrieb, aber ein gutes Gedächtniß und las gern in Bibel und Gesangbuch. 1760 kam er an das Gymnasium in Aschersleben, dann auf das Pädagogium in Halle, studirte erst hier Theologie, dann in Göttingen Jura, und trat hier in einen Kreis strebender und begabter Jünglinge ein, die später berühmte Namen erlangt haben (Voß,

Hölty, Miller, Boje, Leisewitz, Cramer u. a.) — den sogenannten Göttinger Dichterbund. 1772 wurde er Justizbeamter zu Altengleichen bei Göttingen, legte aber, nach mancherlei Mißgeschick, 1784 sein Amt nieder und zog wieder nach Göttingen, wo er von Vorlesungen kärglich lebte und sich (zum zweiten Male) verheirathete. Die Frau starb 1786, ihm zum tiefsten Schmerze. Er ging indeß 1790 eine dritte Heirath ein, die aber so unglücklich war, daß er sich zwei Jahre danach wieder scheiden ließ. Verschuldet, bittern Mangel leidend, kränklich, innerlich gebrochen, auch an seinem Dichterberufe auf eine Zeit irre geworden, starb er 1794 am 8. Juni. — Seine Gedichte, wenngleich bisweilen in das Niedere herabsinkend, tragen doch den Stempel der Naturwahrheit, und zeichnen sich durch Wohllaut und Leichtigkeit aus. Er strebte nach dem Ruhme eines Volksdichters, und ist es geworden, wie wenige. Zu den Lieblingen des Volkes gehören außer dem obigen: Lenore, die Weiber von Weinsberg, der Kaiser und der Abt, die Entführung, die Kuh, der wilde Jäger.

8. Andere Gedichte verwandten Inhalts sind u. a. Johanna Sebus, von Göthe, und der Lootse, von Giesebrecht. Wir theilen diese beiden, indem wir auf den Opfertod des Herzogs Leopold (in der Oder bei Frankfurt) beiläufig verweisen, hier schließlich mit.

I. Johanna Sebus.

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt, wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau!.... Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle*) da rettet euch! harret derweil,
Gleich kehr' ich zurück, und allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

3. Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg;

*) = Hügel.

Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

II. Der Lootse.*)

1. Siehst du die Brigg**) dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein,
Und muß am Vorgebirg' zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. „Ich muß hinaus, daß ich sie leite!"
Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor.

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben werth!

4. Gieb mir das Sprachrohr. Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Noth!"
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren***) eilt das Boot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande:
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kiel oben treibt das Boot zu Lande
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

*) Schiffsführer, Geleitsmann, Steuermann. Es sind Männer, die des Fahrwassers, seiner Tiefen, Klippen, Sandbänke kundig, die ein- und auslaufenden Schiffe auf den Weg geleiten.
**) Ein englisches Wort für ein leichtes, schnellsegelndes Kriegs- oder Lastschiff mit 2 Masten.
***) Scheerenähnlich vorragende Klippen.

26. Das Gewitter.

(Von G. Schwab.)

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind,
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl.
Wie wehen die Lüfte so schwül.

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag:
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag.
Ich selber rüste mein Feierkleid.
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheinet die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit!
Wohl dem, der that, was er sollt'!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten ich morgen sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer.
Was thu' ich noch auf der Welt?"
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und Morgen ist's Feiertag.

---

1. Der äußere Hergang, welcher diesem Gedichte zu Grunde liegt, ist in den Schlußversen angedeutet — die Luft schwül, der Donner rollt, immer heftiger und näher, der Blitz schlägt ein und tödtet alle vier Personen. Die Characterisirung der vier Lebensstufen in diesen vier Personen ist das Wesentliche, der Kern des Gedichts, und die Idee desselben in dem Schlußworte angegeben. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind sind zu-

sammen in „dumpfer“ Stube. Soll sie das sein an sich oder durch die schwüle Gewitterluft geworden? Wahrscheinlicher das Erstere; daß sie aber eben so und nicht anders bezeichnet wird, ist im Zusammenhange wohl begründet. Es wird nämlich dadurch die Sehnsucht trefflich motivirt, welche nachher die Einen aussprechen, und die gedrückte Stimmung, welche aus den Reden der Andern herausklingt. Nicht als ob jenes Verlangen und diese Stimmung durch die Dumpfheit der Stube hervorgerufen würden, aber die Zustände der Natur gehen mit denen des Geistes oder der Geister Hand in Hand und ergänzen, erklären sich gegenseitig. — Die erste Strophe giebt nun vorerst an, was die Personen thun, die folgenden vier Strophen enthalten dann die Reden, mit welchen sie ihr Thun begleiten. Das Kind spielt, das ist die unbefangene, zwecklose, heitere Thätigkeit dieses Alters, dessen wesentlicher Character es ist, die äußere Welt der Objecte unbefangen in sich aufzunehmen und nicht nach berechneten Zwecken in die Zukunft zu denken und zu leben. Das natürliche Sein ist in ihm noch das vorherrschende, deßhalb spielen Kinder so gern mit Blumen und Thieren, deßhalb freut sich das Kind hier auf den morgenden Feiertag, an dem es durch Thal und Höhen springen, im Grünen spielen und Kränze pflücken kann. Die Mutter schmückt sich, darin characterisirt sich das Weib, welches nach äußerer Anmuth strebt und nach freundlicher Zier; sie hat des Lebens Leid schon erfahren, aber noch ist es nicht so heftig und dauernd auf sie eingedrungen, daß sich Herz und Sinn für die Freude und den unbefangenen Genuß ihr verschlossen hätte, sie freut sich auf das fröhliche Gelage, welches sie morgen halten wollen, sie sucht also Freude und Genuß in der Gemeinschaft, und die noch jugendlich heitere Phantasie malt ihr liebliche Bilder vor die Seele („dann scheint die Sonne wie Gold“). Die Großmutter spinnt, in dieser Thätigkeit und den sie begleitenden Reden characterisirt sich das Alter; seine Thätigkeit ist nicht mehr die unbefangene, freie, heitere des Kindes und der Jugend, sie wird „vom Nutzen regiert“, des Lebens Anmuth, Freiheit und Lust ist für sie dahin („Großmutter hat keinen Feiertag“), nur was einen Nutzen hat, einen Gewinn bringt, hat in ihren Augen ein Recht, und das zu schaffen, nur dazu ist ihr noch Lust und Kraft geblieben. Aber dem Allen könnte ein gemeiner Sinn zu Grunde liegen, so soll's hier nicht sein, das würde zu dem Character der Gruppe nicht passen; was ihren Sinn adelt, ist der sittliche Ernst, der im Grunde ihrer Seele, nachdem Lust und Freude wie flüchtiger Schaum dahingeschwunden, zurückgeblieben ist („Wohl dem, der that, was er sollt'!“). Uebrigens ist der characteristische Unterschied des Kindesalters von dem reiferen auch darin ausgedrückt, daß die Mutter und die Großmutter über das Leben reflectiren (das Leben, es hat auch Lust nach Leid — das Leben ist Sorg' und viel Arbeit), während das Kind nur an die Lust und Freude denkt, welche der Feiertag bringen soll. Die Urahne endlich sitzt hinter dem Ofen im Pfühl, gebückt, sie neigt sich dem Grabe entgegen, sie kann nicht mehr theilnehmen, weder an Lust, noch an Arbeit, sie sehnt sich hinweg aus dem Leben („was thu' ich noch auf der Welt“). So senkt sich die Schilderung immer mehr dem Ende zu, und die Sehnsucht nach dem Tode, welche die Urahne ausspricht,

verknüpft mit dem Folgenden und bereitet vor auf den Schluß. Das Kind in naiver Freude am Leben, ohne seinen Ernst zu kennen und von seinem Leid berührt zu sein, die Mutter bekannt mit Beidem, aber dadurch der Lebenslust nicht entfremdet, die Großmutter von des Lebens heiterer Seite abgewendet und nur noch von Sinn für die sittliche Aufgabe, die Urahne endlich, wieder zurückweisend auf das Kind, stumpf und ohne Interesse am Leben.

2. Während nun die Einzelnen reden, ist das Gewitter immer näher gekommen und heftiger geworden. Denn so müssen wir's uns denken, wenn auch die Schlußworte der zweiten, dritten und vierten Strophe eine solche Steigerung nicht andeuten. Auf einmal schlägt der Blitz in das Haus und tödtet alle vier, und nun wird das Wort, welches ihren gemeinsamen Wunsch vorher ausdrückte, dem Dichter zum Mittel, dem Gedichte eine schöne geistreiche Wendung zu geben, und gleichwie durch den Blitzstrahl die Stube hell erleuchtet wird, also das viermal wiederholte Wort zu verklären und in ein neues, höheres Licht zu setzen. Ihre Gedanken und Sorgen waren auf den morgenden, irdischen Feiertag gerichtet, dem die Einen mit freudigem Verlangen, die Andern mit Ernst und Klagen entgegensahen — und nun ist ihnen auf einmal der Feiertag in einem höheren Sinne aufgegangen, zum Genusse höherer Freude, zur Erlösung von irdischen Bürden und Sorgen. Diese Deutung des Schlußwortes legt sich nahe und giebt ihm einen versöhnlicheren Character, als wenn man auch hier an den irdischen Feiertag denken wollte, der nun zwar auch folgte, aber für sie, für die Todten, nicht mehr. Die Ueberschrift: Das Gewitter, deutet nur den äußeren Hergang an, unter welchen die Idee gelegt ist; sollte sie auf diese Rücksicht nehmen, so würde die Ueberschrift: der Feiertag, nicht unangemessen sein, wobei nur dies bedenklich wäre, daß das Gedicht selber den Feiertag nicht schildert, sondern nur in Aussicht stellt. — Auf die Frage endlich, warum der Dichter weibliche Personen gewählt habe, wird die Antwort in dem Umstande zu suchen sein, daß der Character des weiblichen Geschlechts in den verschiedenen Lebensstufen ein viel bestimmter und enger abgegrenzter ist, weil ihr Beruf den engeren Kreis des Hauses und der Familie hat, während beim männlichen Geschlechte mit dem Jünglings- und Mannesalter Character, Bestrebungen, Berufsarten hundertfach auseinander gehen und eine Einheit nicht darbieten, wie sie der Dichter an unserer Stelle bedurfte. *)

*) Rücksichtlich des Vortrags des obigen Gedichtes möge hier noch eine Bemerkung Platz finden, die Lenau, des Dichters Freund, in einem Briefe (Heidelberg, 1832, 12. Januar) an ihn macht: „Auch dein: Morgen ist's Feiertag! habe ich nun eingeübt. Ich glaube, es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden. Die Endverse: wie wehen die Lüfte so schwül! — hört ihr's, wie der Donner grollt? — seht ihr, wie der Blitz dort fällt? sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnißmäßig steigernder Intensität zu sprechen. Das „Morgen ist's Feiertag"! soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimme gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiedenen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter rc. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage: in derselben Tonlage, damit die letzten Worte: „und morgen ist's Feiertag" gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worin der Mensch seine Hoffnung gesäet." (Klöpfel, G. Schwab. S. 241. 42.).

Zur Erläuterung des geschichtlichen Stoffes ist schließlich noch anzuführen, daß der „schwäbische Merkur“ vom Jahre 1828 folgende Nachricht giebt: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der würtembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letztere 8 Jahr alt.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: ein Gewitter — ein Gang durch's Feld nach einem Gewitter (am Morgen) — das Erdbeben — der Felssturz (eine ähnliche Geschichte zu erfinden).

4. Gustav Schwab, geboren 1792 zu Stuttgart, seit 1817 Professor (der alten Literatur) am Gymnasium seiner Vaterstadt, seit 1837 Pfarrer in Gomaringen bei Tübingen, seit 1841 Pfarrer in Stuttgart, 1845 Oberconsistorialrath und Studienrath, starb 1850.

5. Schließlich ein schönes Gedicht von Hebel.

Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
Er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
Und in de Lüfte hangt e Meer
Voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
Am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
Zum Himmel uf mit Halm und Laub,
Und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke großc Gfalle dra;
Lueg, wie mers usenander rupft,
Wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und bhüetis Gott!
Wie zuckts dur's Gwülch so füürigroth
Und 's chracht und toost, es isch e Grus,
Aß d' Fenster zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
Je, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre soll
Und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehsch im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no allewil
Und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,“
„Er wird io d'Auge binem ha.“
Es schnüfelet, es dreiht si hott
Ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Rassle ghört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig sy!
Geht weidli, henket d'Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weizen-Ern.

Es schettert uffem Chilche-Dach;
Und vorem Hus, wie gäutschts im Bach!
Und 's loßt nit no — das Gott erbarm!
Jez simmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
Und doch isch's wieder besser cho.

Lueg, 's Büebli schloft no allewil,
Und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge[1]) loßt's nit no,
„Er wird mi Theil scho übrig lo.“
He io, 's het au, so lang i's ha,
Zue rechter Zit si Sächli gha.

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch große Trost und Sege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,

[1]) Weinen.

Wenns Spieß und Nägle regne wott,
Und er macht au sie Sprüchli wohr,
Mit sinen Englen in der Gfohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
D'Sunn stoht am heitre Himmel do.
's isch schier gar z'spot, doch grüeß di Gott!
„He," seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
„Es stoht no menge Halm im Bah', [1])
„Und menge Baum, und Oepfel dra."

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht,
Lueg, was es für e Schnüfli macht!
Es lächlet, es weiß nüt dervo.
Siehsch, Friederli, wie's ussieht do? —
Der Schelm het no si Gfalle dra.
Gang, richt em eis si Päppli [2]) a! —

27. Der Gast.

(Von L. Schefer.)

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehn,
Und sieht herfür die Sternlein gehn,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden;
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segn' uns, was du bescheeret hast!"
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie es auch redlich mit ihm führen.
Also an einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht an seinem Stabe fort
Nach dem fast nah geleg'nen Ort,
Und kommt an eines Reichen Haus,
War' grad' ein Fest und großer Schmaus,
Dort stellt er still sich vor den Saal.
Nach ihm fragt Niemand allzumal.
Er hört drin lachen, klingen, schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
Hört reden, was keines Gemüthe bessert,
Noch eines Menschen Nutz' vergrößert,
Und haben's gered't, es gemahnt ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.
Drob er verwundert lang gestanden,
Spricht er zu Einem, ihm beihanden:
Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
Nun komm' ich armer Bettler getreten
Und führ' euch seine Worte an:
Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan.
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle,
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, Einer thät' die Hund' auf ihn hetzen,
Doch die den Herren nicht verletzen.
Nun sinnt er nach wie ihm gescheh'n,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
Soll er das Haus mit Feuer strafen?
Soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aerger's thun,
Als ihn im Bösen lassen beruh'n;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kommt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus.
Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesottenen Fisch,
Der heut dem Vater ins Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit langen;
Ein kleines Hündlein hebt ein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.
Wie da der Herr hinzugetreten

[1]) Bann, Gemarkung. [2]) Breichen.

Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand,
Zu ihrem Tisch heißt sie ihn setzen,
Weil sie sich heut' an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt',
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!"
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Daß auch das Vöglein Speise finde.
Drauf setzt sich der Vater ans Kamin,
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schooß,
Und läßt ihm zeigen: „Wie groß? — so groß!"
Und lehrt lieb haben den guten Mann,
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben;
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonnen seine Brust,
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet ins Dunkel sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.
Die Knaben bringen das Quem pastores,
Und zeigen auf seinen Knieen ihm vor es,
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld,
Dann, wie ihm das Kind in der Krippen gefällt,
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn,
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.
Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das Vaterunser ihm lehren thät;
So schläft es ein mit nachbetendem Mund;
Die Mutter spricht: Mein Kind, schlaf gesund!
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein,
Es scheinet der Mond ihm hell herein.
Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinwegzutragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut',
Den Armen ist Gott nimmer weit;
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz dem Reichen glüht,
Und dulden sie manches auf Erden gleich —
Den Armen ist das Himmelreich.

---

1. Wir können das Gedicht in vier Abschnitte theilen: der erste schildert, wie der Herr Jesus vom Himmel auf die Erde blickt, der zweite seine Einkehr in des Reichen Haus, der dritte seine Einkehr bei dem Armen, der vierte seine Heimkehr. Den Grundgedanken der Erzählung spricht das letzte Wort des Gedichtes aus: Den Armen ist das Himmelreich. In des Reichen Haus viel Lärm und Geschwätz, aber ohne Gehalt, Wahrheit und Gemüth, viel festliches Gepränge und köstliche Speisen, aber kein Gedanke an das Himmlische, kein ernstes Gebet. Wie das so schön und rührend ausgedrückt ist in den Worten: Nach ihm fragt Niemand allzumal u. s. f. Denn das ist eben die Gefahr und der Unsegen des Reichthums, daß er über dem Besitz und über dem Genuß des irdischen Lebens die Sorge für das Ewige vergessen lehrt, und bei der mangelnden Erfahrung von des Lebens Noth und Trübsal auch das Herz gegen fremde Noth verhärtet und verschließt. Im Gegensatz dazu das Haus des Ar-

men: hier ist stilles Glück durch den Frieden Gottes; hier ein mildes Herz für des Aermeren Noth, hier ein kindlicher, frommer Sinn, Gebet und Freude an dem geringen Mahl, denn es ist von dem Herrn gesegnet, den sie zu Gaste geladen. — So wird das rührende Gedicht zu einem Beispiel christlicher Lehre und Geschichte. Wir erinnern uns an den reichen Jüngling, der zu Jesu kommt, und an das Wort, das der Herr zu seinen Jüngern redet von der Gefahr des Reichthums, als der Jüngling ihn wieder verlassen (Luc. 18, 18. flg.). Die Jünger selbst waren arme Leute, und hatte in ihnen Gott zu nichte gemacht, was vor der Welt etwas war, und erhoben, was vor der Welt nichts war, und der Herr Jesus selber hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Ein Herz, das nach Außen keine Verlockung und Zerstreuung, vielmehr nur Mangel und Noth um sich findet, wendet sich zurück in seine eigenen Tiefen, wo die Quelle des Friedens, des Glückes ist, denn: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." Freilich muß das Herz auch solche Tiefen haben, des Gemüths, der Lauterkeit, der Liebe, der Andacht, der Gottseligkeit, es muß innerlich reich sein, wenn auch sein äußeres Leben und seine Umgebungen arm sind; denn nur so, aber auch so im vollsten, tiefsten Sinne ist es eine Wahrheit: Den Armen ist das Himmelreich.

2. Der Anfang des Gedichtes stellt den Herrn Jesus dar, wie er niederschaut von dem Himmelszelt. Zelt nennen wir eine Wohnung, die durch ausgespanntes Tuch bereitet ist. Der Himmel aber kann unter dem Bilde eines weithin ausgebreiteten Gewandes oder eines weithin ausgespannten Tuches vor- und dargestellt werden. Damit ist nach Abstammung und Begriff verwandt der Ausdruck: Himmelssaal. — Er schaut nieder, wie Alles mag so schön bestehn. Das Wort schauen bedeutet mehr als sehen, es bezeichnet das Sehen mit Beobachtung, mit Gedanken, oft: mit Genuß; so erklärt sich die hier angewendete Construction: er schaut nieder auf die Welt, und freut sich — oder: und denkt daran, wie u. s. w. „Und sieht herfür die Sternlein gehn" — die kindlich naive Vorstellung, nach welcher die Sterne bei Nacht allmählig aus ihrem Kämmerlein an des Himmels Plan hervorkommen, um zu leuchten und sich zu freuen. „Blickt auch herab zur geliebten Erden, wo's eben Nacht begunnte zu werden." Er hat auf Erden so viel gelitten, ja den Tod am Kreuze gefunden: aber nun hat er überwunden, ist erhöhet zur Rechten Gottes, und sein Herz ist ihr, auf der sein Wort eine Heimath gewonnen, doch innen zugewendet, sie ist ihm doch „die geliebte Erde." Es beginnt also Nacht zu werden: prägen wir uns zunächst diese Vorstellung ein. Auch zur Erden — wir haben uns also unter dem vorigen Ausdruck: auf die Welt, nicht blos die Erde zu denken, die man oft auch mit dem Worte Welt bezeichnet, sondern das Weltall. Er sieht die Leute am Tische stehn und beten — hier noch unbestimmt und allgemein die Leute. Auch mußte gerade dieser Anblick an dieser Stelle genannt und hervorgehoben werden, um sein Verlangen und seine Herabkunft zu motiviren. Sie laden ihn durch ihr Gebet gleichsam dazu ein.

3. Also. Bei dem Göttlichen ist Wollen und Erscheinen Eins. Daher nichts von Verwandlung u. dgl., was der Person und der Erzäh-

lung ihre Reinheit und Erhabenheit würde genommen haben. Er tritt herfür in Bettlergestalt — dies Bild erinnert uns an die Gestalt, in welcher er gewandelt ist unter den Menschen, arm, um uns reich zu machen, ein Bittender und Betender, um die Herzen zu gewinnen für das Himmelreich. Ueberhaupt ist die ganze Erzählung reich an solchen Hindeutungen und Beziehungen auf die evangelische Geschichte, und dadurch besonders so schön und rührend. So erinnert des Reichen Haus und was die Gäste treiben, unwillkürlich an das Gleichniß von dem reichen Mann und dem armen Lazarus, und den letzteren vertritt in unserer Erzählung der Herr selber. Er stellt sich still vor den Saal — wartend, ob nicht einer oder der andere unter den schmausenden und lärmenden Gästen ihn kennen, seiner sich annehmen werde. Es fragt Niemand nach ihm. Die weltliche lärmende Lust kann solche Genossenschaft nicht brauchen. Die Worte: als sei im Haus eine Heerde Spatzen, beziehen sich natürlich — obgleich die Construction dies nicht erweist — auf das letzte der vorangegangenen Zeitwörter. Was des Menschen Gemüth bessert — und was eines Menschen Nutz vergrößert: darin liegen die beiden Interessen angedeutet, um welche der Menschen Dichten und Trachten, Leben und Streben sich bewegt, das Ideale und das Reale, das Himmlische und das Irdische, das Heilige und das Nützliche. Der spöttische Zug, den diese Schilderung hat, tritt besonders am Schluß in der anmuthigen Anwendung eines derben, volksthümlichen Sprichworts hervor: und haben's gered't, es gemahnt ihn so, als dröschen die Drescher nur leeres Stroh. — Endlich, nachdem er lange gestanden und gewartet, wendet er sich an Einen, der ihm beihanden (bei der Hand, nahe) ist. Darunter ist nicht ein Diener, sondern einer der Gäste zu denken, weil kurz danach die Diener noch besonders genannt werden. Aus den Worten, die er zu diesem Gaste spricht, geht hervor, daß sie wohl gebetet haben, aber nur mit den Lippen, ohne Ernst und Herz. Zugleich enthalten diese Worte wiederum eine Beziehung auf ein biblisches Wort und Gleichniß. „Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr": weder der Diener Troß, noch die Gäste haben bisher, so lange er sie nicht störte, nicht sie ansprach, um ihn sich bekümmert. Nun fahren sie auf ihn ein: die Schaar der Diener, der rohen, willen- und herzlosen, braucht nur einen Wink, ein Wort des Herrn, um über den armen Bettler herzufahren; die Gäste aber kümmern sich auch so nicht um ihn. „Sie treiben ihn aus von Flur und Schwelle — das war ja auch sein Loos auf Erden gewesen in den vorigen Zeiten. „Ja Einer thät die Hund' auf ihn hetzen, doch die den Herren nicht verletzen." Das ist ein überaus rührender Zug: selber die Thiere haben eine Ahnung von der Nähe des Göttlichen und eine Scheu, den Heiligen anzurühren und zu verletzen; der Mensch aber, deß Seele von Sünde und Weltlust gebunden ist, hat diese Ahnung, diese Scheu verloren. „So geht er fort und sinnt im Fürbaßgehn: soll er das Haus mit Feuer strafen?" u. s. w. Auch hierin eine Beziehung auf die biblische Erzählung von Johannes, der eine Stadt der Samariter, weil sie den Herrn nicht aufgenommen, mit Feuer vom Himmel von der Erde vertilgen wollte (Luc. 9, 54). In demselben Geiste der Gnade und Langmuth aber, in

welchem der Herr dort dem Jünger seinen Feuereifer verweist, setzt er auch hier den Sündern noch Gnade aus.

4. Nun kommt er in eines Armen Haus, und ein ganz verschiedenes, überaus wohlthuendes Bild stellt sich damit unsern Augen dar. „Das (Haus) sieht gar klein und freundlich aus.“ Das Zeitwort paßt und gehört nur zu dem letzten Adverb, man müßte denn in dem Klein die Andeutung der Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit finden. Das Aeußere kündigt schon den Geist an, der drinnen im Hause waltet. „Eltern und Kinder um einen Tisch, die essen einen gesottenen Fisch.“ Auch hierzu ein biblischer Hintergrund, durch die Erinnerung an die Nacht, da sich der Herr offenbarte den Elfen in Jerusalem und sie legten ihm vor ein Stück von gebratenem Fisch und Honigseim (Luc. 24, 42). „Und haben's so gut nicht gehabt seit langen.“ Das reine, rührende Bild der stillen, genügsamen Armuth, der ein kleiner Mehrgewinn schon ein Reichthum, ein Glück dünkt. Vgl. weiter unten: „weil sie sich heut' an was Seltenem letzen.“ Dazu in der vorigen Schilderung der Gegensatz in den Worten: „war eben ein Fest und großer Schmaus.“ Seit langen — unregelmäßig statt: seit langem oder lange oder seit langer Zeit, hier wäre zu ergänzen: Zeiten. „Ein kleines Hündlein hebt ein Bein, das Hündlein will auch gespeiset sein.“ Ein neuer anmuthiger Zug zu dem freundlichen, rührenden Bilde. Im Gegensatz dazu die Hunde in des Reichen Haus und wozu sie gebraucht werden. Auch in der Art, wie die Thiere des Hauses gehalten und behandelt werden, zeigt sich der Menschen Sinn; und es geht auf sie, soweit es ihr gebundenes Seelenleben zuläßt, der Sinn der Menschen über, in deren Gemeinschaft und Dienst sie leben. Das junge Weib, die liebende Mutter nimmt den Bettler bei der Hand und heißt ihn zum Mahl sich setzen, denn ihr Wesen ist vorzugsweise der freundliche Sinn, die Barmherzigkeit, die Theilnahme an fremder Noth. „Und Eltern und Kinder werden satt, weil's ihnen der Herr gesegnet hatt'.“ Wiederum eine Hindeutung des Dichters auf die Speisung der Fünftausend mit fünf Broten und zwei Fischen, Mrc. 6, 34—44, V. 42: und sie aßen alle und wurden satt. „Und sprachen: Hab' Dank, Herr Jesu Christ, daß du unser Gast gewesen bist.“ Das Gebet ist noch in anderm Sinne erfüllt, als die Betenden ahnen, und wird dadurch für uns bedeutender. Zugleich weist es zurück auf den Anfang des Gedichtes: Da sieht er die Leute um die Tische treten, die Hände falten, sich neigen und beten: „Komm', Herr Jesu, u. s. w.“ So ist Gespräch und Rede hier still, fromm, einfältig, im Gegensatz zu dem Lärmen und Schwatzen in des Reichen Haus, wie es vorher geschildert war. „Die Krumen streut sie hinaus zur Linde, damit auch das Vöglein Speise finde.“ Gott nährt die Vöglein unter dem Himmel, er speiset sie auch durch fromme, milde Menschenherzen. Denn die Liebe vergißt auch der hungernden Thierlein nicht auf dem Felde und unter dem Himmel.

Zu der folgenden Scene, dem Spiel der Kinder, der Freude der Eltern daran und der Wonne und Rührung des Herrn selber erinnern wir uns, wie lieb er die Kindlein hatte, wie er sie zu sich kommen hieß, segnete und sagte, daß ihnen das Himmelreich sei und daß Niemand das

Reich Gottes sehen könne, er werde denn wie die Kindlein, Math. 18, 3. Luc. 18, 16. 17. „Läßt ihm zeigen: wie groß? — so groß!“ Das ist ein Spiel, womit man die Kleinen unterhält, indem man ihnen die Frage stellt: wie groß ist das Kind? und sie anregt, mit Handbewegungen darauf zu antworten. Seine Rührung und Wonnegefühl wiederum im Gegensatze zu den Gedanken, die er hegte, da er aus des Reichen Haus vertrieben wurde. „Er wendet ins Dunkel sein Angesicht“ — die wahrste Rührung, die tiefsten Empfindungen verbergen sich am liebsten vor dem Angesicht und der Beobachtung der Menschen. Quem pastores — ist der Anfang eines alten Weihnachtsliedes („den die Hirten — angebetet“); hier ist es die Unterschrift eines Bildes, welches die Anbetung des Christuskindes von den Hirten darstellte. Dies und die folgenden Bilder und Reden gewinnen dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß sie dem Herren selber gelten, der als unerkannter Gast unter ihnen weilt. Ebenso das folgende: „Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett, das Vaterunser ihm lehren thät.“ Wie rührend am Ende der Zug: „so schläft es ein mit nachbetendem Mund;“ wem fällt dabei nicht das Psalmwort ein: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet! (Ps. 8, 3. Mth. 21, 16.). „Die Leutchen wünschen ihm“ u. s. w. Dieser Satz enthält eine zwiefache Unregelmäßigkeit der Darstellung; zuerst die, daß das erste Prädikat durch ein Hauptwort ausgedrückt ist und danach ein zweites durch einen Nebensatz angefügt wird (und zu schlafen u. s. w.); sodann den Ausdruck: bis am Morgen, anstatt bis zum Morgen. „Da ruht der Herr nun gern allein“, nun gern, nachdem sein Herz so von der Menschen Liebe und Frieden und Glück und Glauben mit Wonne und Rührung erfüllt und erhoben ist. „Es scheint der Mond ihm hell herein.“ Dem Göttlichen dient das Geschaffene, auch der Mond scheint für ihn, ihm zu Dienst. Die ganze Erzählung aber erinnert auch an die Wanderer, die mit Jesu gen Emmaus gehen, und wie er bei ihnen einkehrt, da es Abend werden will und der Tag sich geneigt hat. Als es nun Tag wird („als der Morgen begunnte zu tagen,“ vgl. oben: „wo's eben Nacht begunnte zu werden,“ und: „dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,“ vgl. oben: „sieht herfür die Sternlein gehn“), geht er wieder hinweg aus der Hütte dieser Armen, Glücklichen, und hinterläßt ihnen, was er überall giebt, wo er einkehrt und aufgenommen wird, seinen Segen, „und scheidet, sie segnend in seinem Herzen.“ Das Schlußwort enthält den Grundgedanken des Gedichtes, von welchem schon oben des Weiteren geredet worden. „Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth, wie selten das Herz dem Reichen glüht“; dies Letztere leidet eine doppelte Erklärung und Construction, entweder: wie selten auch das Herz — oder: so weich und menschlich, wie man es selten bei den Reichen antrifft. Schließlich sei auf den andern Ausspruch Christi hingewiesen, welcher die geistlich Armen selig preist; dieses Wort schwebt dem Dichter vor, er giebt ihm aber aus dem Zusammenhang seiner Erzählung heraus eine andere Wendung, indem er die leibliche, die irdische Armuth als die Quelle all jenes Glücks und jener Güter bezeichnet, welche das neue Testament in dem Worte Himmelreich begreift.

5. Der Ton des Gedichts ist naiv, kindlich, bisweilen alterthümlich, an die Sprache der Bibel erinnernd. Der Rhythmus ist ungebunden, nicht im strengen, jambischen Versmaaß gehalten, und das Gedicht gewinnt dadurch an Leichtigkeit und Anmuth. Der Dichter heißt Leopold Schefer, ist eines Arztes Sohn, 1784 am 30. Juli zu Muskau in der Niederlausitz geboren.

6. Wir lassen schließlich zwei dem obigen in Form und Stoff verwandte Gedichte folgen.

I. Die Einladung.

(Von A. Knapp.)

Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da gesessen.

Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest Du? O, wenn Du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt' an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;

Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruh'n:
„Frau," hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,

Bereit' es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' unsre Kinderlein, mach' Alles rein:
Der werthe Gast will wohl empfangen sein."

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?"
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?"
Der Vater lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocke Hall,
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!

Du hast gehungert: ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn."

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Heerde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
„Wo doch der Gast so lange bleiben mag!"

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang'?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n,
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast:
Daß du vergeblich ihn geladen hast."

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheeret hast!"

Da klopft es an die Thüre: seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß!
„Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt:
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird!"

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

„Und, Mutter, sieh' doch! Seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er Einem nicht am Haus vorüber geht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ!"

II. Das Hufeisen.

(Von Göthe.)

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,

Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistes Ruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
St. Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
St. Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach St. Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

7. Themata zu schriftlicher Uebung: die Einladung zu vergleichen mit dem Gast — das Bild von des Reichen Haus — das Bild von des Armen Haus — wo der Herr am liebsten einkehrt.

28. Der Fischer.

(Von Göthe.)

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau,
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

---

1. Das Wasser rauscht' — die Wegwerfung des „e" ist nur in dem doppelten Falle statthaft und ohne Nachtheil für den Wohllaut, wenn ein Vokal unmittelbar darauf folgt (gönnt' alles seinen Erben — er leert' ihn jeden Schmaus — was frag' ich viel nach Geld und Gut — u. a.) und wenn das folgende Wort mit demselben Consonanten anfängt, mit welchem das verkürzte schließt: so hier. (Vergl. Der Sänger drückt' die Augen ein.) Das Anheben beider Sätze mit demselben Wort (Anapher) giebt der Darstellung etwas Schwunghaftes, vergleichbar dem Auf- und Abwogen der Fluthen selbst, deren Rauschen auch durch den Klang schön versinnlicht wird (die S, Sch, W). Zu jener Figur vergl. es kommen, es kommen die Wasser all — sie rauschen herauf, sie rauschen nieder (Taucher). Nach Verhältniß des Inhalts erzeugt diese Form eine Spannung der Erwartung, wie wenn es unten heißt: und wie er sitzt und wie er lauscht. Der Fischer ist, in Absehen auf den Grundgedanken des Gedichtes, mehrfach und nachdrücklich bezeichnet: er sitzt (Z. 1. und 5.), er sieht nach dem Angel (sonst gewöhnlich die Angel), ruhevoll (also mehr als ruhig), er ist kühl bis ans Herz hinan (kühl wie das Wasser); er ist weder kalt noch warm, wäre er kalt, so wäre er nicht zu gewinnen, wäre er warm, so würde er nicht den Fischlein den Tod bereiten. Er ist bis ans Herz kühl — seine Seele ist eben von Menschenwitz und Menschenlist erfüllt. Da steigt aus dem Wasser, nach welchem sein Blick und Sinnen gerichtet ist, eine Nixe empor. Diese Beschreibung ist von großer Schönheit: Die Fluth theilt sich empor (eine treffliche Verbindung zweier räumlicher Begriffe, des Auseinander und des Aufwärts), ein feuchtes Weib rauscht hervor. Kein müßiges, unbestimmtes, allgemeines Wort, alles trägt zur Vollendung des frischen, lebensvollen Bildes bei: Die Fluth (nicht das Wasser, das fluthende Wasser, vgl. 1, 1.) theilt sich — empor — das Wasser wird bewegt davon — ein feuchtes Weib — rauscht — hervor. Es ist, als ginge das Alles vor unsern Augen vor, und es wird dieser Eindruck dadurch erhöht, daß der Wortklang zugleich in entsprechender, wohlthuender Weise den Vorgang für's Gehör malt: also Bild und Musik in Einem! Auch ist der Uebergang aus dem Imperfectum in das Präsens nicht zu übersehen; indem die Erzählung in die Gegenwart gerückt wird, wird sie uns gegenwärtig, und Leben und Theilnahme erhöht. — Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm, d. h. ihr Sprechen war ein Singen, ihre Sprache Gesang, hell, tönend, wohlklingend, einschmeichelnd, eine übermenschliche Sprache. Vgl. Str. 4. Der

erste Theil ihrer Rede enthält einen Vorwurf, der zweite eine Einladung. Mit Menschenwitz und Menschenlist. Witz und List unterscheiden sich als der allgemeine und besondere Begriff, der Scharfsinn (Witz), welcher zu eigenem Vortheil und fremdem Schaden angewandt wird, heißt List. Weil's hier darauf ankam, das menschliche Sinnen und Streben im Gegensatz zu dem Naturleben recht nachdrücklich zu bezeichnen, wird die Zusammensetzung wiederholt: Menschenwitz — Menschenlist. Todesgluth ist eine schöne Zusammensetzung in dem Sinne: Gluth des Todes, Tod bringende Gluth; deutet auf den Gegensatz gegen das frische Leben in dem kalten Element. Die Menschen locken die Thierchen hinauf in die Sonnenregion, die ihr Tod ist. Im ganzen Gedicht reimt sich eine Zeile um die andere, nur 2, 1. und 2, 3. bilden nur einen Anklang (Assonanz) ihm und List (vgl. 4, 5. und 7.), dafür aber reimt sich dann 5. und 7. auch auf List. Wir wollen nicht überhören den einschmeichelnden Wohllaut in den Zeilen 2. 5. 6. (Ach wüßtest du ꝛc), welcher das wohlige Leben der Fischlein versinnlicht. Wohlig drückt mehr aus und ist bestimmter, als wohl, es bezeichnet den Zustand als einen dauernden, bleibenden und die Form befördert zugleich den Wohlklang. Wie du bist — also ungesäumt, ohne Zögern. — Um nun den Fischer zu bewegen, redet ihm das Wasserweib ins Herz, wie erquickend ihr Element sei für Alles. Sonne und Mond laben sich im Meer. Diese Vorstellung ist dem kindlichen Bewußtsein natürlich: die griechische Mythe erzählt von einem Teiche, in welchem sich der Sonnengott (Helios), nachdem er seine Fahrt vollendet, mit seinen Rossen badete. Das Angesicht der Sonne ist glühend, am Horizont untergehend taucht sie in die kühlen Meeresfluthen und kehrt, nachdem sie sich darin gelabt, „wellenathmend," erfrischt, verjüngt, „doppelt schöner" an denselben zurück. Die Sonnenstrahlen sind dem Fischlein im Meere auch eine Erquickung, daher „die liebe Sonne." Wellenathmend — sie haben die Frische der Meeresfluthen und der Meeresluft eingesogen und athmen nun gleichsam diese Wellenfrische aus. Immer näher rückt das Wort dem Herzen: der tiefe, blaue Himmel hat sein „feuchtverklärtes" Spiegelbild im Meer und lockt das Herz hinab in seine Tiefen, welche das Bild seines Angesichts ihm einladend zeigen, und aus der Schwüle der Erde hinab in seine Kühle, in seinen ew'gen Thau (der Thau der Erde vergeht bald) ihn ziehen. — Str. 4. beginnt wie Vers 1.; es wird dadurch die Erzählung wieder angeknüpft und durch den übereinstimmenden Anfang zugleich angedeutet: das Wasser rauschte und schwoll wie vordem, aber der Fischer war ein anderer geworden: kühl bis ans Herz hinan dort, ist er nun der Sehnsucht voll, das Herz wächst ihm vor Sehnsucht (wie das Wasser sich hebt und schwellt); ruhevoll blickend saß er dort am Wasser, nun wird ihm der Fuß benetzt und überwunden von dem Zauberwort des Weibes sinkt er in die Tiefen hinab. Der Ton des Gedichtes tritt aus der tieferen Bewegung der 2. und 3. Strophe in die ruhigere Haltung zurück und senkt sich langsam ab. Das Wasserweib, das das Element bewegt und beherrscht, netzt ihm den nackten Fuß; nachdem es mit lieblichen Worten ihn gelockt, lockt es ihn nun mit den spielenden, kühlenden Wellen. Es heißt hier nicht mehr: sie sang zu ihm,

sie sprach zu ihm, sondern umgekehrt, dies geschieht nicht blos um des Wechsels willen, sondern hat seinen Grund in der veränderten Stellung und Stimmung des Fischers und des Wasserweibes: die Sprache des letztern ist immer inniger und dringender und dem Fischer bei der Verwandlung seines Herzens ganz Gesang geworden. Wir wollen auch nicht den Gleichbau in der Darstellung übersehen, der dem Gedicht einen anmuthigen Zug mehr verleiht, Str. 4, 1.: Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll, V. 5.: sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm, V. 7.: halb zog sie ihn, halb sank er hin. Ebenso Str. 1, 1. und 5. Str. 2, 1. und 3. Der Gegensatz, der Widerspruch, in dem der Fischer gegen das freie, heitere Naturleben sich befand, ist dadurch, daß er, halb gezogen von Außen, halb überwunden innerlich, in das Meer hinabtaucht, gelöst und aufgehoben. — In dem Göthe-Zimmer im Schlosse zu Weimar ist dieser letzte Act des Gedichtes in Farben von Meisterhand dargestellt.

2. *) Der reale Bestand des Gedichtes ist nicht neu erfunden, schon die alte Mythe von den Sirenen, die, halb Fisch, halb Jungfrau, durch ihren zauberischen Gesang die Schiffer in die Tiefe hinablocken, enthält ihn, und die Volkssage erzählt mehrfach von Menschen, die am Meeresstrande eingeschlafen, von Wassernixen in das Wasser hinabgezogen und verschwunden seien. Diese Verflüchtigung des geistigen Gehalts ist der Sage im Volksmund eigen, der Dichter aber giebt dem Körper den Geist wieder, indem er dem äußerlichen geschichtlichen Hergang die Idee einhaucht. Und welches ist nun diese Idee? Sie liegt in dem Gegensatz zwischen dem selbstischen, kalt berechnenden, zweckerfüllten menschlichen Treiben und dem stillen, freien, kindlichen, unbefangenen, friedlichen Naturleben. Der Fischer vertritt die eine Seite, die Wassernymphe stellt die andere dar. Gott hat den Menschen zum Herrn gesetzt über die Erde und die belebte Schöpfung. Darin ist das Recht ausgesprochen, daß er die Thiere braucht und tödtet, wenn er sie lebendig oder todt zu Nahrung oder Kleidung oder andern Zwecken nöthig hat. Das ist die religiöse Auffassung. Der Dichter schaut das Verhältniß anders an. Sein Herz neigt sich dem stillen, friedlichen, heitern Naturleben zu, wie es in den Fischlein, die in ihrem Elemente sich ihres kurzen Lebens freuen, in den Vöglein, die in den Höhen ihr reines, frohes Lied ertönen lassen, in den Blümlein, die der Sonne still lächelnd entgegenblühen, sich offenbart. Die Stellung, welche der Mensch dazu nimmt, erscheint ihm als Eigennutz, Habsucht, Selbstsucht des berechnenden Verstandes, als eine verdammliche Störung des allgemeinen, lieblichen Friedens des Naturlebens. Dies ist die Idee unseres Gedichtes, deren Recht in der subjectiven Empfindung liegt. Dabei verweilt die Dichtung, und wollte man weiter gehend erinnern, daß ja auch in der thierischen Schöpfung List und Gewalt unter den Thieren selber vernichtend walten, und daß das Verhältniß der Menschen und Thiere kein gegenseitiges, sondern nur auf Seiten des Menschen ein sittliches und berechtigtes sei, so würde man damit über die Idee des Gedichtes hinausgehen.**)

*) Zum Theil nur für den Lehrer.

**) Anders der Dichter selber. Er sagt (Gespr. mit Eckermann, I. S. 79): Da malen sie meinen Fischer und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen läßt. Es

3. Vielfach ist diese Idee und dieser Stoff von Dichtern behandelt worden. So von Justinus Kerner in dem „Wassermann“, von Loeben in dem Gedicht: der Meermann und die Meerfrau, in dem Gedicht von Freiligrath: der Blumen Rache (s. u.), in Schillers Alpenjäger, in seinem Lied des Fischerknaben im Tell, in Gustav Schwab's: des Fischers Haus. Die letztern beiden lassen wir hier folgen.

Der Fischerknabe singt:

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies. (Vgl. sie sang zu ihm,
sie sprach zu ihm.)

Und wie er erwacht in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus der Tiefe:
Lieb' Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Und das Gedicht von G. Schwab ist dies:

Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen,
In der blauen Fluth sich's beschaut,
Als spräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den
Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen.

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Gestade,
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auf steiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr stillen, ihr guten,
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen.“
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus,
Der Fischer mit frohem Behagen
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen: —
O Nacht so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelts von Karpf' und Forelle,
Da nagts mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten,
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

---

ist in dieser Ballade blos das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt uns zu baden. Weiter liegt nichts darin, und wie läßt sich das malen!

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen,

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: Fischlein im See — das gefangene Fischlein (im Glase) — zu vergleichen das Gedicht von Göthe mit dem von Schwab.

29. I. Wanderers Nachtlied.

(Von Göthe.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

II. Nachtlied.

(Von Göthe.)

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

1. Schon die Ueberschriften deuten die Verwandtschaft der beiden Lieder an. Nachtlieder nennt sie der Dichter. Daß das mehr bedeutet, als die zur Nachtzeit gedichtet sind oder zur Nacht gesungen werden sollen, versteht sich von selber. Es deutet zugleich an, daß in dem Herzen des Dichters eine nächtige, dunkle, trübe Stimmung wohne. Bestimmter erkennen wir das aus den Liedern selber. Das zweite schildert die Ruhe der Nacht; in dem Herzen des Dichters wohnt diese Ruhe nicht, aber sie ist seine Sehnsucht, und der stille Friede, in den die Nacht die Erde hüllt, wird ihm zum tröstenden Bilde der Ruhe, die auch ihm kommen wird. In dem ersten Liede tritt das Bild mehr zurück, das Gedicht selber erwähnt

der Nacht und ihres Friedens mit keinem Wort, wir werden aber darum nicht minder, als bei dem andern, anzunehmen haben, daß sie eben in dem Gemüth des Wanderers die Stimmung hervorgerufen, die in dem Gedicht sich ausspricht. Wir müßten denn hier dem Worte Nachtlied nur eine bildliche Bedeutung beilegen, was aber nicht angemessen erscheint und dem dichterischen Wort seinen sinnlichen Hintergrund entzieht. In der Stimmung macht sich noch der Unterschied bemerkbar, daß das erste Lied noch sichtlich nach Frieden und Ruhe ringt, während das zweite den Ausdruck der Ergebung, der Hoffnung, der stillen Sammlung giebt.

2. Man könnte fragen, welche Ruhe der Dichter in dem Worte: balde ruhest du auch, gemeint. Ist es die Ruhe von der Arbeit? oder die Ruhe des Schlafes? oder die Ruhe von Sorge und Zweifel, Haß und Liebe? oder die Ruhe des Grabes? Das Erstere anzunehmen, verbietet, wenn wir auch nicht die Entstehung des Gedichtes kennten, von der wir im Folgenden reden, schon der Schluß selber, die ernste, feierliche, ergreifende Anrede an das eigene Gemüth: warte nur u. s. w. Auf den Schlaf würde das Wort nur insofern gedeutet werden können, als er dem von der Leidenschaft der Liebe beunruhigten Gemüthe zur Erquickung und Befriedigung kommt. Am angemessensten aber wird es, wie dies auch der Grundton des Liedes ahnen läßt, auf die nach langem Kampf des Gemüthes zwischen Sorge und Zweifel, Haß und Liebe im Grabe gefundene Ruhe bezogen werden.

3. Wo Wahrheit und Natur ist, steht Aeußeres und Inneres im Einklang. So auch in den beiden Liedern. Das erste hat mehr noch als das zweite den Character der Unruhe, des Sehnens und Suchens. Dem entsprechend ist auch die Form. Es sind lauter kurze Sätze — lange Perioden würden dem Wesen des Gedichts in keiner Weise entsprechen. Aber die Sätze wogen, wie Wellen eines aufgeregten Wassers, unstet durch einander. Mit einem Relativsatze fängt das Lied an: Der du von dem Himmel bist. Er bezieht sich auf den Vocativ: süßer Friede. Schon diese Umstellung der Satzglieder ist ungewöhnlich und kühn. Aber sie wird es um so mehr, da nicht unmittelbar der Vocativ folgt, wir müssen auf diesen Zusammenhang noch lange warten. Es schließen sich erst an den ersten Relativsatz noch zwei andere an, und der dritte enthält noch einen untergeordneten Relativsatz (der doppelt elend ist) in sich. Aber auch nunmehr folgt noch nicht der zugehörige Vocativ; es kommen erst noch zwei Hauptsätze: ich bin all' des Treibens müde, und dann sogar eine Frage: was soll all' der Schmerz und Lust? und nun erst tritt das Wort ein, auf das der Anfangsvers hindeutet. Das wäre unter andern Umständen eine völlig unstatthafte Construction, und grammatisch läßt sie sich nicht rechtfertigen. Aber für den Ausdruck jenes Grundcharacters des Gedichtes eignet sie sich in vorzüglicher Weise. Die zerrissene Construction wird zu einem anschaulichen Bilde des zerrissenen, in seinem Gleichgewicht gestörten Gemüths. — In dem zweiten Liede findet sich dieser Satzbau nicht, auch hier folgen lauter einfache, aber lauter Hauptsätze, unverbunden auf einander. Die Verschiedenheit der Grundstimmung, die errungene Resignation, ruft diese Verschiedenheit der Form hervor.

4. Auch der Versbau und das Versmaß steht mit dem Inhalt und der Stimmung in Harmonie. Das Versmaß des ersten ist das trochäische, das schwere (schwermüthige), gemessene, gleichsam aus der Tiefe kommende und in die Tiefe immer wieder zurücksinkende. Wie innig dies mit dem Grundton des Liedes zusammenhängt und zusammenstimmt, fühlen wir am besten, wenn wir einmal den Versuch machen, es in jambische Verse umzusetzen, z. B. so: der du vom Himmel kommen bist, und alles Leid und Schmerzen stillest, das Herz, das doppelt elend ist, mit doppelter Erquickung füllest. Man fühlt sogleich, wie wesentlich durch solche Veränderung der ganze Character des Liedes alterirt wird. In dem zweiten Lied verhält sich die Sache noch etwas anders, da ist der trochäische mit dem jambischen Vers abwechselnd angewendet, was dem Gedicht ein ungemein charactervolles Gepräge giebt, und das wird noch gesteigert durch die Kürze der Verszeilen, die verschiedene Länge derselben und den Wechsel des männlichen und weiblichen Reims. Daß auch das letztere nicht ohne Bedeutung ist, wird nicht leugnen, wer die Zeilen zusammenstellt: ist Ruh — spürest du — kaum einen Hauch — ruhest du auch. Es ist, als ob der Vers, das Lied sich selber ausläutete. — So ist in den beiden Liedern Form und Inhalt, Gefühl und Ausdruck zum innigsten Einklang verschmolzen, und das eben ist Schönheit, ist, was uns an ihnen entzückt. Ein berühmter, gelehrter Mann sagt davon: „Die Magie des Tones, der in seinem Rhythmus den Wogenschlag des Gefühls gleichsam für das Ohr malt, wie die bildschaffende Phantasie für die Vorstellung, schmeichelt die Göthe'schen Lieder unvergeßlich ein. Einmal vernommen, klingen sie unsterblich in uns fort."

5. Im Himmel, erhaben über der Erde unruhiges Treiben und der Menschen Sorgen und Leiden, wohnet der Friede. Aber er kommt auch auf die Erde hernieder an manchen Ort und zu mancher Zeit; er kommt vom Himmel, er ist eine Himmelsgabe; daher: süßer Friede, der du von dem Himmel bist. Alles Leid und Schmerzen, anstatt: und alle Schmerzen, so wie nachher: all' der Schmerz und Lust, anstatt: und all' die Lust; poetische Freiheit, die veränderte Flexion des Zahl- und des Geschlechtswortes aus dem ersten ergänzen zu lassen; bei Göthe nicht selten. Den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest. Je größer die Unruhe, Angst und Traurigkeit war, um so erquickender ist, wenn sie gewichen, dem Gemüth der einkehrende Friede. Oder: je größer der Sturm vorher, je tiefer der Friede nachher. Schmerz und Lust — über Schmerz kann der Dichter wohl klagen, aber auch über die Lust? Wir könnten darauf sagen, es sei der unaufhörliche Wechsel von Lust und Schmerz, der Unbestand der Freude beklagt. Oder: auch die Lust hat ihre Unruhe, und in ihrem Gefolge das Gefühl der Ungenüge. Und die Schule wird hierbei stehen zu bleiben und von der eigentlichen Bedeutung der Worte abzusehen haben. Diese ist aber der Liebe Leid und Lust, wozu wir vergleichen das Lied: Wonne der Wehmuth, oder das andere: rastlose Liebe (all das Neigen von Herzen zu Herzen, ach wie so eigen schaffet das Schmerzen!) oder die Worte aus Clärchens Lied in Egmont: himmelhoch-

jauchzend, zum Tode betrübt. In dem zweiten Liede haben wir zunächst auf die Folge der Bilder zu achten. Das Höchste, Fernste und Weiteste zuerst: über allen Gipfeln ist Ruh — über die hohen Bergesgipfel hat die Nacht ihren Frieden ausgebreitet, ihre sabbathliche Stille. Damit ist der Blick in den ewigen Frieden des Himmels und seiner Sterne zugleich mit gerichtet. Nun folgt das Nähere, minder Hohe, der Wald und seine Bäume: in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch (man sagt Gipfel, aber nicht Wipfel des Berges). Hier ist auch der Klang nicht zu überhören, das U und Au, wie im Folgenden das mildere A und Ei; dann w, schw, b, und die Zartheit und Weichheit des Klanges durch das ganze Gedicht. Endlich die Vöglein des Waldes, das Kleinere, aber das Belebte, zugleich dem Gemüth des Dichters Nähere, und von hier ist der Uebergang natürlich zu dem Menschen, hier dem unruhvollen, friedesuchenden Menschenherzen. Entzückend schön ist auch die auf einmal eintretende raschere Bewegung in dem Einen Verse: die Vögelein schweigen im Walde, gegen welche dann die langsamere Bewegung des Schlusses um so mehr abfällt.

6. Zum Schluß noch einige historische Notizen über diese beiden köstlichen Lieder.*) Wanderers Nachtlied ist gedichtet im Jahre 1776 (doch im Druck erschienen erst 1789). Göthe sandte es der Frau von Stein zu, darunter die Worte: Am Hang des Ettersberges, 12. Februar 1776. Auf der Rückseite des Briefes steht von anderer Hand geschrieben: Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Joh. 14, 27. Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt, einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau — v. St." —

Dies Lied ist auch in ein Gesangbuch übergegangen, nämlich in das Bremer vom Jahr 1812, aber die vier letzten Zeilen so verändert:

> Ach, ich bin des Wogens müde
> Banger Schmerzen, wilder Lust,
> Gottes Friede, Gottes Friede,
> Komm' und wohn' in meiner Brust.

Die melodische und harmonische Schönheit, die Musik des Gedichtes macht es vor vielen tausenden zur Composition geeignet, und so ist es denn auch vielfach mit Musik bekleidet, in Musik gesetzt, von C. G. Reißiger, von Reichardt, von Zelter, Becher, Hauptmann, Schnyder von Wartensee, Löwe, W. Greef. Das Lied war einer der Lieblingsgesänge Pestalozzi's, und wer, der das unruhvolle, friedlose Leben des theuren Gottesmannes auch nur oberflächlich kennt, dächte dabei nicht in Rührung an den tieferen Grund dieser Neigung? Darum, als er im letzten Sommer seines Lebens das Zeller'sche Waisenhaus in Beuggen besuchte, begrüßten ihn die Kinder mit diesem Liede. Dann überreichte ihm eines der Kinder einen Eichenkranz, den er aber ablehnte mit den bescheidenen Worten: nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz. — Auch hat er dem

*) Das Folgende zum Theil nur für den Lehrer.

Liebe eine Stelle gegeben in seiner vortrefflichen Volksschrift: Lienhard und Gertrud (1. Thl. S. 59. f.). Da die Stelle unsern Lesern nicht zur Hand sein dürfte, setzen wir sie hier her. Der Mäurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau. Diese hatte geeilt, ihre Samstagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt, und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt. — Das müßt ihr dem lieben Vater singen, sagt sie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme.

Mitten in ihrer Arbeit, ohne Müh', ohne Versäumniß, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es kannten.

Und da der Vater jetzt heim kam, grüßt' ihn die Mutter, und sang dann, und alle Kinder sangen mit ihr:

Der du vom Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach! ich bin des Treibens müde,
Bangen Schmerzes, wilder Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust. *)

Eine Thräne schoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegensangen.

Daß euch Gott segne, ihr Lieben! Daß dich Gott segne, du Liebe! sagt er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber! antwortete Gertrud; die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut und wenig wünscht.

Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich rettetest, und diese Kinder werden dir's danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder! thut doch immer recht und folget eurer Mutter, so wird's euch wohlgehen.

Gertrud. Du bist doch gar zärtlich heute.

Lienhard. Es ist mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach Gott Lob! mein Lieber!

Lienhard. Das ist doch auch ein Mann, der seines gleichen nicht hat. Frau, daß ich doch so ein Kind war und nicht zu ihm gehen durfte.

Gertrud. Daß wir immer auch so hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle mir auch, wie es dir bei ihm ergangen ist. (Sie setzt sich neben ihn hin, nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand und er erzählt ihr darauf.)

7. Das Nachtlied ist gedichtet im Jahr 1783. Es bezieht sich, wie das vorige, auf die Liebe zu der Frau v. Stein. Der Dichter schrieb es

*) In der angezogenen Schrift ist dem Lied eine 3stimmige Melodie beigegeben.

am 7. Sept. d. J. mit Bleistift auf den hölzernen Fensterpfosten eines auf dem Gickelhahn bei Ilmenau stehenden herzoglichen Sommerhäuschens. Die Züge sind später noch einmal mit Bleistift überzogen, und Göthe hat mit eigener Hand darunter geschrieben: Ren. 23. August 1813*). Er schreibt darüber an seinen Freund Zelter (6. B. S. 280.): Sechs Tage und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehn's gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf Fittigen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: über allen Gipfeln ist Ruh u. s. w. Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene, das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Und Zelter erwidert im nächsten Briefe: Da ich euer Bretterhäuschen auf der Höhe von Ilmenau niemals gesehen habe, so muß ich mich wohl freuen, so sicher in deinen einsamen Zustand eingegangen zu sein, und die leisen Worte einer letzten Ruhe aus den dortigen Klüften wie ein geborner Bergmann zu Tage gebracht zu sehen. Und ein andermal schreibt er: das Ruhelied ist herrlich; unser Tenor trägt es sehr gut vor, und es macht in diesen unruhigen Zeiten (1814) unsre ganze Glückseligkeit! Einen letzten Besuch machte der greise Dichter jener Stelle ein Jahr vor seinem Tode. — Hierüber hat uns jüngst eine werthvolle Zeitschrift (das Weimarer Sonntagsblatt) sehr interessante Mittheilungen von der Hand seines Begleiters (des Berginspectors Mohr zu Kammerberg bei Ilmenau) gemacht, die wir hier zufügen wollen. Er erzählt: Am 26. August 1831 gegen Abend traf Göthe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthof zum Löwen hier (in Ilmenau) ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu besuchen, bitten lassen, doch kam ich erst spät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit früh 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht habe, da er doch sonst so oft und viel hier gewesen, wieder zu sehen. Seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann, ob man wohl bequem zu Wagen nach dem Kickelhahn fahren könne. Er wünsche das auf dem Kickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf diese Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach.

*) Nach einer Untersuchung von K. Gödeke (in d. Bl. f. lit. Unterhaltung 1857. N. 50.) können diese Liedesworte nicht an jenem Tage an besagter Stelle angeschrieben sein, sind vielmehr wahrscheinlich am 6. September 1780 schon angeschrieben, und erneuert erst 1831.

Unterwegs ergötzte ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Melaphyr-Fels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldstein-porphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstraths König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und getrockneten Wege in freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten, ihm sehr wohlbekannten Fahrstraßen auf dem Wald verglich. Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung erfreute und dabei ausrief: Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Carl August noch einmal sehen können! Hierauf fragte er: Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? ich kann zu Fuß dahin gehen, und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen. Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch stehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den obern Theil desselben. Ich erbot mich, ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82sten Geburtstag feierte, mit den Worten: glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut. Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer 8 Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen. Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du u. s. w.

Den 7. September 1783. Göthe.

Göthe überlas diese wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Tone: ja warte nur, balde ruhest du auch! schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: nun wollen wir wieder gehen.

Außer von Zelter ist dies Lied auch componirt von Kuhlau, Bernhard Klein und Löwe. Für die erstere Composition sind von Joh. Daniel Falk (1817) (zum Theil der Musik zu Liebe) mehrere Varianten hineingebracht (unter allen Wipfeln ist Ruh, in allen Zweigen hörest du keinen Laut, die Vöglein schlafen im Walde, warte nur, balde schläfst auch du!), und noch zwei Verse hinzugedichtet, doch leidet das Lied selber solche Fortsetzungen nicht. Es lauten aber diese Zusatzverse so:

2. Unter allen Monden ist Plag';
Und alle Jahr und alle Tag'
Jammerlaut.
Das Laub verwelkt in dem Walde;
Warte nur, balde
Welkst auch du!

3. Unter allen Sternen ist Ruh',
In allen Himmeln hörest du
Harfenlaut.
Die Engelein spielen, das schallte;
Warte nur, balde
Spielst auch du!

8. Schließlich ein anderes Lied von verwandter Grundstimmung.

Abendlied.

(Von Rückert).

1. Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

3. Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruh'n.

4. Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

5. Nun hat der müde Silfe
Sich unter's Blatt gesetzt
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert thaubenetzt.

6. Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt,
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Schlummerstatt.

7. Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

8. Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

9. Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.

---

30. Die Kapelle.

(Von Uhland.)

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor,
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

1. Es ist hier unsere nächste Aufgabe, die Bilder, welche in der Weise des Gegensatzes das Gedicht vorführt, uns deutlich vor die Seele zu stellen. Da sehen wir droben auf dem Berge eine Kapelle, drunten im Thal einen Hirtenknaben, die Kapelle schaut still ins Thal hinab, der Knabe im Thale singt frohe Weisen, die grünende, blühende Wiese und der murmelnde, klare Quell erhöhen das Bild der Lust und des Lebens. Nun läßt auch die Kapelle ihre Stimme vernehmen, ihr Mund ist das Glöcklein. Des Knaben Sang tönte froh und hell, das Glöcklein tönt traurig. Und wie des Knaben Lied des Baches Rauschen, so begleitet das Läuten des Glöckleins der schauerliche Leichenchor. Dies Eine Wort legt mit Einem Schlage über das Bild einen trüben, dunkeln Schleier. Der Leichenchor ist der Chorgesang der Leute, die mit Singen und Beten den Todten zum Grabe geleiten. Der Chor tönt schauerlich, indem er den Hörenden mit einem unbestimmten Gefühl des Schmerzes, der trüben Ahnung erfüllt. Vor dem Leichengesang und Glockenklang verstummt auf einmal des Knaben Lust und Lied. Die Kapelle schaute still ins Thal hinab, nun wird auch der Knabe still und schaut und lauscht empor. (Lauschen bezeichnet das gespannte und heimliche Aufmerken des Ohres.) Und was er hört, das sagt der Dichter im letzten Verse, dessen Sinn und Zusammenhang ist: das kündet dir des Glöckleins Stimme und der Grabgesang. Und wie der erste und zweite Vers in Gegensätzen sich bewegte, so klingt auch in dem letzten ein solcher aus den Worten: die sich freuten in dem Thal. Die Wiederholung: Hirtenknabe, Hirtenknabe! läßt den Ernst, die Dringlichkeit, den Schmerz der Mahnung uns um so tiefer empfinden. Daß auch der Klang der Laute den innern Gegensätzen gemäß ist, kann eine Vergleichung der Verse lehren: Drunten singt bei Wies' und Quelle froh und hell der Hirtenknab; und: traurig tönt das Glöcklein nieder, schauerlich der Leichenchor.

2. Aus der Betrachtung dieser Bilder und Gegensätze ergiebt sich nun ohne Weiteres die Bedeutung des Liedes, es soll den Gedanken uns vor Augen stellen, wie nahe überall auf Erden der Schmerz neben der Lust, die Trauer neben der Freude, der Tod neben dem Leben steht. Wollten wir aber fragen, warum der Dichter zur Veranschaulichung dieser Idee gerade einen Knaben gewählt, so könnte die Antwort sein: weil dadurch der Gegensatz verschärft wird (die altersgraue Kapelle, der junge Knabe) und der Gedanke dadurch um so entschiedener hervortritt: auch den jungen Knaben kann, wer weiß wie bald, das Loos treffen, daß ihm der Leichenchor das Grablied singt; oder: weil in diesem Alter, das zwischen der ernsten Lebensanschauung und den strengen Lebenszwecken des Mannes und der unbewußten Kindheit mitten inne steht, die ungetrübte Fröhlichkeit, der unbefangene Genuß des Lebens und seiner Freuden vorzugsweis sich findet. —

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Die hier in Umrissen angedeutete Gegend zu beschreiben — die Idee des Gedichtes auszuführen — dies Gedicht zu vergleichen mit einem der hiernächst genannten.

4. Dasselbe Thema in verwandter Weise behandelt J. Kerner in dem Gedicht: der Wanderer in der Sägemühle — und Scheuerlin

in dem Gedicht: der Tannenbaum. Das letztere, weil minder zugängliche, wollen wir hier mittheilen.

Der Tannenbaum.

1. Der Tannenbaum steht schweigend
Einsam auf grauer Höh';
Der Knabe schaukelt im Nachen
Entlang den blauen See.

2. Tief in sich selbst versunken
Die Tanne steht und sinnt; —
Der Knabe kost die Welle,
Die schäumend vorüber rinnt.

3. Du Tannenbaum dort oben,
Du alter, finstrer Gesell,
Was schau'st du stets so trübe
Auf mich zu dieser Stell'?

4. Da rühret er mit Trauern
Der Zweige dunkeln Saum
Und spricht in leisen Schauern
Der alte Tannenbaum:

5. Daß schon die Axt mich suchet
Zu deinem Todtenschrein,
Das macht mich stets so trübe,
Gedenk ich, Knabe, dein!

5. Die Kapelle, von welcher unser Gedicht redet, ist die Wurmlinger Kapelle, auf einer Höhe unweit Tübingen gelegen. Sie hat eine köstliche Lage und bietet eine wundervolle, freie Aussicht in das Neckarthal. Auch Lenau hat ihr ein schönes Gedicht gewidmet („die Wurmlinger Kapelle." S. 93.). Und G. Schwab hat die Sage ihrer Entstehung in anmuthiger Weise besungen. Wir wollen ihn hören.

Von Calw Graf Anselm lag am Tod,
Ein stark und frommer Grafe,
Er ging mit vollen Sinnen ein
Zum allerletzten Schlafe.

Er prüfte mit den Augen so hell,
Als zög er hinaus aufs Jagen,
Er sprach mit seiner Zunge so klar,
Als rief er im Feld zum Schlagen.

Er sprach: ich kann durchs Fenster sehn
Den Kirchhof mit den Steinen,
Die Sonne mag ihn mit ihrem Licht
Nicht einmal Jahrs bescheinen.

Ich habe gelebt auf Bergen frei
In Schlachten und in Siegen,
Ueber Berge zog ich ins heilige Land,
Auf Bergen möcht' ich liegen.

Es ist vergangen kein einziger Tag,
Daß ich nicht zog in die Ferne,
Ich führ' als Tod in die weite Welt
Noch einmal gar zu gerne.

So spannt vor einen Wagen bald
Ein tüchtig Paar von Stieren,
Die schickt mit meinem Sarg hinaus,
Doch keiner soll sie regieren.

Und wenn sie halten auf einem Berg,
Macht dort mir ein Grab zur Stelle,
Und baut zu Gottes Ehren auf
Eine heilige Kapelle.

Und als der Graf verschieden war,
That man nach seinem Willen,
Auf schwarzem Wagen zwei schwarze Stier'
Ziehn steinernen Sarg im Stillen.

Sie ziehen mitten durchs Ackerfeld,
Es will es keiner wehren,
Der Pflüger weicht und betet fromm
Dem todten Herrn zu Ehren.

Sie zieh'n vom Morgen bis zur Nacht,
Und wieder bis zum Morgen,
Da machen sich die Diener auf,
Zu suchen und zu sorgen.

Sie fragen nach der irren Spur
Mit Worten lange, mit Blicken,
Bis sie auf einem steilen Berg
Fern das Gespann erblicken.

Der Berg ragt wie ein Thurmesdach,
Dahin sie ihn getragen,
Die Stiere brachten ihn wohl hinauf,
Der Sarg fiel nicht vom Wagen.

Die Diener stellen sich um den Sarg,
Sie singen zu Gottes Preise,
Daß er so wohl gelingen ließ
Dem Herrn die letzte Reise.

Von vielen Dörfern tönt herauf
Ein frommes Grabgeläute,
Die Berge glüh'n in der Sonne Gold,
Als ob sie ihm Blumen streute.

Und wie den Sarg man öffnet noch,
Des Grafen Aug' ist offen,
Als hätt' ihn Berges Luft und Licht
Mit weckender Macht getroffen.

Auch liegt der Abendsonne Schein
So roth auf Lippen und Wangen:
Es war, als wäre der bleiche Tod
Vor seinem Strahl vergangen.

Doch senkten ihn die Diener ein
Nach seinem Wunsch, zur Stelle,
Als Grundstein weihten sie den Sarg
Zur heiligen Kapelle.

Von drunten kommen auf deren Klang
Seitdem viel Todte, zu schlafen,
Das ganze, tiefe Dorf will ruh'n
Auf hohem Berge beim Grafen.

---

31. Das Wasser.

(Von Schubert.)

In dem Wasser stellt sich uns im Spiegel der Natur das Bild einer guten Hausmutter dar. Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Thiere dahin sterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses herumwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen Noth thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von Neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Felshöhen: denn ebenso wie die Luft ins Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser, in luftiger Gestalt, in die Atmosphäre ein und giebt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, dahin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden; dort kommt es nur wenig hin, die Luft ist da wasserleerer als anderwärts.

Wie im Schooße der Mutter sind im Wasser die zartesten, feinsten Thierarten verwahrt und geborgen: die Polypen, welche die Korallengebäude

anlegen, und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibenthiere (Quallen). Ueberhaupt darf man sagen, daß die unvollkommensten Anfänge des Thierreiches, aus denen die höheren, vollkommneren Gestaltungen der Landthiere gleichsam erst ausgeboren werden, im Mutterschooß des Gewässers beschlossen sind.

Wasser giebt es freilich viel auf Erden; denn mehr als drei Viertheile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen wie die Luft, die sie athmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam gesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommnere Landthier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hülfe derselben das aufsuchen kann, was ihm fehlt; und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen des peträischen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser verhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders als bei den Thieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen, sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegen kommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen: der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Muttermilch. Der zarte Säugling — wie übel wäre er daran, wenn er seine Nahrung selber aufsuchen müßte, er, der noch nicht stehen, nicht gehen kann, sondern in seinen Windeln es erwarten muß, daß die Mutter ihn tränkt! Und er darf nicht vergeblich harren, die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger ihn zur Mutter.

Gleichwie dem Säugling ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens bringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern wie die Milch dem neugebornen Kinde, genügt vielen Gewächsen das dampfförmige Wasser, das neben der andern luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Hausmutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin; wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer

seines Kulturtriebes oder aus Barbarei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche, ohne Auge und Ohr, ohne jeden erkennenden Sinn für die Mutter, die sich ihr nahet, Nichts zu thun vermag, als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut — so kann sich selbst hier die Liebe dieser Mutter nicht verleugnen: jene Fürsorge, die all ihrer Geschöpfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigener Kraft erfassen können, so sendet Er, der allen ihr Wesen gab, seinen hülflosesten Geschöpfen das, was ihnen Noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

„Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht."

---

1. I. Die vorstehende Beschreibung stellt das Wasser unter einem Bilde dar, das sie bis ans Ende festhält, nämlich unter dem Bilde einer Hausmutter. Die Hausmutter ist überall geschäftig, und sie sorgt für alle. Das sind die beiden Punkte, auf welche die Vergleichung hinausläuft. Der Verfasser stellt die Vergleichung als das Thema gleich an die Spitze. Dann ohne weitern Umschweif, jedoch vorerst ohne directe Beziehung auf das Bild, sagt er, was ohne es die Erdoberfläche sein würde, danach was durch sie aus ihr wird. Die Erdoberfläche würde ohne das Wasser „zur Einöde werden", das schließt ein Doppeltes ein, nämlich das Pflanzenreich und sodann das Thierreich; dies fügt zu näherer Bestimmung der Satz hinzu: „ohne dasselbe würden alle Gewächse ꝛc." Hierauf wird, was dem Wasser die Erde verdankt, gesagt, doch nun in dem Bilde, welches zuvor angekündigt worden. Es wird zuvörderst dies Bild selber, in dem wir die Sache sehen und verstehen sollen, nach der einen Seite näher ausgeführt. Eine gute Hausmutter hieß es vorher, hier: eine sorgsame Mutter. Was thut die? sie ist nie müßig, sie wandelt (nicht geht, noch weniger läuft — wandelt ist das gewähltere Wort und für bedachtsamere, gleichmäßige Bewegung) beständig umher, in allen Räumen ihres Hauses. Dies ist die allgemeine Bezeichnung, welche auch die Ausdehnung in Länge und Breite einschließt, während danach von der die Rede ist, auf welche es in unserm Zusammenhang vorzugsweis ankommt, von Höhe und Tiefe. Sie steigt bald hinab zum Keller, bald zum Speicher des Oberbodens. Speicher ist der Kornboden, auf welchem das Getreide aufgesammelt, aufgeschüttet wird. Vergl. aufspeichern. Nun wäre dies unaufhörliche Wandeln und Steigen nichts, ohne den Zweck, daher der Zusatz: „um alle die Ihrigen ꝛc. zu versehen." Hier absichtlich noch so allgemein: all' die Ihrigen, um den Raum nicht der Hauptsache zu entziehen. Die Anwendung, wenn auch in der Satzordnung etwas abweichend, entspricht in der Sache trefflich dem Vordersatz. Die Hausmutter wandelt, steigt, um zu versehen: das Wasser strömt, steigt, nun kommen die Erfolge dieser auf- und ab-

wärtsgehenden Bewegungen, in dem: es träufelt als Thau, ergießt sich als Regen ꝛc. — es hätte dies, dem Vorigen gleichartig, eben auch mit „um“ angeschlossen werden können. Das Wasser mußte, zum Unterschied von dem Meere, das gleich darauf genannt wird, hier bezeichnet werden als das Wasser der Erde. Die Anwendung beginnt nicht mit den ersten Anfängen des Wassers in den kleinen Quellen, darum weil dies zu dem Bild der Hausmutter, welches doch dem Ganzen zu Grunde liegt, nicht wohl passen würde; der Verfasser beginnt deshalb mit dem in Fluß und Bächen strömenden Wasser (darum auch dies Wort voran). Das Strömen schließt die Vorstellung der größeren Wassermenge und des schnelleren Laufes ein. Nach kurzem Verweilen — auch dies ist ein Zug der Aehnlichkeit mit dem Schaffen der Hausmutter. Träufelt (als Thau) — ergießt sich (als Regen); diese beiden Verba verhalten sich ähnlich zu einander, wie das Rinnen, was bald folgt, zu Strömen; das Träufeln bezeichnet geringere Mengen und eine gelindere, langsamere Bewegung, als das Ergießen. Ueber das durstende Land — mit diesem Einen Wort werden wir erinnert an das, was des Wassers vor allen bedarf und wie's erquickt; weiter ist dieser Umstand ausgeführt in dem späteren Satze: indem es seine nährenden Gaben ringsumher vertheilt u. s. Sammelt sich auf dem waldigen Hügel oder auf dem kühlen Gebirge — warum hier die Beifügungen kühl und waldig? nicht des bloßen Schmuckes wegen, sondern (wie III. b. 2. ausgeführt ist) weil die Kühle des Gebirges und die Waldigkeit des Hügels Quell und Bach erzeugen. Zum Quell oder Bach — nicht so zu verstehen: auf dem Gebirge die Quelle, auf dem waldigen Hügel der Bach, sondern beides entsteht auf beiden. Die sorgsame Mutter des Hauses versieht alle die Ihrigen mit dem, was ihnen Noth thut — das Wasser vertheilt seine nährenden Gaben ringsumher (auf Höhen und Tiefen, in Nähe und Ferne). Der Zusatz nährende giebt einen wichtigen, zugleich das Bild erweiternden Umstand hier gleich im Voraus ergänzend hinzu. Die Zielorte der Wanderung waren im Bilde: alle Räume des Hauses, Keller, Oberboden, in der Anwendung: das Meer, die Luft, das Land, Gebirge und Hügel, die Tiefe. Diesen Gegensatz von Hoch und Tief setzen die folgenden Sätze noch fort, und in eigenthümlicher Weise. Es nimmt nämlich die ganze Abhandlung nicht Rücksicht auf den Dienst, den das Wasser dem Menschen leistet, nur einmal wird es in seiner Verbindung mit menschlicher Thätigkeit aufgefaßt, aber nur in einem Stück, wo es derselben hindernd entgegentritt, nämlich in dem Satz: das Wasser folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Felshöhen. Doch verläßt diesen Umstand der Verfasser alsbald, und bleibt bei dem letzten, dem Aufwärtssteigen, stehen, welches er durch eine Vergleichung mit der Luft noch näher erläutert. Die Luft dringt ins Wasser ein — so drängt sich das Wasser, in luftiger Gestalt, in die Atmosphäre ein. Luft und Atmosphäre — unterscheiden sich so, daß das letztere der engere Begriff ist und die Luftschichten bezeichnet, welche den Erdball wie eine Hülle (bis c. 10 Meilen) umgeben, und in denen auch wir leben. Sehr schön ist der Ausdruck: die Luft versenkt sich in das Wasser. Mit

den Worten: in die Atmosphäre ein, könnte der Satz abschließen, der Verfasser nimmt aber hier Veranlassung, noch ein Wort von der nährenden Gabe zu sagen, die das Wasser den Bewohnern dort oben mittheilt und so das Bild von der sorgsamen Hausmutter an dieser Stelle in anmuthigster Weise weiter zu führen: es giebt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges (der kahlen Felshöhen) in reichster Fülle zu trinken. Und schließlich steigt der Verfasser noch eine Stufe höher, bis dahin, wo kein Kraut mehr ꝛc., wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, nämlich weil sein Durst daselbst keine Befriedigung findet. Das Bild hat die Darstellung bis hierher immer im Auge behalten, aber das Wort selber noch nicht wieder genannt, es ist angemessen, auch dies schließlich noch einmal in Erinnerung zu bringen, daher: scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen ꝛc. So schloß denn der erste Abschnitt (aber gleich einer sorgsamen Mutter ꝛc. ꝛc.) mit der Tiefe, die überhaupt in dem ganzen Perioden die vorwiegende Richtung ist; der zweite Abschnitt (das Wasser folgt dem Bergmanne ꝛc.) steigt aufwärts bis zu den Grenzen seines Reiches, seiner Sorgen. Nur da, wo kein ꝛc. Es ist in diesem Satz zuerst gesagt, was sich da oben nicht mehr findet, dann warum nicht (in den kalten Höhen), dann (mit einer anstreifenden, ausmalenden Erinnerung an den Menschen; wie im Anfang des vorigen Satzes) was und wer da noch gesehen wird. Nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger — warum das Adj nicht zum ersten schon? das letztere ist mit mehr Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, als das erstere. Von diesen höchsten Höhen, die so selten ein menschlicher Fuß betritt und ein menschliches Auge verweilend betrachtet hat, läßt sich völlig Gewisses nicht sagen, daher: scheint das Wasser seiner ꝛc.

II. Dieser Abschnitt redet, was bisher bestimmt noch nicht geschehen, von den Thieren, und zwar zuerst von den Wasserthieren (a.), dann von den Landthieren (b.). In ersterer Rücksicht beschränkt sich der Verfasser, ohne die unermeßliche Menge der Wassergeschöpfe in die Betrachtung zu ziehen, auf eine, die niedrigste Stufe derselben, die Quallen und Polypen. Sie dienen ihm dazu, zu dem Hauptbilde einen trefflichen Beitrag zu gewinnen. Die kleinsten ihrer Kinder, weil sie die zartesten sind und der Schonung und Pflege am meisten bedürfen, nimmt die Mutter auf ihren Schooß und verwahrt und hütet sie da. So das Wasser: die zartesten und feinsten Thierarten hält es in seinem Schooße verwahrt und geborgen. Fein bezeichnet sie von Seiten der geringen Masse und Dicke, zart von Seiten der Schwäche und leichten Verletzbarkeit. Verwahrt und geborgen: beide Verba bezeichnen das Behüten und Beschützen, mit dem Unterschiede, daß dem Verwahren die Vorstellung des Einschließens in einen Ort, dem Bergen die Vorstellung des Sicherns vor schädlichen Einflüssen, Eindrücken von Außen zu Grunde liegt. Hieran schließt sich ein allgemeiner Gedanke, von den eigentlichen Wasserthieren zu dem Thierreich im Ganzen übergehend: die unvollkommensten Anfänge im Thierreich überhaupt (zu welchen ja Polypen und Quallen mitgehören) finden sich im Wasser; doch heißt es, im Anschluß an das Hauptbild: **im Mutterschooß des Gewässers beschlossen.** Der Verfasser giebt

damit seine Ansicht, seine Anschauung der Sache, daher: man darf sagen, daß rc., und daher später: gleichsam erst ausgeboren werden; denn es geht nicht in der Wirklichkeit diese Entwicklung und weitere Ausgestaltung des Thierreiches so vor sich, wie der Verfasser hier beschreibt. Die vollkommneren Gestaltungen der Landthiere, das kann heißen: Gestaltungen, nämlich der Landthiere, oder: Gestaltungen, wie sie unter den Landthieren durch allmählige Entwicklung zur Erscheinung kommen, so also, daß nicht alle Landthiere diese Vollkommenheit der Bildung an sich tragen; das Erstere ist vorzuziehen. — Mit der letzten Bemerkung ist der Uebergang vermittelt zu den Landthieren, von denen demnächst die Rede ist. Auch hier beschränkt sich der Aufsatz, manches Andere bei Seite lassend, auf einen bestimmten Gesichtspunkt, der an das Vorige anschließt: die Wasserthiere haben das Wasser überall, denn sie leben drin, die Landthiere müssen's oft weit suchen. Diesem Gedanken geht, ungesucht, voraus eine Angabe über das Verhältniß des Wassers zur Erde und seine Menge, welcher indeß mit dem unmittelbar vorhergehenden Satze in einer Verbindung nicht steht. Der Verfasser nennt Meere und Ströme, als die größten, Seen und Sümpfe als die stehenden Gewässer; dennoch kommt rc. Es kommt den Landthieren nicht so von selber entgegen — auch dieser Ausdruck wiederum erinnert an das Bild von der Hausmutter und giebt die Ergänzung zu dem Obigen. Nun könnten hier gleich die Beispeile angeschlossen sein; aber der Verfasser fügt erst eine Begründung des vorigen Satzes ein. Sie müssen's in weiter Ferne suchen? haben die am Meere wohnen, nicht Wasser in Ueberfluß? und schwebt nicht in der Luft dampfförmiges Wasser in Menge? Darauf enthält der Satz mit: denn das dampfförmige rc. die Entgegnung. Alle Glieder dieses Doppelsatzes entsprechen einander: die Subjecte, die Adjectiva, die Relativsätze, Prädikate und Verba. Und nun, nachdem ein möglicher Einwand beseitigt ist, kommt die Ausführung der Beispiele zu dem Vorigen recht. Sie spricht erst allgemein vom Vogel und vollkommneren Landthier, dann von Einzelnen, der Schwalbe, der Gazelle. So wird dem Verfasser dieser Umstand wieder zum trefflichen Mittel, die Weisheit der Hausmutter anzudeuten, die nicht alles den Ihrigen von selber in die Hände liefert, was ihnen noth thut, sondern sie zwingt, ihre eignen Kräfte zu brauchen, daß sie's erlangen. Zu dem: Und in wenig Minuten rc., vgl. N. 35. Schwalbe und Gazelle, welche Aehnlichkeit haben sie? beide sind Thiere von schnellster Bewegung (schnellstem Flug und Lauf), beide leben in den heißesten, wasserärmsten Gegenden (petr. Arabien — Afrika), beiden giebt die sorgsame Hausmutter, was ihnen noth thut; (in der Lache — dem Regen) doch nicht von selber, sie müssen sich's holen, und dazu haben sie den Instinkt (den Natursinn) erhalten, der sie dahin treibt, wo sich findet, was sie bedürfen. In wenig Minuten ist die Schwalbe angelangt — dieser Umstand ist bei der Gazelle nicht in ähnlicher Form ausgeführt, er liegt aber in der Beifügung: die schnellfüßigen, eingeschlossen. Jeden Morgen, wie jeden Abend finden sie rc. erinnert wieder an das Bild von der Hausmutter, die all die Ihrigen an den Tisch versammelt und ihnen Speise und Nahrung giebt. — So war's nun mit den Wasser- und

mit den Landthieren. Die Landthiere müssen sich das Wasser oft erst mit Mühe und in weiter Ferne suchen. Wie wird's nun sein mit den Pflanzen? darauf antwortet der letzte und ausführlichste Abschnitt.

III. a. Die Pflanzen sind noch viel schlimmer daran, als die Thiere: 1. sie können nicht von ihrem Orte weg, um nach dem Wasser zu suchen (s. v. das Wasser muß von ihnen — den Landthieren — oft weit ꝛc. gesucht werden); und sie müssen (in Folge dessen) es abwarten ꝛc.; und doch 2. bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Thiere. Der letztere Satz schließt, da er einen Vergleich enthält, ein Doppeltes ein, die Begründung desselben muß daher auch in zwei Theilen bestehen und zuerst von den Thieren, dann von den Pflanzen reden. Von den Thieren werden, nachdem der allgemeine Gedanke vorausgeschickt ist (sie finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ꝛc.), nur zwei Beispiele genannt, das eine von den fleischfressenden, das andere von den pflanzenfressenden, das eine von den Vögeln, das andere von den Säugethieren; von jenen wird ein Familienname angegeben (Raubvogel), von diesen, wahrscheinlich der Deutlichkeit wegen, zwei Arten (Stier und Gemse) einer Familie (der Zweihufer oder Wiederkäuer). Stier und Gemse — warum gerade diese beiden Thiere? weil in ihnen der Gegensatz des Starken und Zarten, des Großen und Kleinen, des Langsamen und Schnellbeweglichen, der zu dem Hauptgedanken in naheliegender Verbindung steht, deutlich hervortritt. Warum aber sind Stier und Gemse an letzter Stelle genannt? Die durch sie veranlaßte Erwähnung der Kräuter giebt den Uebergang zu den Pflanzen, von denen demnächst zu reden ist. Auch die Thiere können des Wassers nicht gänzlich entbehren, denn ihr Futter enthält nur zum Theil durststillende Säfte; die Pflanzen aber haben in dem Wasser nicht blos ꝛc. ꝛc. Das Wasser ist ihnen, was dem Säugling die Muttermilch. Indem nun dieses schöne Bild weiter ausgeführt wird, kehrt damit die Darlegung zugleich zurück zu dem Gedanken, von dem sie (dieser Abschnitt) ausging (s. o.). Wie übel wäre der Säugling daran, wenn er sich seine Nahrung selber aufsuchen müßte — eben so übel, als die Pflanze. Aber es ist für beide gesorgt.

III. b. Das Wasser, hieß es oben, müsse den Pflanzen, die nicht nach ihm suchen können, entgegenkommen. Wie geschieht das nun? Zunächst von unten (das flüssige Wasser des Bodens ꝛc.), dann von oben (vielen Gewächsen genügt das dampfförmige Wasser ꝛc.). Der letztere Umstand bringt Anlaß, das Bild von dem Säugling, dem die Milch sein Hauptnahrungsmittel ist, von andrer Seite wieder aufzunehmen, und erinnert zugleich an eine frühere Stelle (unter II. b.: das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht). Vielen Pflanzen genügt das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, für alle ist das Wasser, das aus der Luft herab, von ihnen angezogen, ihnen „entgegenkommt", sich in Quell und Bach und Regen sammelt. Dieser Gedanke wird eingeführt durch das wieder aufgenommene Bild von der Hausfrau, die, während sie oben als die für alle die Ihrigen sorgende und schaffende aufgefaßt war, hier als die Mutter dargestellt wird, welche die Liebe treibt, ungerufen und von selber ihrem Säugling zu nahen und

Nahrung darzubieten. So wird hiermit das schöne Bild vollendet und abgeschlossen. Bemerkenswerth ist der treffende schöne Wechsel des Ausdrucks: Wald — reiches Grün — pflanzenreiche Gegend — Wälder und Gebüsche. Wo viel Wald und reiches Grün 2c. ein Gegenbild hierzu böten auch die Gegenden und Länder, die von Natur wenig Wald und Grün oder gar keines haben, aber dies würde in unsern Zusammenhang nicht passen (vgl. I. Anfang und Schluß). Zugleich gewinnt der Verfasser, indem er den schädlichen Einfluß der menschlichen Hand mit hereinzieht, den Vortheil, eine Eintönigkeit der Darstellung zu umgehen und eine neue wichtige Belehrung einzuflechten. Den Kulturtrieb werden wir auf das Bestreben, Ackerland zu gewinnen, die Barbarei auf die rohe Leidenschaft des Zerstörens und Vernichtens zu beziehen haben. Beraubt — denn sie gehörten ihnen eigen und waren ihnen zum Segen. Das Land wird zur dürren Einöde — hiermit schließt die Entwicklung ihren Gang ab und endet mit einem Wort, das bedeutsam auf den Ausgangsgedanken I. Satz 2.) zurückweist.

III. c. Der Schluß giebt dem Ganzen die ausdrückliche religiöse Wendung und Weihe, welche, auch ohne Nennung des Namens Gottes, der Darstellung überall deutlich durchscheinend zu Grunde lag. Die Pflanze hat nicht Auge, nicht Ohr, es fehlt ihr jeder erkennende Sinn (dies ist der allgemeine Begriff, der nicht auf das Geistige zu beschränken) sie ist das hülfloseste Geschöpf, sie kann nichts thun, als 2c. Aber selbst an ihr (zu geschweigen der Thiere, der vollkommnern Thiere, des Menschen) kann sich die Liebe dieser Mutter nicht verleugnen (d. h. sie kann nicht wider ihre Art, ihr Wesen thun); jene Fürsorge, die 2c. — mit dieser Apposition geht die Rede unmerklich von dem Bilde zur Person, von dem Element zum Schöpfer über, was — nach einem vorausgeschickten schönen Bilde von der Fürsorge des Adlers für seine hülflosen und schwachen Jungen —*) noch bestimmter ausgesprochen ist in dem Schlußwort: so sendet Er, der Allen ihr Wesen gab 2c.

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Lob des Wassers — das Wasser im Dienst des Menschen — das Wasser (ein Räthsel)**) — das Blut — das Licht — die Milch — das Gewitter — die Erde als Hausmutter — die Zeit — die Uhr.

3. Gotthilf Heinrich von Schubert ist geboren 1780 zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge, war Arzt in Freiberg, Schuldirector in Nürnberg, Professor der Philosophie und Naturwissenschaften in Erlangen,

*) Wie ein Adler sein Gefieder über seine Jungen streckt, also hat auch hin und wieder mich des Höchsten Arm bedeckt. (P. Gerhard.)

**) Ich kenn' ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut,
Du hörst von fern sein Rauschen.
Viel Gäste spielen drin umher,
Von diesen wirst du nimmermehr
Nur einen Ton erlauschen.
Es wandelt stets von Ort zu Ort,
Die Gäste wandeln mit ihm fort,
Dies Haus sollst du mir deuten. (Simrock, Räthselbuch I. S. 7.)

dann seit 1826 Professor in München, und lebt gegenwärtig im Ruhestand mit dem Titel eines geheimen Hofraths in München. Er ist in allen deutschen Landen bekannt und beliebt und berühmt durch seine vorzüglichen, im Ton einer edlen, ungefärbten Popularität gehaltenen und von einem klaren, milden, echt christlichen Geiste durchdrungenen Erzählungen und naturwissenschaftlichen Schriften. Er schrieb u. A. Spiegel der Natur (daraus das obige Stück), Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, allgemeine Naturgeschichte, die Geschichte der Natur, Erzählungen, Geschichte der Seele, und zuletzt seine Biographie unter dem Titel: Erwerb aus dem Diesseits für das Jenseits.

4. Unserm Stück geht in dem genannten Buche eine Abhandlung voraus über die Luft, die wir schließlich hier mittheilen.

Die Luft.

Was Jedes haben muß,
Das giebt's im Ueberfluß.

Wenn man unter uns Menschen eine Umfrage darüber halten wollte, was Jeder zu seines Lebens Unterhalt bedürfe, dann würde die Antwort darauf sehr verschieden ausfallen. Der reiche, an hundertlei Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnte Bewohner der Städte würde meinen, er könne nicht leben ohne mehrere Gerichte von Fleisch und Zuspeise, Wein und Bier, nicht aushalten ohne für die Zeit der Ruhe seine Matratzen und Polster, zu seiner Bedeckung Pelzwerk oder seidnes Gewand, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt ein schön verziertes Zimmer zu haben. Der arme Bewohner unserer Gebirgsdörfer giebt es freilich viel kleiner zu, er ist zufrieden, wenn er nur Brot und Kartoffeln, an den Werktagen Wasser und etwa an Feiertagen einen Trunk Bier zur Stillung seines Hungers und Durstes hat. Auf seinem Strohpolster schläft er fester als der Reiche; unter dem leinenen Kittel schlägt ihm sein Herz ebenso fröhlich, ja oftmals fröhlicher, als dem vornehmen Manne unter dem Ordensband.

Wenn aber nun diese Beiden, der arme Gebirgsbauer und der verwöhnte Städter, mit einander auf einem Schiffe führen, und das Schiff scheiterte, sie jedoch retteten sich auf einen Felsen im Meer, wo es Nichts zu essen und zu trinken gäbe, so würden sie dennoch, in Hoffnung auf das rettende Boot, das ihnen, wenn auch erst nach etlichen Tagen, vom Lande her zu Hülfe kommen sollte, vergnügt und froh sein, denn sie hätten doch da, auf dem frei über das Wasser hervorragenden Felsen, Etwas, das zur Erhaltung des Lebens nothwendiger ist, als Speisen und Getränke, Betten und Kleider: die Luft, welche kein Mensch, er sei reich oder arm, jung oder alt, auch nur zehn Minuten entbehren kann.

Bei den Thieren fällt die Verschiedenheit der Dinge, an welchen jede Art ihr Belieben hat, noch viel mehr in die Augen. Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten voll der köstlichsten Früchte und Gemüse, auf einer Wiese voller Klee und Gras verhungern: sie begehren frisches Fleisch und Blut zu ihrer Nahrung und müssen die Sättigung

oft weit umher und mit Mühe suchen, welche das Lamm in seinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet; der Storch zieht das Fleisch der Frösche, der Eidechsen und Schlangen, der Feldmäuse und Heuschrecken jeder andern Kost vor; sein Vetter, der Kranich, lobt sich dagegen den Genuß der grünen Saat wie der Saatkörner, junger Erbsen und nebenbei der Insekten. Die stachlichen Gewächse, an denen das Kameel in seiner armen Wüste sich vergnügt, würden, wenn sie bei uns wüchsen, weder Roß noch Hirsch ernähren; der mächtige Wallfisch sättigt sich an den Weichthieren und Gallertthieren des Meeres, an denen der gefräßige Haifisch und mancher viel kleinere Raubfisch vornehm, ohne anzubeißen, vorüberschwimmt. Und so ist der Geschmack an den oder jenen genießbaren Dingen bei den Thieren fast so verschieden, als ihre Art und Gestalt, ihr Wohnort und Vaterland es sind: ein Element des Unterhaltes aber giebt es, welches sie ohne Ausnahme alle begehren, ohne welches der Löwe eben so wenig als die Maus, der Hirsch eben so wenig als die Schnecke leben kann, das ist die Luft, welche nicht, wie Speise und Trank, erst in den Magen und in die Eingeweide eingeführt und hier zum Nahrungssaft werden muß, um dann weiter ins Blut zu gehen, sondern auf geradem Wege unmittelbar zu diesem Quell des leiblichen Lebens sich hinabsenkt. Alle Thiere — sie mögen einen Namen haben wie sie wollen, sie mögen bei den Kräutern des Feldes und Waldes oder bei der Fülle des thierischen Fleisches, im Meer oder auf dem Lande in die Kost gehen — müssen athmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Aber gerade von jenem unentbehrlichen Element, das die Thiere wie die Menschen zu ihrem Leben und Bestehen haben müssen, nicht nur etwa gern haben möchten, gilt das am meisten, was das alte Sprichwort besagt:

„Wo unsre Kraft ist viel zu klein,
Stellt Hülfe sich von selber ein."

Müßten die Leute in Neapel, welche meinen, sie könnten im Sommer keinen Tag hinbringen und vergnügt sein, wenn ihnen nicht über die Meeresbucht herüber, aus den Schneegruben des Gebirges frisches Eis zugeführt würde, so lange auf die frische Luft, die mit jedem Athemzug in ihre Lungen bringt, warten, als auf das frische Eis, da würde es bei ihnen mit dem Vergnügtsein wie mit dem Leben bald ein Ende haben. Ja, wenn der schnellste Vogel so weit danach fliegen müßte, um einen frischen Athemzug zu thun, als nach einem Trunk aus dem Bache, der am Walde vorbeifließt, so würde er schon auf halbem Wege erstickt sein. Aber eben für diese, nicht nur tägliche oder stündliche, sondern in jedem Augenblick sich erneuernde Noth ist im großen Haushalt der Natur am gründlichsten und ausreichendsten gesorgt. Denn Luft ist überall, wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugebornen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Oeffnungen am dicken Ende der Schaale den Zugang schon zu dem Küchelchen im Ei; sie senkt sich hinab ins Wasser

bis zum tiefsten Grund des Meeres und wird da von den Wasserthieren eingeathmet; in alle Höhlen und offnen Gruben der Erde, ja selbst in das Innere der Pflanzen- und Steinkörper dringt die Luft hinein und erfüllt dieselben.

So erinnert uns die Luft, welche alles Lebende umfasset und durchdringet, wie ein Bild im Spiegel an eine allerhaltende Fürsorge, in und durch deren Walten alles Geschaffene bestehet, in deren schöpferischem Vermögen wir alle leben, weben und sind.

Ein anderes Bild im Spiegel der Natur, das Bild einer guten Hausmutter, stellt sich uns in dem Wasser dar rc. S. o.

---

32. Der Pilgrim vor St. Just.

(Von A. Graf v. Platen-Hallermünde.)

„Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
„Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!
„Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
„Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
„Bereitet mir, was euer Haus vermag,
„Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
„Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
„Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
„Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
„Mit mancher Krone ward's bediademt.
„Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
„Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
„Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
„Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich."

---

1. Der Pilgrim, den wir in diesem schönen, feierlich erhabenen, durch Reinheit und Wohlklang der Form ausgezeichneten und auch durch seine Kürze außerordentlich wirksamen Gedichte reden hören, ist Kaiser Karl V., der, im Jahre 1521 zum Kaiser über Deutschland erwählt, 1556 die Regierung niederlegte und 2 Jahre danach starb. In der Abschiedsrede, mit welcher er in Brüssel vor den versammelten niederländischen Ständen die Regierung dieses Landes in die Hände seines Sohnes Philipp legte, erwähnte er, daß er seit seinem 17. Jahre alle seine Zeit und Kraft auf die Regierung seiner Reiche und wenig Zeit auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe; da er allenthalben mit eigenen Augen habe sehen wollen, so sei seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen. An dieses Wort mögen wir beim Lesen der Ueberschrift uns erinnern, vielleicht hat auch der Dichter dabei desselben gedacht. Seine Pilgerschaft ist nun zu Ende, er legt seinen Stab nieder und den müden Leib, in den stillen Mauern eines Klosters, ferne von der Welt Getümmel und Streit,

will er ruhen und sterben. Das Kloster, in dessen Nähe er eine kleine Wohnung bezog, die jedoch mit dem Kloster in enger Verbindung stand, so daß er durch einen verdeckten Gang in die Kirche desselben gelangen konnte, war ein Hieronymitenkloster St. Just bei Placencia in Estremadura.

2. Nacht ist's und Stürme sausen für und für. Es ist ein trübes, schwermüthiges Bild, das das Gedicht vor unsern Augen entfaltet: ein einsames, stilles Kloster, ein Bild des Todes, ein Mann davor mit gebeugtem Haupte und gebleichtem Haar und gebrochenem Herzen, und dazu, gleichwie ein Spiegel seiner Seele, eine dunkle, sternenlose, stürmische Nacht. Aber dieser letztere Zug gewinnt noch einen tieferen Hintergrund, wenn wir ihn als Abbild betrachten der Stürme in der Menschenwelt, an welchen der müde Pilger ein ganzes Menschenalter hindurch mitstreitend und mitleidend Theil genommen und vor denen er nun hinter des Klosters schützende Mauern entflieht. Und konnte seine Seele der Ahnung sich verschließen, daß die Stürme noch lange fortsausen und weiterbrausen und noch viel größere gebären würden, als die von heute und gestern gewesen? („für und für"). Laßt hier mich ruh'n — das ist das Erste und Hauptsächlichste, das er sucht, um das er bittet, draußen in der Welt hat er sie nicht gefunden. Bis Glockenton mich weckt, der zum Gebet euch in die Kirche schreckt. Die Mönche schreckt wohl oft die Glocke aus ihren zerstreuten, ungeistlichen, weltlichen Gedanken auf, in das Gebet, zur Kirche, den stillen Mönch mit dem gebrochenen, entsagenden Herzen kann der Ton nicht schrecken, er findet in ihm einen Widerhall, denn dem Gebet, dem stillen Gottes- und Klosterdienst soll ja seines Lebens Abend geweiht sein. Er begehrt Einlaß, Ruhe, aber nicht als Pilger, der nach kurzer Rast weiter seine Straße zu ziehen gedenkt; darum bittet er weiter: bereitet mir ein Ordenskleid und einen Sarkophag und eine kleine Zelle; er will in den Orden aufgenommen sein, er will die Brücke, die ihn mit der Welt verbunden, ganz abbrechen. Ein Sarkophag ist ein steinerner Sarg, der über der Erde steht. Das Ordenskleid das Zeichen des Abschieds von der Welt, der Sarkophag das Zeichen der Erinnerung an den Tod. — Bis hierher hatten wir noch keine Ahnung, wer der Pilger sei oder gewesen sei und von wannen er komme. Die Vorstellung der kleinen Zelle, die nun seine Wohnung werden soll, weckt noch einmal in seiner Seele den Gedanken an das, was er war und was er hatte; und die Gegensätze, welche nun einander drängen, sind von der ergreifendsten Wirkung. Die kleine Zelle — mehr als die Hälfte dieser Welt war mein. Er konnte sich rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt, mit mancher Krone ward's bediademt. Er trug die Kronen von Spanien, den Niederlanden, Oesterreich, Neapel, Sicilien, war Beherrscher der neu entdeckten Länder Amerika's und Kaiser von Deutschland; die letztere war die glänzendste und größte Krone (vgl. bei Schiller: den Herrscher der Welt — ein Herrscher war wieder auf Erden), darum stellt ihn der deutsche Dichter als den deutschen Kaiser uns dar. Bediademt ist eine harte Wortbildung. Die Schulter, die der Kutte

nun sich bückt, hat kaiserlicher Hermelin geschmückt. Hier ist der Gipfelpunkt des Gedichts; bisher wußten wir erst nur, daß ein Pilger Einlaß begehre, der nach Ruhe verlange, dann erfuhren wir, daß es ein mächtiger Fürst gewesen, jetzt nun hören wir, daß er die Kaiserkrone getragen. Uebrigens ist nicht zu übersehen, wie kunst- und sinnreich an dem Faden des äußerlichen Herganges bei der Aufnahme in den Orden (Ordenskleid, Zelle, Sarkophag, Tonsur, Kutte) die poetische Darstellung in großartiger Weise fortschreitet. — Von dieser Höhe, diesem Glanze der Erinnerung fällt nun jählings die Sprache wieder herunter und um so tiefer herunter in die Anschauung der gegenwärtigen Vereinsamung und Abgestorbenheit. Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich. Das war in mehr als Einem Sinne wahr. Nachdem der Kaiser abgedankt, hatte er am Abend vor seiner Einschiffung noch eine Unterredung mit seinem Arzte. Als dieser sich anschickte wegzugehen, rief und läutete er nach einem Diener, der dem Gaste hinunterleuchte; aber es erschien keiner, auch auf wiederholtes Läuten nicht, sie hatten sich alle entfernt. Da nahm der Kaiser selber das Licht und indem er dem Doctor voranging, sprach er: so erzeige ich euch selber diesen Dienst, der ich vormals euer Kaiser gewesen und den nun all die Seinen verlassen haben. Er war ein kranker, elender Mann; als er in Brüssel die Abschiedsrede hielt, mußte er sich auf die Schultern des Prinzen von Oranien stützen, und als er ausgeredet hatte, sank er erschöpft und unter Thränen in seinen Sessel zurück. Er litt seit langen Jahren an der Gicht. Dazu kam, daß er all seine großen Pläne vereitelt sah; er hatte Frankreich demüthigen, die Türken zurückdrängen und schwächen, die getrennten Religionspartheien wieder vereinigen, die päpstliche Gewalt einschränken, die alte Kaisermacht herstellen und die spanisch-habsburgische Dynastie auf dem deutschen Thron befestigen wollen — von alle dem war ihm nichts gelungen; er hatte nicht vermocht, dem Strom der Zeit einen andern Weg zu graben, er war wider ihn, er war unterlegen. Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich. Mit diesem kurzen, andeutenden Worte gewinnt das Gedicht noch ein bedeutsames Licht, indem der Pilger als das Abbild der ganzen Zeit erscheint, der er angehört, als der Vertreter des ganzen Reiches, das er beherrscht, er ist kein Einzelner, er fällt in Trümmer, wie die ganze Herrlichkeit des deutschen Reiches. Zugleich weist dies Schlußwort zurück auf V. 1.

3. Die Idee, welche das Gedicht uns vor Augen stellt, ist keine andere, als: die Vergänglichkeit auch der größten irdischen Herrlichkeit.

4. Indem wir darauf verzichten, weitere Mittheilungen über Karls V. letzte Jahre und Tage hinzuzufügen, die den Eindruck des Gedichts nicht fördern, und, wenn wir die beschränkenden und den poetischen Hauch verwischenden Forschungen der Gegenwart herbeizögen, nur stören und herabstimmen könnten: bemerken wir nur noch, daß dieses Gedicht in geistvollster, plastischer und drastischer Weise componirt ist von dem Altmeister Carl Löwe. Es ließe sich an dieser herrlichen Composition die mannigfache Schönheit und Tiefe des Gedichts vortrefflich analysiren.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: dies Gedicht zu vergleichen mit der unten gegebenen Dichtung — Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöh'n, bald stürzen kann, nachzuweisen an Karl's V. Wechselfällen (Aachen, Worms, Mühlberg, Innsbruck, Brüssel, St. Just).

6. August Graf von Platen-Hallermünde war geboren 1796 zu Ansbach, nahm 1814 als Lieutenant an dem Kriege gegen Frankreich Theil, studirte dann in Würzburg und Erlangen, ging 1826 nach Italien, das er nach allen Seiten durchreiste und starb 1835 auf der Villa eines Grafen in Syrakus. Er ist der größte Meister der Form, edel, rein, maßvoll, kräftig; und seine Gedichte gehören zu den vollendetsten der neuern Literatur.

7. Wir geben schließlich eine verwandte Dichtung desselben Dichters.

Der Mönch zu Pisa.

Zu Pisa in dem Klostergarten geht
Ein finstrer Mönch, wo Blum' an Blume steht.
Sein Antlitz ist gebleicht von langem Gram,
Man weiß nicht, wer er war, woher er kam.
Stumm wandelt er zu jeder Abendzeit
Hin durch die Gänge mit verschloßnem Leid.
Jetzt blickt er nach der Tulpe Farbenlicht,
Nach der Karthäusernelke zart und schlicht,
Jetzt nach der Rose, nach der Lilie rein:
„Ach, wer wie Blumen könnte schuldlos sein!"
Nun lauscht er zu der Zweige grünem Kranz,
Wo Vöglein flattern noch im goldnen Glanz.
Er lauscht, das Haupt gesenkt, dem süßen Klang:
„Ach wer noch Tröstung fände im Gesang!"
Dann aber senkt sein Blick, von Thränen feucht,
Zur Erde sich, von der er nimmer weicht.
„O Erde, öffne du dich mir in Huld,
„Denn du, nur du tilgst meine blut'ge Schuld."
Doch als der Lenz nun wieder kommt ins Land,
Der Mönch nicht wieder bei den Blumen stand.
Nicht lauschet er den Sängern in den Höh'n,
Doch war dafür ein neues Grab zu sehn,
Ein schlichter Stein in grauer Klosterwand,
Auf dem „Johannes Parricida" stand.

33. Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Von Trinius.)

1. Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun?
Dem ein Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruhn?
Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

2. Bei des Grubenlämpchens Schimmern
Mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz.
Bis, nach mehr als sechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

3. Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdenschooß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt;
So im Schooß metallner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
Unversehrt den Schläfer ein.

4. Wie er nun ans Licht gezogen,
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
Vor des Volkes Augen lag:
Fragen staunend alle Blicke,
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

5. Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich, und schaut —
Ja, er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut!
„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!“
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

---

1. Mit einer Frage beginnt das Gedicht, sich unmittelbar an den Leser wendend, der dadurch zur Theilnahme, zum Aufmerken angeregt wird. Aehnlich bei Hebel (der Wegweiser): Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch? 2c., oder bei Bürger: wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt? oder bei Hey: Wo wohnt der liebe Gott? (s. o.) oder: Weißt du, wie viel Sterne stehen? Anders ist die Frage, wenn der Dichter, im Anschauen verloren, zu, mit sich selber redet, wie im Kampf mit dem Drachen: Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Straßen brausend fort? 2c., oder: Woher so früeih, wo ane scho, Herr Morgestern enanderno? 2c., oder: Wer soll der Hüter sein? sprich Vater Rhein 2c. Und wieder anders, wenn die Frage von einer der Personen des Gedichtes selber ausgeht, wie wenn es heißt: was hör' ich draußen vor dem Thor, was auf der Brücke schallen? 2c., oder: wer wagt es, Rittersmann oder Knapp? 2c. Immer aber gewinnt durch diese Form und Wendung die Darstellung Leben und Gegenwärtigkeit und wird die Sache gleichsam dem Leser näher gerückt. — **Falun** ist ein berühmtes Kupferbergwerk in **Dalecarlien** in Schwe-

den; es hat öfter bedeutende Einstürze erlebt, die viele Menschenleben kosteten, so 1687 und 1833. Am ergiebigsten war das Bergwerk zu Gustav Adolphs Zeit, gegenwärtig ist es der Erschöpfung nahe. — Dem ein Gott 2c., ein Anklang an die heidnische Vorstellung von einem Schattenreiche, über welches ein besonderer Gott regiert, und in welchem die Verstorbenen als Schatten wohnen. Die natürliche und unzweideutige Wortstellung würde sein: dem ein Gott vergönnt, im Schattenreiche unverletzt zu ruhn. Die Hauptsache aber ist, was die Grundanschauung des ganzen Gedichtes bildet, daß die Bewahrung, die Unversehrterhaltung des todten Leibes als eine besondere, dem Verstorbenen von einem freundlichen Geschick erwiesene Gunst und Gnade erscheint und dargestellt wird. Dieser Jüngling — hier mit einem Male wird, als wüßten wir's schon, darauf hingewiesen, daß der Verstorbene ein Jüngling gewesen. Jüngling grauer Zeit — ist eine ungewöhnliche Ausdrucksweise, vgl. ein Mann hohen Alters, der Jüngling edlen Gefühles. Doch — die Nachwelt hatte für den Jüngling (aus alter, grauer Vorzeit) kein Gedächtniß, die treue Liebe aber vergaß ihn nicht. Es wird dieser Gegensatz etwas verdeckt durch das verzögernde, eingeschobene Erde. — Sehr schön wird im Folgenden die Sache so dargestellt, als hätte der Jüngling sich selber, wenn auch unwissentlich, seinen Sarg gezimmert. Zeit und Raum werden nur beiläufig bestimmt (nach mehr als sechzig Jahren — viele hundert Klafter tief; s. d. Erz. u.); die Poesie bedarf genauerer Angaben nicht, ja sie würden die Dichtung von ihrer idealen Höhe und Allgemeinheit herabziehen. — Doch wie rein 2c. Das „doch" hat diesen Zusammenhang: Es war schon mehr als sechzig Jahre her, man konnte also nichts andres erwarten, als den Leichnam verwest und aufgelöst zu finden, aber — —. Die gegenüberstehenden Begriffe des folgenden schönen Bildes sind: das Gold — der Schläfer, rein und aufgehoben — unversehrt; im Erdenschooß — im Schooß metallner Klüfte; das Gold ruht im Erdenschooß, das Gestein schloß den Schläfer ein. Der Zusatz, zu welchem die Kehrseite des Bildes führte (das befleckt im Licht hier oben durch der Menschen Hände rollt), ist in der Anwendung nicht wieder mit aufgenommen. Aufgehoben steht hier in dem bedeutsameren Sinne von wohlbewahrt und bewacht und behütet. Das Gold wird befleckt nicht dadurch, daß es ans Licht kommt, sondern dadurch, daß es durch die unreinen Hände der es in Geiz und Wucher, zu Lug und Trug und allerlei Ungerechtigkeit mißbrauchenden Menschen rollt. Die Darstellung ließe die Mißdeutung zu, daß es schon befleckt wäre, ehe es noch in der Menschen Hände kommt. Das Gestein wird das ewige genannt (natürlich nicht in dem strengen Sinne des Wortes) mit Bezug auf die Dauerbarkeit, die es dem in ihm ruhenden Schläfer lieh. In ambrosisch reine Düfte — die eben erhielten ihn. Ambrosia ist der Name der Götterspeise, welche ewige Jugend und Unsterblichkeit gewährte. Da diese auch köstlich duftete, so wird ambrosisch sprüchwörtlich gebraucht für etwas stark und lieblich Duftendes. Das Bild bringt übrigens der Dichtung auch den Gewinn, daß wir den Jüngling als ein edles Opfer daraus nachempfinden lernen. Die folgende Strophe giebt ein neues, schönes Bild von der äußern Er-

scheinung des Wiedergefundenen: er lag da vor des Volkes Augen, blühend wie ein Maientag, doch ohne den Glanz der Sonne — so jung, so blühend, aber ohne das frische, warme Leben. Im Gegensatze zu diesem im Tode noch bewahrten jugendlichen Aussehen steht nun das alte Mütterchen, das zitternd an der Krücke herbei kommt, verwelkt, ergraut, gebeugt, aber mit der frischen, jugendlichen Liebe in dem alternden Herzen. Denn wie die Erde treu und rein den Leib, so hat das Herz treu und rein die Liebe bewahrt. Ein Mütterchen wird sie genannt, wie man eine alte weibliche Person zu nennen pflegt, wohl nicht so zu verstehen, daß sie sich an einen andern verheirathet und Kinder gehabt hätte; das würde der Idee des Gedichtes gänzlich widerstreben. Sie drängt sich flehend durch die Menge — die Hülflose, Schwache, Arme, Alte fleht, daß man ihr Durchlaß gewähre, eine Ahnung sagt ihrem Herzen, was sie hier finden werde. Und sie ist des Jünglings Braut — dieser erklärende Zusatz macht sich wie eine Störung fühlbar an einer Stelle, wo man eine gehobene Stimmung und Sprache erwarten muß, wie sie das unmittelbar Vorhergehende und Nachfolgende hat. Sprach's und schlief ꝛc. Die unten folgende Erzählung (vgl. auch den Bericht bei G. H. Schubert, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, S. 220) weiß von diesem augenblicklichen Entschlafen des Mütterchens an der Seite des eben wiedererkannten Bräutigams nichts; der Dichter hat aber mit gutem Bedacht der Geschichte diese Wendung gegeben, um einen Abschluß, eine Abrundung, eine Einheit für sie zu gewinnen. Um die poetische Nothwendigkeit dieser Modifikation zu fühlen, braucht man nur die Schlüsse in den beiden vorgenannten prosaischen Erzählungen zu vergleichen.

2. Die Idee, der Grundgedanke dieses Gedichtes ist: die Liebe überwindet auch den Tod, oder: die Liebe höret nimmer auf.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: das Gedicht mit der Hebel'schen Erzählung zu vergleichen — Beschreibung eines Bergsturzes — eine Grubenfahrt (vgl. Buch der Arbeit, Leipzig, Weber, S. 98. Lesebuch von Wetzel, S. 178, Grube geogr. Characterbilder, 3. Theil, S. 115).

4. Karl Bernhard Trinius ward geboren 1778 zu Eisleben und starb 1844 zu Petersburg.

5. Die vorerwähnte Erzählung der Geschichte von Hebel, so anmuthig und meisterhaft, wie wenige,*) lautet so:

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eignes Nestlein," — „und Friede und Liebe soll drin wohnen," sagte die schöne Braut mit holdem

*) Einer seiner liebsten Freunde, der als der Adjunct des rheinländischen Hausfreundes in dessen köstlichen Erzählungen so häufig uns begegnet, berichtet: „Einmal, als er (Hebel) mir seinen „Bergmann von Falun" vorlas, überwältigte ihn der Gegenstand bis zum Zittern der Stimme bei feuchten Augen." (Hebel's Werke, Ausgabe in 3 Bänden, 1. Theil, S. 93).

Lächeln, denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grabe sein, als an einem andern Ort.“ Als sie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweiten Mal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun Jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen“ — da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben, und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz, sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen, heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters und den Bräutigam

noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln, oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhofe, und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. — Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Mal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

---

34. Frühlingsfeier.

(Von Uhland.)

1. Süßer, goldner Frühlingstag,
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

2. Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest,
Laßt mich ruhn und beten.

---

1. Die Schönheit dieses kleinen Liedes liegt in der Wahrheit, mit welcher der Dichter, ohne alle krankhafte Ueberschwenglichkeit, kurz, einfach, lebendig, innig seine Empfindung darlegt, und zwar in einer leichten, reinen, schönen Form. Das Wonnegefühl, welches ein schöner Frühlingstag in seiner Seele erweckt, treibt ihn zu einem Ausruf, in dem er, nach dem natürlichen Ausdruck der augenblicklichen Begeisterung, nur die Begriffe nennt, in denen sich seine Empfindung sammelt: süßer, goldner Frühlingstag! inniges Entzücken! Daran knüpft sich in der zum Dichten begabten Seele der Gedanke, heute, in solcher Stimmung und unter solchen Eindrücken ein Lied zu dichten, denn, wenn je, müsse es zu solcher Zeit, bei solchem Ueberströmen der Empfindung gelingen. Aber diesen Vorsatz verdrängt alsbald ein anderer Gedanke. Immerhin ist das Dichten eine Arbeit; hier aber und heute gilt es, sich gänzlich den erquickenden und entzückenden Eindrücken aufzuthun und leidend hinzugeben, und dessen in stiller Andacht zu gedenken, der so herrlich Erde und Himmel schmückte und solche Wonnen dem Menschenherzen schuf: und das ist die rechte **Frühlingsfeier**. Hiernach kann man die Idee des Liedes so ausdrücken: um den Frühling zu feiern, soll man feiern (oder, mit den Worten des Dichters, ruhn und beten).

2. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Gedichtes liegt nun darin, daß, während in andern die Anschauungen und Empfindungen, welche der Dichter erlebt, dargelegt und ausgesprochen werden, hier von der Arbeit des Dichtens selber die Rede ist, von der Absicht, ein Lied zu schaffen: ein Umstand, der dem Gedicht den Ausdruck einer anmuthigen Naivetät verleiht. Diese Weise kehrt bei Uhland mehrmals wieder. So in dem „Morgenlied“ und in dem „Lob des Frühlings.“ Wir lassen beide folgen.

1. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

Wie still des Waldes wilder Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab mich längst ins Feld gemacht,
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

2. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Das vorstehende Gedicht zu vergleichen mit einem andern Frühlingslied, z. B. mit Lenau's: im Frühling (Auf ihren bunten Liedern klettert 2c.) oder mit Uhland's: Frühlingsglaube — die Freude am Frühling (die verschiedene bei verschiedenen Menschen, bei dem kranken und gesunden, dem freien und gefangenen, dem frommen und gottlosen 2c.) — der Frühling ein Engel des Herrn (er bringt im Namen des Herrn neues Leben, neue Freude, neue Herrlichkeit des Herrn, vgl. Harms Sommer- und Winterpostille, Leipzig 1836 und die Frühlingspredigt in Tschudi's Lesebuch, abgedruckt in Wetzel's Lesebuch, S. 8.) — die Erstlinge des Frühlings — der Pedant in der Frühlingsnatur — der Lebensfrühling.

---

35. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen?

(Von Justus Möser.)

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie Sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdruck fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer

Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb. Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, das oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

---

1. Dieser Abschnitt bildet die Einleitung des Aufsatzes über das obenstehende Thema. Gerade sie ist in ihrer Art ein Meisterstück. Wir betrachten sie deshalb genauer. Sie zerfällt zunächst in zwei größere Theile. Der erste geht bis zu den Worten: alles herausholen, was darin zurückblieb. Die Form, welche der Verfasser gewählt hat, ist die Briefform. Es schreibt ein älterer, erfahrener Freund an einen jüngern, der durch die Klage über sein Unvermögen, für seine Empfindungen den rechten Ausdruck und Vortrag zu gewinnen, diesen Brief hervorgerufen. Auf diese Klage bezieht sich zunächst die Einleitung; sie giebt zu, daß wohl Grund sein möge zu solcher Klage. Wir bemerken hier die feine Milderung in der Wahl und Wendung der Ausdrücke, wenn es heißt: ihre Klage mag leicht gegründet sein, und dann: daß Sie sich (also dahin gestellt, ob der Maßstab nicht zu hoch genommen, ob andere nicht anders urtheilen, befriedigter sein würden) selten ganz vollkommen genug thun können. Ausdruck und Vorstellung — diese beiden Worte werden sich hier verhalten, wie das Einzelne zum Ganzen, zum Allgemeinen. Sich etwas vorstellen heißt sonst so viel, als sich das Bild von etwas Gedachtem, Angeschautem wieder vergegenwärtigen, vor die Seele stellen; hier, in diesem Zusammenhang wird es so viel bedeuten als in der Ueberschrift das Wort Vortrag, das aber nicht ohne Object stehen kann. Die Wahrheit, welche andern vorgetragen werden soll, muß an sich wichtig und von mir mächtig empfunden sein (auf mich einen tiefen, treibenden Eindruck gemacht haben), sonst würde es nicht zu der Arbeit kommen und ihrer sich nicht verlohnen. Die ganze Form dieses Satzes nun drängt zu einem Aber. Es entsteht die Frage: worin hat jener Mangel seine Ursache? Sie kann liegen in der Sprache an sich oder in dem zufälligen Stoffe oder endlich in dem Schreibenden. Aus der Fortsetzung unseres

Briefes erfahren wir, daß der, an welchen er gerichtet ist, sich für den ersten Fall entschieden hat. Der Antworter widerspricht dem, aber wie mild wiederum: davon bin ich noch nicht überzeugt, schreibt er (vgl. das ist ein Irrthum, das beruht auf einer Selbsttäuschung, das kann ich Ihnen nicht zugeben). Er schreibt nicht: daß dieses in einem Mangel der Sprache seine Ursache habe, weil dieses eine störende Gleichförmigkeit mit dem Vordersatz gegeben hätte. Das eben weist auf das erhaltene Schreiben zurück. Er sagt: zur Ursache habe, während es vorher hieß: ihre Klage mag gegründet sein; die beiden Begriffe Grund und Ursache sind hier gleichbedeutend gebraucht.*) In diesem (negativen) Satze liegt nun der Grundgedanke des ersten Theiles: in der Sprache liegt die Ursache nicht. Dieser ersten Periode könnte jetzt ein Vielmehr und die positive Angabe, worin die Ursache zu suchen sei, folgen. Doch geschieht das vorerst noch nicht. Jener erste Gedanke wird erst, wie es ja sein soll, weiter gedacht, und was darin Wahres ist, herausgeholt, was Irriges ist, bei Seite gelegt. Ersteres geschieht in dem Satze mit Freilich-sind alle ꝛc. bis Reden, das Letztere von den Worten: Allein auch jene Zeichen ꝛc. bis: was darin zurückblieb. Das Freilich eröffnet ein Zugeständniß, und so mildernd der vorige Satz im Ausdruck war, so fein ist dieser, indem er, was immer zugegeben werden kann von des Freundes Ansicht, mit aller Stärke ausspricht: es sind alle Worte ꝛc., welchen es wahrlich sehr ꝛc., nur sehr unvollkommene Zeichen ꝛc. Alle Worte sind unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen (Gefühl) und Vorstellungen (Denken); dieser allgemein ausgesprochene Satz führt den Verfasser einen Schritt weiter zu einem Besonderen: alle, zumal die geschriebenen. Er bezeichnet sie aber nicht so, sondern gleich mit dem Worte, das sie nach der Seite, auf die es in unserm Zusammenhang ihm ankommt, kennzeichnet: die todten auf dem Papier. (Allgemein so ausgedrückt, daß es beides in sich schließt, das gedruckte und das geschriebene Wort.) Und wiederum dieses Bild führt ihn zu einem näher begründenden Zusatz: In des Todten Angesicht ist kein Leben, keine Seele, kein Ausdruck, den todten geschriebenen Worten fehlt es an Physiognomie zum Ausdruck. Der folgende Abschnitt begründet das Vorige, indem er den Gegensatz heranzieht, das Schweigen als den Gegensatz des — sei es gesprochenen oder geschriebenen (daher: niedergeschriebenen, und: Reden) — Wortes. Wie kann das Schweigen einen solchen Eindruck hervorbringen? weil Anderes anstatt des Wortes redet: das Auge, die Miene, die Haltung, oder ohne das Alles der Gedanke, den das Schweigen selber in uns erweckt. — Es folgt nun die Gegenseite zu dem Freilich;

*) Sonst unterscheidet man sie so, daß man sagt: Ursache ist, wodurch etwas bewirkt oder hervorgebracht wird; Grund, das, warum etwas so ist; Ursachen sind für Sachen (für die Erscheinung, die Wirklichkeit), Gründe für das Denken; die Ursache antwortet auf die Frage: woher? wodurch? der Grund auf die Frage: warum? Dem Begriffe Ursache entspricht der Begriff Wirkung, dem Grunde die Folge. Dies auf unsern Satz angewendet würde etwa diesen Ausdruck geben: Einen Grund hat die Klage, d. h. sie beruht auf Wahrheit, aber das, was die Erscheinung (des Unvermögens, für die eignen Empfindungen ꝛc.) in Wirklichkeit hervorruft, die Ursache der Thatsache liegt in der Person.

damit wurde die einseitige Wahrheit in der Klage eröffnet, nun wendet sich die Entwickelung zu der andern Seite der Auffassung mit: allein. Auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den — nicht freilich für jeden, aber gewiß für den — empfindenden und denkenden Leser, vergl. im folgenden Satze: der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat. Und wer die Musik versteht ꝛc., dieses Und giebt den Uebergang zu einem Beispiel aus anderm Gebiet. Wie die Buchstaben nicht blos für Laute und Lautverbindungen, sondern für Begriffe und Empfindungen, so sind die Noten nicht blos für Töne und Tonverbindungen, sondern für musikalische Empfindungen und Anschauungen die Zeichen; und es gilt von diesen, was von jenen. Die Verbindung mit Und ist hier sehr wirksam, das Ungewöhnliche liegt darin, daß der angeknüpfte Satz von dem Inhalt des vorigen weiter abliegt, als wir bei derartigen Verbindungen gewohnt sind. Zu übersehen ist auch nicht der Parallelismus des Satzbaues; im vorigen: und man fühlt oft ꝛc., in diesem: und wer die Musik ꝛc.; auch ein zweitheiliger Nachsatz hier wie dort. Die zweite Seite ist dem Verfasser die wichtigere, daher noch ein Satz ihr gewidmet ist: auch der Leser (vergl. auch jene Zeichen) ꝛc. An den ihm vorgeschriebenen Worten — in dem Sinne: in den Worten, die vor ihm geschrieben stehen; anders die gewöhnliche Anwendung (Vorschrift = Befehl, und = Schreibmuster). Der Autor steht höher mit seinen Empfindungen als der Leser, es ist in Folge der Mangelhaftigkeit der Sprache und des Wortes manches zurück, verborgen geblieben in seiner Seele, was wir nicht vor Augen haben und mit Ohren hören; aber der denkende und befähigte Leser kann sich hinaufempfinden zu dem Verfasser ꝛc. — zwei treffende, schöne Bilder. Aus dessen Seele, heißt es, und nicht: aus seiner Seele, um die Beziehung des Fürwortes (auf den Verfasser, nicht auf den Leser) sichrer zu stellen.

2. Der zweite Theil der Einleitung beginnt mit den Worten: Eher möchte ich sagen ꝛc. Sein Grundgedanke ist: die Ursache zu jener Klage liegt in dir. Eine Feinheit liegt auch hier in dem mildernden Anfangsworte, vgl. oben: mag leicht gegründet sein — bin ich noch nicht überzeugt, und hier: die mehrsten unter den Schreibenden (anstatt sich an den Adressaten selber zu wenden). An diesen Hauptgedanken schließen sich, in gleicher Ordnung, wie im vorigen Theile, zwei erläuternde und begründende Gedanken an; der erste beginnt mit: die mehrsten, der zweite mit: aber so nöthig es auch ist. Jener geht demnächst wieder in zwei Seiten auseinander, bestimmt durch die Begriffe: Nachdenken über, und Erregung für den Gegenstand. Zu dem ersten gehört Ueberdenken und Ordnen (Disponiren*), zu diesem ein mächtiger Antrieb, eine glühende Einbildungskraft. Die beiden Arbeitsweisen bilden wieder einen Gegensatz: mit aller Gelassenheit überdenken — die Heftigkeit des ersten Anfalls (vgl. Anfall von einem Räuber, von einer Krankheit) nützen, glühende Einbildungskraft

*) Disponiren — auseinanderlegen, auseinandersetzen; das vordem verworren durcheinander liegende Material legt das ordnende Denken unter, über, neben, aus einander. Vgl. die entsprechenden Begriffe Componiren und Dichten.

haben; Ordnung, Disposition — buntes Gemälde. Es ist aber diese Verschiedenheit zum Theil in der Art des Gegenstandes begründet, daher unten: nachdem er ist. Was nun hiervon mit der Wahrheit besteht, das wird in dem Vordersatz: aber so nöthig es ist 2c. zuvörderst, wie oben, zugegeben. Der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, vergl. oben: wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen. Mit aller Wärme behandeln — wenn wir diesen Ausdruck mit dem früheren: sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls u. s. w. vergleichen, so fühlen wir leicht, daß der Verfasser gegen diese Art der Arbeit, die Heftigkeit des ersten Anfalls zu nützen, der glühenden Einbildungskraft sich zu überlassen, sein Bedenken hat.

3. Hiernach wird die Ordnung des ganzen Abschnitts diese sein:

I. Jene Schwierigkeit hat ihren Grund nicht in der Sprache. a. Zwar sind die Worte nur unvollkommene Zeichen — oft ist das Schweigen beredter, als Reden; b. aber sie haben doch für den denkenden Leser ihre Begleitungen — wie die Noten in der Musik.

II. Die Schwierigkeit hat ihren Grund in dir. (Du hast Empfindungen und Gedanken nicht genug in dir entwickelt.) a. Nachdenken über, und Erregung für den Gegenstand sind wohl nöthig; b. aber sie reichen nicht aus, um Sprache und Sache völlig zu beherrschen.

4. Themata zu schriftlicher Uebung: über die Lasten des Berufs — über die Macht der Sünde — wie gelangt man zu einer heitern Lebensanschauung — über Gartenbau — über Mangel an Freunden — über Mangel an Selbstbeherrschung — über Undank — über den Mangel an Redegewandtheit — über den Mangel an Büchern — den Brief zu schreiben, auf welchen der unsrige die Antwort ist.

5. Justus Möser ist geboren 1720, † 1794 als Justizrath in Osnabrück; um sein Vaterland durch sein uneigennütziges, einsichtiges und entschiedenes Wirken, vornehmlich in der Zeit des siebenjährigen Krieges, hochverdient, nicht minder durch seine volksthümlichen Schriften, aus deren einer, den „patriotischen Phantasien", das obige Stück entnommen ist.

6. Vgl. Garve, über die Schwierigkeit, für seine Ideen die rechten Ausdrücke zu finden.

7. Schließlich eine Abhandlung ähnlichen Inhalts von Fr. Jakobs aus der Schrift: Renate an ihre Tochter. Mitgabe und Wiegengeschenk.

Was und wie soll gelesen werden zum wahren Vortheil weiblicher Bildung?

Die Frauen sind nicht in der Nothwendigkeit, über welche die Männer oft Klage führen, Vieles lesen zu müssen, was ihnen wenig frommt, sie haben nicht nöthig, nach Vollständigkeit im Wissen zu trachten; sie dürfen Alles, was sie lesen, auf ihre Bildung beziehen. Hierzu ist es nicht genug, viel zu lesen, ohne Ordnung, Nachdenken und Wahl. Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüth heißt säen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben so gut den Meeressand pflügen oder das Meer selbst; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, ist dieses eins der schlechtesten. Sage nicht, es bleibt doch Etwas zurück. Das, was zurückbleibt,

vermehrt nur die Unordnung in Deinem Kopfe und Herzen, wie bei einem Umzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was eine Frau lies't, das soll sie zu ihrem geistigen Eigenthume machen; wie kann sie das aber auch nur wollen, wenn ungewählte Leserei ihr Schlechtes und Gutes ohne Unterschied beut? Bilden heißt gestalten; und welche Frau möchte in sich etwas Häßliches und Gemeines gestalten? Oder bedarf der Geist weniger Rücksicht als der Leib? und drängt sich denn nicht die innere Gemeinheit unvermeidlich auch in die äußere Erscheinung ein, und giebt sich nicht nur in den Worten kund, sondern auch in den Zügen und dem ganzen Wesen einer Frau? Auch da gestaltet sich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth einer Frau, die alles liest, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes, hin- und herziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt. Nicht Vieles, aber recht, ist eine treffliche Lehre in tausend Dingen und auch beim Lesen. Setze noch hinzu: aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdigste, das, was Mühe kostet, und Alles nicht Einmal, sondern oft. Fragst du aber nach dem zweiten Theile der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt, mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen. Ein Buch, bei dem Du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß Deinen Freund sein, mit dem Du Dich so lange besprichst, bis Du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den Deinen verwebt hast. Wenn Du selbst schon ein eigenes Grundstück und geistiges Besitzthum hast, so schlage getrost von dem Eigenthume Deines Autors so viel dazu, als sich zu jenem paßt, und Du hast nicht zu fürchten, daß Du wegen Verrückung der Grenzsteine in Anspruch genommen werdest. Alles, was Du auf diese Weise erwirbst, ist ein guter und ehrlicher Erwerb, und Früchte, die Du auf solchem Grund und Boden ziehst, gehören nach allen Rechten Dir. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geist vielfältiger Nahrung, wenn sich etwas Gutes bereiten soll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geist bedarf der verständigen Pflege so gut wie die Traube, um bei diesem Gleichnisse zu bleiben, wenn es einen tüchtigen Wein geben soll. Du magst ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne giebt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Musik. So ist überall der Zufall nie ein sicherer Meister, sondern der Verstand. Durch Verstand wirst Du auch Deinem Geiste die rechte Stimmung geben und erfreuliche Melodieen aus ihm hervorlocken. Jede Kunst erfordert Uebung und Nachdenken. Wie sollte die schwerste von allen, die Bildung unseres Geistes, ohne Verstand und Mühe vollbracht werden können?

Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit; wer sich ihr hingiebt, ist des geistigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden dringen läßt. Willst Du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn Du damit anfängst, Dir das anzumerken, was

Dich in einem Buche vorzüglich anspricht, so wirst Du Dich bald im Stande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Autor vor- oder nachzudenken, ihn zu bestreiten oder zu vertheidigen. Es kann sein, daß Du oft irrst; aber nur auf diesem Wege wirst Du lernen, Deine eigenen Irrthümer zu berichtigen, die bei dem trägen Lesen wenig Gefahr laufen, in ihrem Besitze gestört zu werden, ja nur allzuleicht diesen usurpirten Besitzstand erweitern, indem sie mit der Wahrheit in ein wüstes Chaos zusammenfließen. Der Kopf einer trägen Leserin ist wie die Büchse des bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt, und sich eben so leicht mit dem Falschen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteste Geist ist bisweilen träge, und der fruchtbarste Boden erscheint oft todt, wenn er nicht zum Erzeugen aufgefordert wird. Es ist aber wohl schwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigene Gedanken ruhten, so wie es keinen Körper giebt, der nicht einige Wärme und electrischen Stoff enthält. Reibe ihn nur auf die rechte Weise, und Du wirst ihm schon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch ist das beste Reibzeug, und die Feder der beste Conductor. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, so folgen sie sich schnell, und Du hast die stille Freude der Autorschaft ohne ihre Kümmernisse. Der erste Erfolg stärkt den Muth und die Kraft, und Du wirst Dein Capital unter den Augen wachsen sehen. Es steht in Deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und Du wirst Dir dabei keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was Du davon ausgiebst, kommt mit Zins zurück, und die besten Köpfe arbeiten für Dich. Je früher Du anfängst, desto besser. Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth. Bleibt die Noth aus, so hast Du für Dein Vergnügen; aber sie kommt sicher, wenn Du die Hand in den Schooß legst. Die Jugend meint den geistigen Erwerb entbehren zu können; und mancher jungen Frau scheint die Unwissenheit, so wie die Unbesonnenheit, sogar liebenswürdig. Streite nicht mit ihr, noch viel weniger aber wetteifere mit ihr. Gewiß ist es, daß diese Art der Liebenswürdigkeit überaus wohlfeilen Kaufes zu haben ist. Aber die Zeit kommt schnell, wo sie ihren Werth ganz verliert; denn wie jedes Alter seinen eigenen Verstand hat, so hat auch jedes seine eigene Thorheit, und wehe der, welche eine Thorheit, die im sechszehnten Jahre nicht mißfällt, mit in das sechsundzwanzigste nimmt! Etwas Witz, ein wenig Einbildungskraft und viele Dreistigkeit geben der Jugend oft einen Schein von Geist; auch eine Albernheit kann durch schöne Lippen einen flüchtigen Schimmer bekommen, wie der unschmackhafte Regentropfen durch die Blume, an die er sich hängt; aber dieser Schimmer verschwindet schnell, und nur die lästige Keckheit bleibt zurück. Vernunft schmückt jedes Alter und wächst mit den Jahren, wenn sie einmal angebaut worden.

Sage nicht: Ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Diese Ausrede ist auch eine Eingebung der Trägheit, die, in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst Du nicht sagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ist's genug an dem, was ich mir damals erworben habe. — Hättest Du recht darum gearbeitet, so wür-

dest Du Dir ein weiteres Ziel gesteckt haben, und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen. Arbeitest Du nicht an Dir fort, so arbeitet die Zeit gegen Dich. Das Werkzeug, das Du nicht brauchst, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächst durch Verkehr; lässest Du ihn liegen, so vermindert er sich wie ein Papiergeld, das im Curse sinkt. Wenn Du im Laufe still stehst, so kommst Du zurück, denn Zeit und Welt schreiten unaufhaltsam vor. Wenn Du also einen Grund gelegt hast, so baue darauf fort, bis Du unter Dach bist; aber Du kannst sicher glauben, daß es erst jenseits des Grabes so weit kommen wird. Laß Dich demnach nie träge finden. Was Dich in Deiner Jugend gefördert hat, wird Dich auch im Alter fördern, und was Dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das setze Du selbst durch vermehrte Bewegung und erhöhte Thätigkeit zu. In einem Acker, den der Frost des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens giebt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo Du ein Recht hättest, die Kräfte, welche Dir Gott verliehen, ungenutzt zu lassen.

---

36. Der Wegweiser.

(Von Hebel.)

1. Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
   Zuem volle Faß? Im Morgeroth
   Mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
   Bis Stern und Stern am Himmel stoht.

2. Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
   Me luegt nit um, und blibt nit stoh;
   Druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
   Der Chuchi zue, do hemmers io!

3. Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
   Er goht de rothe Chrüzere no,
   Und wer nit uffe Chrüzer luegt,
   Der wird zuem Gulde schwerli cho.

4. Wo isch der Weg zur Sunntig-Freud?
   Gang ohni Gfohr im Werchtig no
   Dur Werkstatt und dur's Ackerfeld!
   Der Sunntig wird scho selber cho.

5. Am Samstig isch er nümme wit,
   Was deckt er echt im Chörbli zu?
   Denk wol e Pfündli Fleisch ins Gmües,
   's cha sy, ne Schöpli Wi derzue.

6. Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
   Lueg numme, wo Taffere sin;

Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sind nagelneui Charte d'rinn!

7. Im letzte Wirthshuus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„Der Bettelsack so zierlig a!"

8. Es isch e hölze Gschirrle d'rinn,
Gib achtig druf, verlier mers nit,
Und wenn de zue me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

9. Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
Der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

10. Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

11. Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
Führt iede Weg, und 's fehlt si nit.

12. Doch wandle du in Gottis-Furcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin noch Sachen ehne dra.

---

1. Dies ist eines der köstlichen alemannischen Lieder. Ehe wir es nach seinem Inhalt näher betrachten, zuvor im Anschluß an dasselbe einige Worte über den Dialect.*) Er ist in dem Winkel des Rheins heimisch „zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben." Unser Gedicht beginnt: Weisch d. h. weißt (du). Das Alemannische liebt, wie das Schwäbische und Süddeutsche überhaupt, die breiteren Zischlaute; so hier: isch statt ist; zugleich kennzeichnet diese Bildung die Weichheit des Dialects, indem er es vermeidet, die Mitlaute zu häufen, anstatt: weißt — weisch, ebenso V. 7.: gohsch für gehst, V. 8.: chunnsch für kunnst, magsch für magst, V. 10.: stohsch für ste(o)hst, V. 11: frogsch für fragst. — Zuem. Dies Auseinanderziehen des Grundlauts, wodurch jedoch das Wort nicht aufhört einsylbig zu sein, begegnet uns oft, z. B. Pflueg für Pflug, luegt für lugt, zue für zu, Gmües für Gmüs (statt Gemüs) guete für gute, chüele für kühlen. — Volle für vollen; der Volksmund liebt es,

*) Für den Lehrer.

die Endungen zu verkürzen und zumal die Mitlaute abzuwerfen, was in den meisten Fällen den Wohllaut fördert, zugleich aber auch die liebenswürdige, bequeme Lässigkeit characterisirt, welche dem Dialect eignet. So hier: Morgeroth für Morgenroth, Weizefeld, me für man, stoh für stehn, schwerli für schwerlich, de rothe Chrüzere, für: den rothen Kreuzern, Wi für Wein, Charte für Karten, e für ein, a für an, Gwisse für Gewissen, i für ich, cha für kann, dra für dran. — Charst: für Karst (eine Hacke mit zwei Zähnen). Der Dialect liebt es, auch dies eine Erweichung des Mitlautes, für das härtere K das Ch zu setzen; so Chuchi für Küche, Chrüzer für Kreuzer, Werchtig für Werktag, Chörbli für Körblein, Charte für Karte, Childhof für Kirchhof (r und l vertauscht, wie in dem Worte Pilgrim aus peregrinus u. a.). — Stoht für steht. Auch hierin prägt sich eine Eigenthümlichkeit der Mundart aus, der wieder die vorerwähnte bequeme Lässigkeit zu Grund liegt, nämlich die Verdunkelung der Vokale. So: stoh für stehn, goht für geht, do, jo für da, ja, no für nach, Gfohr für Gefahr u. s. — Der Artikel wird mit dem Verhältnißwort meist in Ein Wort verschmolzen, z. B. uffe für auf den, uffeme für: auf einem, anere für: an einer; ebenso beim Zeitwort, hemmers für: haben wir's. Und in gleicher Weise die persönlichen Fürwörter mit dem vorhergehenden Zeit- oder andern zugehörigen Wort, z. B. bieti f. biet' ich, sagmer f. sag' mir, wennd' und wennde f. wenn du, wennne f. wenn man, woni (mit eingeschobenem n) f. wo ich, sagi f. sag' ich, zeichenis f. zeigen uns, simmer f. sind wir, wiener f. wie er. — Das u und ü, wenn es vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt oder folgen sollte, steht, geht in die Form ueih und üeih über, welche darum immer einsylbig ist; so in dem Wächterruf (s. u.) rüeihig für ruhig, früeih für frühe (im „Morgenstern"). — Der dritte Fall der Einzahl wird beim männlichen und sächlichen, bisweilen auch beim weiblichen Geschlecht durch das Verhältnißwort in bezeichnet, so hier: im Werchtig f. dem Werktag, so: im Liecht, imme Liecht f. dem, einem Licht; innere Frau f. einer Frau. — Die Biegungsendungen finden wir noch in der alten, ausgebildeteren, volleren Form; so V. 2.: Chuchi f. Küche, nagelneui f. nagelneue, gheimi f. geheime; so in dem Wächterruf (s. u.) zehni, ganzi, hochi, schweri u. s. — Ferner sind dem alemannischen Dialect, im Einklang mit dem naiv kindlichen Ton desselben, die öfteren Verkleinerungen eigen, an Haupt-Eigenschafts- und Zeitwörtern, so hier V. 5.: Chörbli, Pfündli, Schöpli, V. 8.: Geschirrle, V. 12.: Plätzli (vgl. das ganze köstliche Gedicht: das Habermuß, der Winter u. a.) — so: wengli, schnätzlet, Fazenetli (im Sommerabend, und: die Mutter am Christabend), wisplet, er pepperet (im „Storch"), düselet, pöpperlet (in „Sonntagsfrühe"). — Der vierte Fall der Einzahl ist auch bei den Hauptwörtern männlichen Geschlechts dem ersten Fall gleich, so (in dem „Schmelzofen"): 's het jeden Andern au si Sach, und: und bringsch der Lohn im Nastuech heim. —

2. Wenden wir uns nun dem Inhalte und zunächst dem Gange des Gedichts zu, so müssen wir sagen, eine strenge logische Ordnung und Folge herrscht darin minder vor, und dessen bedarf es auch, zumal bei

dem durchaus kindlich naiven, ungezwungenen Tone, nicht. Der Weg zur Nahrung ist der Fleiß, der Weg zum Gelde die Sparsamkeit, der Weg zur frohen Ruhe und zum Wohlstand ist wiederum die Arbeitsamkeit, der Weg zur Armuth dagegen Trunk und Spiel und unordentliches Leben der Weg zu Fried' und Ehr' und gutem Alter ist Mäßigkeit, treuer Wandel in Pflicht und Recht, und weißt du einmal nicht, was du thun sollst: den Weg zum Rechten weist das Gewissen, zum Sterben endlich führt jeder Weg. Hiernach werden wir die Ueberschrift uns so zu erklären haben: den Weg zum Wohlstand weist die fleißige Hand, den Weg zum Gulden der Kreuzer u. s. w.

3. Eine besondere Schönheit unseres Gedichtes (wie aller Poesie Hebels) ist die sinnliche Anschaulichkeit und Faßbarkeit in der Darstellung; und diese ist gewonnen durch dreierlei, das wir an dem Gedichte selber nachweisen wollen. Den ersten Hauptgedanken haben wir so ausgesprochen: Der Weg zur Nahrung, zum guten Auskommen, zum Wohlstand, oder wie man es ausdrücken mag, ist der Fleiß. Aber so sagt es der Dichter nicht, er giebt anstatt jener abstracten (abgezogenen), allgemeinen Begriffe die wirklichen Gegenstände und Anschauungen; statt Wohlstand nennt er ein Zeichen des Wohlstandes: das Mehlfaß, das volle Faß (dieser ergänzende Zusatz war, um die Sache völlig zu bezeichnen, nöthig, das Mehlfaß an sich ist noch nicht ein gewisses Zeichen für den Wohlstand), und anstatt zu sagen: der Fleiß, schildert er den Fleißigen in seiner Arbeit, und in der frischesten und lieblichsten Weise: Im Morgenroth mit Pflug und Karst durch's Weizenfeld, bis Stern bei Stern am Himmel steht (wiederum anstatt des viel weniger concreten: bis zum Abend oder bis zur Nacht), man hackt u. s. w. Vergl. besonders die köstliche Schilderung in V. 5. und V. 6—8. Eine Abweichung hiervon bildet nur V. 9., der sich allerdings in allgemeinen Begriffen bewegt (Mäßigkeit, Pflicht, Recht). Das andere Mittel, welches der Dichter anwendet für jenen Zweck, ist dies, daß er die allgemeinen Begriffe in lebende Personen verwandelt, die er denken und thun läßt nach Menschenweise (Personifikation). Diese Weise der Darstellung liegt schon in V. 2.: me hackt, so lang der Tag eim hilft, sodann noch deutlicher in V. 5.: Der Sunntig wird scho selber cho — am Samstig isch er nümme wit, was deckt er echt (d. h. wohl, doch, denn) im Chörbli zue? u. s. w. Diese Form hat Hebel in den meisten Gedichten und mit großer Meisterschaft und dem glücklichsten Erfolge angewendet; so in den „Irrlichtern“, im „Abendstern“, im „Morgenstern“, in der „Wiese“ u. a. Das dritte Mittel endlich der Näherung der Sachen für Auge und Gemüth besteht darin, daß der Dichter uns gleich mitten in die Kreise, in denen er selber steht, hineinzieht, so daß uns wird, als erlebten wir das Alles selber mit. So V. 2.: do hemmers io, V. 4. die directe Anrede (bisher noch: man — V. 2., und wer nicht ꝛc. der wird ꝛc. V. 3.), ebenso V. 6. 7. 8. 10. u. f. Das Gedicht hat an sich einen völlig lehrhaften Inhalt, aber auf diesem Wege wird es außerordentlich lebendig, innig und sinnig.

4. Im Einzelnen bleibt nur wenig zu bemerken. V. 3. erinnert an des Dichters südliche Heimath, welche Gulden und Kreuzer hat, wir wür-

den dafür Pfennig und Thaler sagen. V. 4. weist wieder auf V. 1. zurück, erweitert aber jenes Bild durch den Gegensatz von Sonntag und Werkeltag und von Werkstatt und Ackerfeld. Ohni Gfohr — erklärt sich durch Zeile 4. (der Sunntig wird scho selber cho) so: ohne Gefahr, ihn nicht zu erreichen, des Wegs zu verfehlen. V. 6.: Taffere = Wirthshausschild (v. d. lat. taberna). Die Zusammensetzung nagelneu erklärt sich aus der weitern: funkelnagelneu, also so neu, daß es wie ein Nagel glänzt. Numme = nur. Im letzte Wirthshuus — nämlich nachdem er in den andern allen schon eingekehrt. Du alte Lump rc. so rufen die Leute ihn an. Zu V. 8. vergleichen wir V. 5., von dem es das Gegenbild ist. V. 9.: Grad fürsi — d. h. nicht auf falschen, bösen Wegen, der Sünde, des Unrechts, und ohne nach dem Urtheil und Wesen der Leute zu fragen und sich zu richten. V. 10.: ane = hin. Im Schloßgarten zu Karlsruhe ist unserm Dichter ein schönes Denkmal errichtet, daran steht auf der Vorderseite des Entschlafenen Geburts- und Todesjahr und Tag (10. Mai 1760 — 22. September 1826) und darunter die Worte: Dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden und Verehrern. 1835. Auf den beiden Seiten des Denksteins stehen Verse aus seinen Gedichten, und zwar auf der einen dieser V. 10.: Wenn de amme Chrüzweg stohst rc, auf der andern ein Vers aus dem Gedicht: „der Wächter in der Mitternacht“, so lautend:

> Und ischs so schwarz und finster do,
> Se schine d' Sternli no so froh,
> Und us der Heimeth chunnt der Schi,
> 's muß lieblig in der Heimeth sy.

V. 12. Doch — so niederschlagend diese Aussicht ist, sie hat auch eine Hoffnung. Sel so viel als selbiges, selbige, jenes. Ehne — drüben, jenseits. So schließt das Gedicht mit dem Aus- und Aufblick in das geheimnißvolle, doch verheißungsreiche Jenseits schön und würdig ab.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: der Weg zum guten Alter — Lob des Fleißes — der Arbeitsame — die rechte Sonntagsfreude.

6. Schließlich noch drei kleine Stücke, zwei in Versen, eines in Prosa. Jene sind 2 Sprüche von C. Robert und heißen: I. Nimm die Geduld als Magd in's Haus, sie hilft dir ein, sie hilft dir aus; doch hüt' dich, wenn sie herrschen will, sonst steht die ganze Wirthschaft still. Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an; der ist der wahre Wundermann, der ohne Saft und ohne Pillen, durch seinen bloßen Willen, aus Seel' und Leib dir treiben kann die Dünste und die Grillen. II. Ich habe gute Dienerschaft, die Knechte heißen: Selbstgeschafft und Spätzubett und Aufbeizeit; die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit; Durst, Hunger heißen Schenk und Koch; hab' auch zwei Edelknaben noch, genannt Gebet und gut Gewissen, die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen. Das andere (von Pasevant, das Gewissen, Frankfurt a. M. 1857) lautet so: Beim Eintritt ins Leben ward dem Menschen als Mitgift ein Ruder und ein Compaß gegeben, um glücklich sein Schiff auf dem oft sturmbewegten Meere

nach einem fernen Hafen zu führen. Denn er ist ein Auswanderer. Das Ruder ist der Wille, der Compaß das Gewissen. Sieht er unverrückt auf diesen und hält er jenes mit fester Hand, so erreicht er trotz Wind und Wellen sein Reiseziel. Rudert er nicht, so kommt er nicht weiter, rudert er ohne Hinblick auf den Compaß, so geräth er in Untiefen und Klippen.

---

37. Wächterruf.

(Von Hebel.)

1. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

2. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Oelfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi der Charte sitzt,
Dem bieti iez zum letztemol, —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

3. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund,
Und mach di wieder froh und gsund!

4. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans Gheiß und Roth
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I wills nit hoffen, aber gschieht's —
Gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

5. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

6. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,

Und wer im Friede der Tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe Mueth,
Und gang ans Gschäft, und — halt di guet.

1. Es pflegten in früheren Zeiten (und an manchen Orten besteht die gute Sitte wohl noch) die Wächter nach jedem Abruf einer Stunde der Nacht einen Vers zu singen, entweder aus einem Lied des Gesangbuchs oder aus einem andern frommen und volksmäßigen Liede. Und dieser Sitte verdankt mit manchem andern auch unser schönes Lied seinen Ursprung, das denn auch in seiner Heimath in den Dienst, dem es zugeschrieben war, alsbald genommen worden ist. Mit der 10. Stunde beginnt der Wächter seine Wanderung. Sein erster Zuruf gilt allen Wachenden, betet und geht dann (daher: jez betet und jez &c.) ins Bett. Der Mahnung schließt sich ein Wunsch an: schlof sanft und wohl. Aber nicht allen wird dieser Wunsch erfüllt, erstens denen nicht, die auf bösen Wegen gehen; aber solchen gilt auch des Wächters Wunsch und Ruf nicht, daher der Zusatz: wer e rüeihig Gwisse het; und des Schlafes Wohlthat wird zum Andern denen nicht zu Theil, an deren Herzen Sorge und Kummer nagt, denen gilt der Hinweis auf den nimmer schlafenden Hüter im Himmel, was der Dichter so schön ausdrückt: im Himmel wacht e heiter Aug die ganzi Nacht. Das offene Auge ist das Zeichen des Wachens, und das Auge sieht und sorgt und liebt. Es ist ein heiteres Auge, das droben wacht, mit dem Wort wird angedeutet die ewig ungetrübte Seligkeit des himmlischen Vaters und zugleich die Liebe zu seinen Menschenkindern. So bereitet dieser erste Ruf die folgenden vor. Der zweite wendet sich an die, welche jenem ersten nicht gefolgt sind, indem sie Arbeit oder Spiel noch wach erhält. Die Mahnung wird schon dringender: dem bieti (d. h. biet' ich — vergl. jemand einen guten Morgen bieten, oder = gebieten) jez zum letztemol, 's isch hochi Zeit — doch zürnt er beiden darum nicht: und schlofet wohl! Die Stunde der Mitternacht erinnert den Wächter an die Kranken und Traurigen, die Schmerz und Kummer nicht schlafen läßt; unter dem Schmerz werden wir körperliches Leiden zu verstehen haben, daher am Schluß: und mach di wieder froh (dich den Bekümmerten) und gsund (dich den Schmerzbeladenen). Jenen, wie diesen war schon das Wort zum Trost gesagt, daß im Himmel ein heiter Auge wache auch über und für sie. Die Gegenseite des obigen Verses: wer e rüeihig Gwisse het, giebt der vierte Abruf, der sich an die wendet, welche auf dunklen Pfaden gehen. Die Sünde sucht die Finsterniß und fliehet das Licht („Wer Arges thut, der hasset das Licht"). Außerordentlich schön und rührend ist das eingeschobene herzliche und dringende Wort: i wills nit hoffen, aber gschieht's. Der fünfte Zuruf wendet sich, und in aller Innigkeit und Herzlichkeit, an diejenigen, welchen eine schwere Sorge am Herzen nagt und den Schlaf schon vor dem neuen Morgen hinweggenommen hat. Dieser Vers streift nahe an den dritten, dort war vom Kummer, hier ist von der Sorge die Rede, der Kummer ist auf das Vergangene und Gegenwärtige, die Sorge auf das Gegenwärtige und Zukünftige gerichtet. Von tiefer Wirkung ist auch hier wieder die theilnehmende, treuherzige Anrede:

du arme Tropf, di Schlof isch hi ꝛc. Gsi. Das Wort Sein bildet das 2. Particip in der hochdeutschen Sprache von dem Hülfszeitwort wesen (gewesen), das wir außerdem nur noch als Hauptwort und in Zusammensetzungen haben, wie abwesend, anwesend, verwesen. Der alemannische Dialect hat noch das Particip von dem ersten Stamme: gsi. Für den Inhalt wollen wir uns des Verses (von G. Neumark) erinnern:

Was helfen uns die schweren Sorgen,
Was hilft uns unser Weh und Ach,
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Aber auch die Lebenserfahrung des Dichters bietet zu dem Worte eine rührende Erinnerung. Seit dem Jahre 1791 war er als Lehrer und Hofdiakonus in Karlsruhe angestellt. Im Jahre 1805 erhielt er, als Anerkennung seiner Verdienste, den Titel eines Kirchenraths. Mehrfache Umstände bestimmten ihn indeß im folgenden Jahre, sich um die evangelische Pfarrei in Freiburg zu bewerben. Er machte persönlich eine Reise dahin und der herzliche Empfang und die dringende Aufmunterung zum Bleiben bestärkten ihn in dem Vorsatz, Karlsruhe mit Freiburg, das beschwerliche Lehramt mit dem leichteren Pfarramt zu vertauschen. So begab er sich auf den Heimweg nach Karlsruhe. Auf diesem aber erwachten wieder in seiner Seele die Erinnerungen an all die schönen, freundlichen Verbindungen und Berufskreise und -freuden, die er mit jenem Wegzug lassen sollte, und die Unentschlossenheit und Bekümmerniß, welche ihn schon vordem hin und her geworfen hatten, erfaßten ihn mit erneuter, verstärkter Macht. Drei Stunden von Freiburg, in Emmendingen, blieb er über Nacht. Er konnte lange Stunden keinen Schlaf finden. Als er endlich der Erschöpfung erlegen, da weckte ihn um die zweite Stunde des Morgens die Stimme des Nachtwächters mit seinen eigenen Worten:

Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt, es wär nit nöthig gsi!

Diese Worte übten, wie eine Mahnung von Oben, eine beruhigende Gewalt auf sein Gemüth. Und er ist in Karlsruhe geblieben. — Gott sorgt, heißt es hier; oben im 1. Verse: im Himmel wacht ꝛc. Mit dem 6. Ruf endlich, der wieder, wie der erste, allgemeineren Inhalts ist, wendet sich das Lied wieder an alle, und den Blick in die Zukunft des neuen Tages. Wer im Friede der Tag erlebt — nur solchen oder doch ihnen zumeist gilt die folgende Mahnung, zumal der Schluß derselben. Im Friede — nicht blos gestärkt leiblich, sondern auch gestärkt mit Frieden und Ruhe des Gemüths vom Himmel. Oben lautete die Mahnung: jez betet und jez göhnt ins Bett — hier entsprechend: dank Gott — und gang ans Gschäft, und nun noch — denn die Bekümmerten

liegen doch dem Dichter am meisten im Sinne und am Herzen — ein Wort an sie: faß e frohe Mueth — und der ist ja zu Allem und Allen gut und noth. Und wie es oben mit einem Rückblick hieß: wer e rüeihig Gwisse het, so hier zum Schluß mit einem Ausblick: halt di guet — daß du am Abend mit gutem, ruhigem Gewissen den Tag wieder beschließen könnest. So schließt das Gedicht, welches schon äußerlich durch den Abruf der einzelnen Stunden, und innerlich durch den Zusammenhang der Mahnungen zusammengehalten wird, befriedigend und wohlthuend ab. — Noch wollen wir nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß jede Strophe, mit alleiniger Ausnahme der zweiten, welche jedoch von dem Ton und Character der andern Mahnungen ihre nähere Bestimmung und Beleuchtung erhält, in einen Hinweis ausgeht auf Gott, den fürsorgenden Vater, den allmächtigen Helfer, den strafenden Richter, den barmherzigen Sorger. Was die Form des Liedes betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß eine Einstimmigkeit derselben auch insofern darin waltet, als jede Mahnung in allgemeinen Worten anhebt (wer e rüeihig Gwisse het — wer no an — wo no in der Mitternacht e Gmüeth u. s. w.) und am Ende in directe Anrede sich verwandelt; im 1. Verse: schlof sanft und wohl — was als Imperativ der 2. P. wird zu nehmen sein — dann: und schlofet wohl! — dann: so geb der Gott — dann: gang heim — dann: du arme Tropf — endlich: und halt di guet! —

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Nachtwächters Klagelied — Nachtwächters Sorgen — die Nacht — das vorstehende Gedicht mit einem der nachfolgenden zu vergleichen.

3. Es ist schon oben bemerkt, daß wir verwandte Gedichte in nicht geringer Anzahl besitzen, doch reichen wenige an das unsere. Wir wollen zwei hier schließlich folgen lassen, eines von Claus Harms und eins von Hebel selber.

I. Wächterruf.

1. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zehn geschlagen!
Zehn Gebot' schärft Gott uns ein;
Gieb, daß wir gehorsam sein!
Menschenwachen kann nichts nützen;
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine Güt' und Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

2. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Elf Apostel blieben treu;
Gieb, daß ich dein Jünger sei.
Menschenwachen u. s. w.

3. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Zwölf Uhr ist das Ziel der Zeit;
Mensch, denk' an die Ewigkeit.
Menschenwachen u. s. w.

4. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Ein Gott ist nur in der Welt,
Dem sei Alles heimgestellt.
Menschenwachen u. s. w.

5. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Zwei Weg' hat der Mensch vor sich;
Herr, den rechten lehre mich!
Menschenwachen u. s. w.

6. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Drei ist Eins, was göttlich heißt, —
Vater, Sohn und heil'ger Geist.
Menschenwachen u. s. w.

7. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?
Menschenwachen u. s. w.

8. Hört, ihr Herrn, und u. s. w.
Die fünf Wunden unsers Herrn
Leuchten wie der Morgenstern. —
Auf, ermuntert eure Sinnen!
Denn die Nacht eilt nun von hinnen;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat so väterlich bewacht.

II. Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage."
Wie still isch Alles! Wie verborgen isch
Was Lebe heißt, im Schooß der Mitternacht,
Uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschentritt;
Es fährt kei Wagen us der Ferni her;
Kei Husthür gahret [1]), und kei Othem schnuuft,
Und nit emol e Möhnli [2]) rüeft im Bach.
's litt Alles hinterm Umhang jez und schloft;
Und öb mit liichtem Fueß und stillem Tritt
E Geist vorüber wandlet, weißi nit.
Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er schießt
Im Leerlauf [3]) ab vom müede Mühli-Rad,
Und näume [4]) schliicht der Iltis unterm Dach
De Tremle [5]) no, und lueg, do obe zieht
Vom Chilchthurm her en Uihl im stille Flug
Dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
Die groß i Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
Wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
Vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
An d'Heimeth chunnt, no k:ine Dächer sieht
Und numme do und dört e freündli Liecht.
Wie wirds mer doch uf eimal so kurios?
Wie wirds mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge [6]) möcht, weiß nit worum;
As wenni's Heimweh hätt, weiß nit — no was.
„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.
„Und ischs so schwarz und finster do,
„Se schine d'Sternli no so froh,
„Und us der Heimeth chunnt der Schi,
„'s muß lieblig in der Heimeth sy!"
Was willi? willi dure Chilchhof goh
Ins Unterdorf? Es isch mer, d'Thür seig off,
As wenn die Todten in der Mitternacht
Us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
E wenig luegten, öb no alles isch
Wie almig [7]). 'S isch mer doch bis dato ken
Bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
Und rüef de Todte, — nei, sell thuemi nit!
Still willi uf de stilli Gräbere goh!
Sie hen jo d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
Isch au scho ihre Mitternacht verbei?
's cha sy, es fallt no dunkler alliwill
Und schwärzer uf sie abe, — d'Nacht isch lang.
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
Schon an de Berge uf, — i weiß es nit.
Wie isch's so heimli do? Sie schlofe wohl,

---

[1]) Knarrt. [2]) Unke. [3]) Kanal zur Ableitung des Wassers neben den Mühlrädern. [4]) irgendwo. [5]) Balken. [6]) weinen. [7]) ehemals.

Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
Sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
I hör jo 's Unrueih in der Chilche; 's isch
Der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
Und d'Mitternacht schnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
Dört mittem Tschäubbeli [1]) am grüene Nast,
Und pfift dur d'Scheie [2]) her am Garte-Hag.
Sie chuuchet [3]) füecht an d'Chilche-Mur und chalt!
Die lange Fenster schnattere dervo
Und 's lopperig [4]) Chrüz. Und lueg, do lüftet sie
En offe Grab! — Du gueten alte Franz,
Se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
Und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
Und d'Liechtli us der Heimeth schine dri!
He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
Zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
In d'Heimeth dure [5]) chunnt. Doch wer emol
Si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
Zum letzte mol do niden übernacht,
Und wenn es taget, und mer wachen uf,
Und chömmen use, hemmer nümme wit,
E Stündli öbben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäpfli [6]) ab,
Und bi so nüechter bliebe hienechtie.
„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.
„Und d'Sternli schiene no so froh,
„Und us der Heimeth schimmerts so,
„Und 's isch no numme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit!"
Wo bini gsi? Wo bini echterst jez?
E Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,
Und witers nüt? Nei weger [7]), witers nüt!
Isch nit's ganz Dörfli in der Mitternacht
E stille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
Wie dört, vom lange, müede Wachen us!
Vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
Do untern Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
Und warte, bis es taget um sie her?
He, 's würd jo öbbe [8])! Und wie lang und schwarz
Au d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
Verschlofen isch der Tag deswegen nie;
Und bis i wieder chumm, und no ne mol,
Se gen mer d'Gühl [9]) scho Antwort, wenni rüef,
Se weiht mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tannewald, er lüpft
Alsgmach der Umhang obsi; 's Morge-liecht,
Es rieslet still in d'Nacht, und endli wahlt's [10])
In goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
E Lade do und dört e Husthür uf,
Und 's Lebe wandlet use frei und froh.
Du liebi Seel, was wirds e Firtig sy,
Wenn mit der Zit di letzti Nacht versinkt,
Und alli goldne Sterne groß und chlei,
Und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
In Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast [11])
Bis in die tiefe Gräber abe dringt,
Und d'Mutter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!"
Und Alles usem Schlof verwacht, und do
Ne Lade ufgoht, dört e schweri Thür!
Die Todte luegen use jung und schön.
's het menge Schade guetet übernacht,
Und menge tiefe Schnatte [12]) bis ins Herz
Isch heil. Sie luegen use gsund und schön,

---

[1]) Kleine Strohbüschel als Warnungszeichen an verbotenen Wegen. [2]) Zaunpfahl am Garten. [3]) haucht. [4]) wackelig. [5]) durch ihn. [6]) Stufen (kleine). [7]) Wahrlich. [8]) etwa. [9]) Hähne. [10]) Wogt's. [11]) Glanz. [12]) Wunde.

Und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
Bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!
„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.
„Und d'Liechtli brennen alli no;
„Der Tag will jemerst no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„Er hört wohl, wenn es Vieri schlacht."

38. Der Rheinstrom.

(Von G. B. Mendelssohn.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seeen: — unergründlichen smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluthen entströmen diesen Seeen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in Einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten, an seinen Mündungen zimmert ein ebenso freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluthen, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässrige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europa's. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den brittischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheines, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

---

1. Die Abhandlung hat drei Absätze, welche drei Abschnitte bezeichnen. Jeder derselben beginnt mit der Quelle des Flusses (1. in dem erhabensten und herrlichsten — — dem Rhein ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden; 2. an den Wiegen des Rheines — — 3. an seinen alpinischen Quellen — —) und schließt an der Mündung desselben, es betrachtet also jeder den Fluß in seiner ganzen Ausdehnung. Aber nach verschiedenen Seiten, nämlich der erste beschreibt seine Natur und Entwicklung, der zweite die Völker an seinen Ufern, der dritte seine Bedeutung als völkerverbindende Handels- und Reisestraße. Der erste Satz giebt gleich den Grundton an, aus welchem die ganze nachfolgende Darstellung gehen soll, es wird ein Preis des Flusses sein. Diesem ersten Satz könnte man die Frage entgegenstellen: aber giebt's denn nicht viele Ströme, die viel breiter und länger sind, viel größere Gebiete und Wasserfülle haben? Diesem Gedanken kommt der zweite Satz zuvor, welcher einlenkend und einschränkend anhebt: „nicht zwar auf seine Größe", und diesem Zugeständniß die Begründung nicht fehlen läßt (viele andere Ströme — bis: Ausdehnung seines Gebiets). Während indeß auf dieser Seite nur von den natürlichen Vorzügen die Rede ist und sein kann, ist auf der andern, auf welcher der Schriftsteller steht, von einem Zweifachen die Rede, von natürlichen Vorzügen zuerst, die auch die andern Flüsse nicht haben (nicht einem aber ist — bis: so vollständige Entwicklung), und zum Andern von der geistigen Bedeutung des Stromes, die er durch den Menschen gewonnen (nicht einer sieht — bis: Gegenwart vereint). Merke auf die Wahl und den Wechsel der Ausdrücke: viele übertreffen ihn (es könnte auch heißen: haben einen weit größern 2c.) — keinem ist beschieden — nicht einer sieht an seinen Ufern 2c. V i e l e a n d e r e S t r ö m e, s e l b s t e u r o p ä i s c h e — ist nicht so zu fassen, daß das viel auch auf die europäischen mit sich bezöge: auch viele europäische, was sich nicht würde erweisen lassen, sondern so: viele andere Ströme, worunter auch europäische. D i e A u s d e h n u n g d e s G e b i e t s unterscheidet sich von Länge und Breite insofern, als das Flußgebiet eine Fläche umschließt, deren Seiten in geraden Linien die Quellpunkte des Hauptflusses und der Nebenflüsse bilden. Ein Koloß ist

zunächst eine Riesenbildsäule, dann allgemeiner: jede riesenhafte, übermäßige Größe (das Wort ist griechischen Ursprungs), davon das Adj. kolossal in dem Sinne: von ungewöhnlicher, sehr bedeutender Ausdehnung, Größe. So richtige Verhältnisse — deutlicher ein anderer Autor: dessen Gebiet sich in besser proportionirte Theile theilt. Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart: die folgende Darlegung giebt hierzu mehrfache, wiewohl meist nur andeutende und zerstreute Bemerkungen. Wir wollen uns aber durch das Wort erinnern lassen an die großen Städte aus alter Zeit (wie Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mannheim, Mainz, Koblenz, Köln), die an seinen Ufern liegen, an die Dome, Schlösser, Burgen und Burgruinen, Klöster und Landhäuser, an die Denkmale aus der Zeit der alten Deutschen wie der alten Römer, die die Wege des schönen Stromes schmücken, an die Gebirge und Felsen, Weingelände und Obstbäume, die seine Ufer bekränzen, an die Geschichten von Jung Siegfried und Roland, von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, an die Pfalzgrafen vom Rhein und die Turniere der Ritter, an die Zeiten und Leiden Heinrichs IV. und den Ruhm und Glanz der edlen Hohenstaufen, an Switbertus und Guttenberg, an der mächtigen Hansa Städte und Schiffe und Schätze und Heere, und an die liebliche Sage, welche die Zeugen all jener längst versunkenen, ruhmes- und lebensvollen Wirklichkeiten freundlich umschwebt und verklärt. Und wenn wir das tausendfache bewegte Leben sehen auf den Fluren und Bergen und in den Städten an des Stromes Borden und sehen die Hunderte von Lust- und Lastschiffen, von Dampf- und Segelschiffen, die auf seinen Wogen daherfahren, so werden wir's verstehen, wenn der Verfasser redet von der „lebendigen Gegenwart." — In dem erhabensten und herrlichsten, (nämlich) dem centralen Gebiete des Alpengürtels. Man unterscheidet die Ur- oder Central-Alpen, die sich von den Quellen des Po hinziehen bis zu dem ungarischen Hügellande in einer Breite von 12 bis 15 Meilen, und sich auszeichnen durch ihre Höhe, ihre zackigen, schroffen, schneebedeckten Gipfel, nackte, senkrechte Wände, enge Klüfte, tiefe, schmale Thäler; von ihnen südlich, westlich und nördlich lagern sich den Uralpen die Kalkalpen vor. Die Gletscher (oder Glättscher) sind ungeheure Eisfelder, sie liegen tiefer als die Hochgipfel der Alpen und erfüllen die vom Hochgebirge niedersteigenden Thäler und Schluchten; sie entstehen durch die gethauten und dann gefrorenen Schneemassen, haben bald eine ebene, bald eine höckrige, mit seltsam gestalteten Erhöhungen versehene, grünlich oder bläulich glänzende Oberfläche, rutschen allmählig hinab und geben durch die am Fuße und an der untern Fläche schmelzenden Massen vielen großen Strömen Ursprung und Nahrung (so auch dem Rhein). Was sie unten verlieren, wird durch den Schnee, der sich auf der Oberfläche ansetzt, schmilzt und gefriert, immer wieder ersetzt. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten — nämlich die tobenden Gewässer, oder wie sie gleich darauf bildlich genannt werden, die ungestümen Alpensöhne (s. u. d. Gedicht). Durch das Letztere wird zugleich eine Zweideutigkeit beseitigt, indem man sonst sprachlich das Fürwort auch auf die Gletscher beziehen könnte. Die ungestümen Alpen-

söhne beruhigen sich in den Seeen — in raschem, doch ruhigerem Lauf gehen sie weiter — in Ein Bett vereinigt, wogen sie friedlich dahin. Bei den Seeen verweilt die Darstellung länger und mit Vorliebe, sie werden zu den größten und schönsten (Deutschlands oder Europas) gezählt, sie werden unergründliche Becken genannt, ihr schöner, grünschimmernder Farbenglanz hervorgehoben, und ihre schöne Umgebung beschrieben. Dann wird von einem derselben (dem Bodensee) noch eine — auf die Bestimmung: der größten Seeen zurückweisende — ergänzende Angabe hinzugefügt: einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Die bisherige Beschreibung bis zu den Worten: doch schon ruhigerem Lauf, gab fast nur (die Rebenhügel ausgenommen) ein Bild der Natur, wie sie an sich dem beobachtenden Auge sich darstellt; von der bezeichneten Stelle an tritt die Kultur, die Kunst, die Menschenbelebte Gegenwart hinzu; da sehen wir lachende (durch Menschenhand angebaute) Fluren, Schlösser, Dome, Städte, Schiffe; das Letztere wird, der Anlage des Satzes gemäß, in einem umschreibenden, die Sache zugleich näher, nämlich nach Thun und Zweck bezeichnenden, und enger an das Vorausgehende anschließenden Nebensatz ausgedrückt: denen sie reiche Lasten zuführen. Aus dem Hochgebirge stammt der Strom; ehe er in die schrankenlose, weite Ebene gelangt, muß er noch einmal durch Gebirge hindurch, aber es sind andere, als die ersten: waldgeschmückte Gebirge. Die Sprache ist in diesem letzten Satze von besonderem Schwung und Schmuck; alles wird zu lebenden, bewußten Personen; die Waldgebirge sind aus weiter Ferne schon sichtbar, sie scheinen den schönen Strom herbei zu sehnen, sie winken ihm — aus blauer Ferne (wieder sinnlich anschaulicher) — der Strom kommt endlich zu ihnen heran, sie scheinen dieser Gemeinschaft und seiner glatten, glänzenden Fluthen und ihrer eignen Schönheit sich zu freuen, sie spiegeln sich in ihm, er betritt, wie ein Wanderer, die Ebene, er eilt, wie von Sehnsucht nach dem unendlichen Ocean getrieben, dem Schooß des Meeres, wie ein Kind der Mutter, oder ein Jüngling der Heimath, zu, in der Absicht, ihm, wie zum Dank, zum Geschenk, seine mächtigen Gewässer (Wasserspenden) darzubringen und dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

2. Der letzte Satz vermittelt den Uebergang zu dem nächsten Satz und Abschnitt. Auch hier wieder finden wir eine schwunghafte, bilderreiche, durchaus anschauliche, malerische Sprache. Der Gedanke würde in einfacher, trockner Rede etwa so lauten: an den Quellen des Rheines, in der Schweiz, wohnt ein — Hirtenvolk; an seiner Mündung, in Holland, ein — Handelsvolk. Der Schriftsteller giebt seiner Rede zunächst dadurch den Ausdruck der Spannung, der Anregung, daß er im ersten Satze die Namen der Völker gar nicht nennt, sondern sie nur aus ihrer Characteristik errathen läßt; dann belebt er sie, indem er den folgenden, die Lösung gebenden Satz in Form der Frage giebt, der zuversichtlichen, herausfordernden: wo ist der Strom, der ꝛc. Ferner läßt er's nicht bewenden bei dem kahlen Ausdruck: Hirten, Handelsvolk, er bestimmt sie näher, und dies führt ihn auf eine vergleichende Zusammen-

stellung der beiden Völker, frei sind sie beide, aber das eine arm, doch dabei froh, das andere ist reich und — zwar nicht so fröhlich und beweglich, wie jenes, aber, was dem wiederum abgeht, — kunstsinnig, gewerbfleißig, unternehmend. Sodann, nachdem er die Hirten einmal bezeichnet hat nach dem, was sie sind, nämlich frohe Leute, sagt er, was frohe Leute gemeiniglich thun, nämlich daß sie singen, und item nachdem er die andern bezeichnet als unternehmende Leute, sagt er gleich etwas, worin dieser Geist sich zu allermeist offenbart, nämlich daß sie Schifffahrt treiben; damit käme heraus: an seiner Quelle singen arme, aber freie und frohe Hirten, an seiner Mündung treibt ein ebenso freies 2c. 2c. Volk Schifffahrt. Weiter, indem er den Gegenstand des Thuns in den Vordergrund schiebt und an das Bild von dem Kinde anknüpft: an den Wiegen des Rheines erklingen die Gesänge armer 2c. Hirten; auf der andern Seite fand sich zwar für: die Wiege kein entsprechendes Bild (doch heißt es dem ersten entsprechend, aber auch der Natur der Sache gemäß, in der Mehrzahl: an den Mündungen), auch bleibt hier der Personenbegriff: das Volk, der Vorder- und Hauptbegriff, doch wird die Thätigkeit auch hier uns vor Augen gemalt: es zimmert seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Hierin ist zugleich ein gut Stück enthalten von dem, was wir oben lasen: geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart. Nun fährt in eigentlicher Rede die Darstellung fort: wo ist der Strom, der eine 2c. — hätte? Minder genau schließt sich hieran der Relativsatz: der seine Bahn so durch 2c. Doch wird die Verbindung sich durch den Zwischengedanken ergeben, daß nicht blos an den Enden (den Quellen und Mündungen) die Landschaften so glückliche, fruchtbare, freie sind, durch welche der Rhein geht und führt, — vielmehr führt seine Bahn durch lauter 2c. Der nun folgende Satz weist deutlich zurück auf den Anfang, den Satz: viele andere Ströme übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle 2c. Er ist ausgedrückt in der Form des Gegensatzes; hierfür können Bindewörter gebraucht werden, wie: aber, hingegen; oder bei untergeordnetem Satzverhältniß: während, wenn gleich, wenn auch, wenn u. a. In unsrer Periode ist der Vordersatz in die Frageform gestellt ohne Bindewort, und durch diese Auslassung wird die Beziehung des Gegensatzes nachdrücklicher bezeichnet und hervorgehoben. Der Vordersatz ist gegen den Nachsatz auffallend kurz, der denn freilich auch das enthält, worauf es hier vornehmlich ankam. Die Gliederung ist nun im Folgenden diese: andere Flüsse (a [1]) haben weit größere Wasserfülle, der Rhein hat (b [1]) klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluthen. Andere Flüsse haben größere Breite (a [2]), der Rhein hat (b [2]) gerade die rechte Breite; dieser letztere Satz theilt sich wieder in zwei Hälften, nämlich: 1. die Breite ist (α) hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker — (das kleinere Fahrzeug, das größere, der allgemeine Begriff), 2. die Breite ist auch (β) nicht zu groß, nicht so groß, daß — nun geht dieser zweite Satz wieder in zwei einander ergänzende Theile auseinander — nicht so groß, daß (β^1) sie die beiden Ufer von einander schiede, und daß nicht (β^2) der an dem einen Ufer Stehende das andre erreichen könnte, 1. mit dem Auge, 2. mit

der Stimme. Der erkennende Blick kann nicht blos durch zu große Breite, sondern, wie der folgende Satz erklärend hinzufügt, auch durch neblige Ufer gehindert werden. Freilich so breit ist der Strom immer, daß ein lauter Ruf und ein gutes Auge dazu gehört, um an das jenseitige Ufer hinüber zu reichen. Der Blick reicht hinüber und erkennt das Drübenliegende, der Ruf wird gehört und verstanden. Es wird nun nicht schwer sein, ein Bild von dieser Periode in Form eines Stammes mit Aesten und Zweigen darzustellen. Der dritte Abschnitt, welcher den Rhein als Handels- und Reisestraße auffaßt, bedarf zu seiner Erläuterung der Karte, während er von sprachlicher Seite erhebliche Schwierigkeiten nicht darbietet.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: in ähnlicher Weise zu behandeln die Elbe (wobei im Anfang — Satz 2. — noch anderes und mehreres abzuziehen wäre, z. B. Anmuth, Ufer, Weinberge — dagegen große Städte und geschichtliche Erinnerungen ꝛc.) — die Oder — die Weser — die Saale — oder der genannten Flüsse einen darzustellen unter dem Bilde eines Baumes oder eines Riesen (vielleicht im Tone eines Räthsels).

4. Für den Anfang der Abhandlung mag der Hinweis verstattet sein auf das Lied vom Rhein, von Schenkendorf, und des Rheinstroms Gruß, von Rückert (beide mit Beziehung auf die Freiheitskriege); eine Zusammenstellung von Donau und Rhein giebt Rougemont (Ausgabe von Hugendubel II. Seite 32. 33.). Wir wollen hier noch ein schönes Gedicht von Em. Geibel folgen lassen, das die prosaische Darstellung zu ergänzen und zu verklären vorzüglich geeignet ist.

Der Rhein.

(Von E. Geibel.)

1. O Sohn der Alpen, in krystallnen Wiegen
Genährt von Gletscherbrüsten, heil'ger Rhein,
Wenn du dem blauen Schweizersee entstiegen,
Dich jauchzend warfst vom schroffen Felsgestein,
Und glorreich nun, ein Held nach frühen Siegen,
Das Thal durchwallst im laub'gen Kranz von Wein
Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen:
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen.

2. Und traun, mit Fug. Denn deutschen Lebens Bild
Und Zeuge bist du, seit von süßen Zähren
Auf deinen Höh'n der Rebstock feurig schwillt;
All' um dich her erwuchsen unsre Ehren;
Du sahst zuerst erhöht des Reiches Schild,
Des Reichs, nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wir Waisen, nun im eignen Vaterlande
Ruhmlos zertheilt, wie du zuletzt im Sande.

3. Den Kaisern warst du werth: die Starken zog
Der Starke, daß, was gleich, zusammen wohne;
Hier stand der Stuhl des großen Karl, hier bog
Konrad das Haupt vor Konrad, eine Krone

Mit Lächeln missend; hier im Festgewog
Schied der im rothen Bart vom eh'rnen Sohne;
Siegstrunken mocht' er deinen Wirbeln lauschen,
Nicht ahnend, daß sein Tod bald solches Rauschen.

4. Auf deinen Burgen horstet' ein Geschlecht
Frei, wild und mild; es wohnt in seinem Sinne
Von deiner Traub' ein Anflug, zum Gefecht
Das Herz befeuernd, wie zu Sang und Minne.
Wie freudig blutet' hier der Edelknecht,
Wenn aus der Herrin Blick von hoher Zinne
Ein Gruß als erster und als letzter Dank
Auf sein verströmend Leben niedersank!

5. Und Städte sah'n voll Trotz in deine Welle,
Wo unter'm Krummstab Bürgerfreiheit sproß
Und Füll' und Kunst, und wo dann morgenhelle
Die neue Zeit ihr Kinderang' erschloß;
Denn war's zu Mainz nicht, wo in stiller Zelle
Ein andrer Dädalus die Flügel goß,
Die stark das Wort in alle Winde tragen?
Ward nicht zu Worms des Glaubens Schlacht geschlagen?

6. Und heut, welch' reich Gewühl umbraust noch heut
Die Rebenufer, wo vom breiten Riffe
Die Veste droht, und weit im Thal zerstreut
Die Essen rastlos sprühn! Mit grellem Pfiffe
Durchkeucht das Dampfgespann des Doms Geläut,
Und durch die Fluthen wandeln Feuerschiffe
Wie schwarze Riesenschwäne; Flaggen winken
Und Winzerjubel schallt und Römer blinken.

7. Gebrochen sind die Burgen. Ihre Zeit
Ging aus, doch sitzt an ihrer Thürme Scharten
Die Sage harfend noch, die Wundermaid,
Und lallt im Traum von Chriemhilds Rosengarten,
Vom Drachenstein und von der Nonne Leid.
Und fließt das Mondlicht um die Felsenwarten:
Da singt die Loreley und aus dem Dunkel
Der grünen Wasser glimmt des Horts Gefunkel.

---

39. Psalm.

(Von Klopstock.)

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne.

„Vater unser, der du bist im Himmel!"
Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name!"
Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich!"
Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnet!
Wohl ihnen, wohl,
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
„Wie im Himmel, also auch auf Erden!"
Er hebt mit dem Halm die Aehr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde,
Aber sein Donner rollt auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halm, am Zweig', an dem Hügel und im Walde.
„Unser tägliches Brot gieb uns heute!"
Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns uns're Schuld,
„Wie wir vergeben unsern Schuldigern!"
Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit!
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
„Sondern erlös' uns vom Uebel!"
Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf, ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wand'rer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Kraft
„Und die Herrlichkeit! Amen."

1. Das ist ein rechtes Lied im höhern Chor, voll hohen Schwunges und großer Gedanken, die in ihrer gewichtigen, strengen Kürze, in ihrer drängenden Fülle, in ihrer edlen, reinen Sprache, in ihrer zwar freien, doch bedeutsamen rhythmischen Bewegung jedes empfindende Gemüth erheben und erbauen müssen. Es liegt, wie wir gesehen, dem Gedicht das Vaterunser zu Grunde, dessen einzelnen Bitten es vorbereitend und ausdeutend sich anschließt. Wir beten: Vater unser, der du bist im Himmel. Dieses Wort dringt in seiner ganzen Schwere und Größe auf uns ein, wenn wir in die Worte Himmel und Vater uns vertiefen. Was ist der Himmel? ein unbegrenztes, ungemessnes Licht- und Luftmeer, besäet mit zahllosen Heeren von Sternen, groß und klein. Welten sind sie alle, tausende viel tausendmal größer als die Erde, auf der wir heute wohnen. Wer hat all' solches Heer geschaffen? Und sie alle gehen ihre geordneten, stillen Bahnen an des Himmels Plan, es gehen Monde um Erden, Erden um Sonnen: wer hat das also geordnet und leitet der Sterne Heerschaaren wie an unsichtbaren Fäden? und wer hat ihnen die Kraft gegeben, ein Licht zu sein den andern, ein jegliches in seiner Art? und wer hat gemacht, daß sie sich allzumal halten in des Himmels Räumen und nicht sinken? Die Weisen haben gesagt, es müßte, ob auch unserem Auge unsichtbar, eine Centralsonne geben, die solche unermeßliche Kraft der Anziehung habe und übe auf die andern Sonnen und Monde und Erden zumal. Aber von wannen hat denn diese wieder ihre Kraft? Die eigentliche Centralsonne ist, der im Himmel wohnt, Gott der Herr, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden. Was ist nun diese Erde gegen die Myriaden geschaffener Welten? (ein Tropfen nur am Eimer, heißt es in der „Frühlingsfeier") und was ist der Ort, auf dem ich bin und lebe und wohne, gegen die große Erde? und was bin ich, Sohn des Staubes, Kind der Vergänglichkeit, gegen die Millionen, die seit der Welt Schöpfung auf ihr gelebt haben und leben und noch leben werden, bis der Tag kommt, da der Herr Himmel und Erde wird zusammenrollen, wie ein Gewand? Und dennoch kann auch ich meine Augen aufheben und sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel. — Alle jene Welten, Monde und Erden und Sonnen sind bewohnt, bewohnt von geistbegabten Wesen; und so verschieden die Gaben und Grade sein mögen, Eines ist ihnen doch allen gegeben, die Kraft, Gott zu denken, ein Licht ist ihnen allen geworden, das Licht der Gotteserkenntniß, das Vermögen, sich Gottes zu freuen. Und wenn sie Gott denken, anbeten, seiner sich freuen, so wird sein Name dadurch verherrlicht, geheiligt, und daß dieser sein hochheiliger Name gesucht und gefunden werde von allen, die sein Odem schuf zu lebendigen, denkenden, ihn denkenden Wesen, darum beten wir: Geheiliget werde dein Name. — Die geschaffenen Geister denken Gott, freuen sich seiner, seiner Güte und seiner Gaben und seiner Herrlichkeit, aber wer vermag ihn ganz zu denken, seiner ganz sich zu freuen? Das vermag allein Er selber, der Hocherhabene, dessen Gedanken höher sind, als aller Himmel Himmel, „der da wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann" (1. Tim. 6.). Und das ist seine Seligkeit. Und zu solcher Seligkeit in ihm hat er die Geister, die auf all den Welten woh-

nen, zu führen beschlossen. Also auch uns Menschenkinder. Und daß sie immer völliger komme in uns und auf unsere Erde und wachse von Tag zu Tag, darum beten wir, daß — gleich wie zu jenen Welten allen, auch — zu uns komme sein Reich. — Also hat er für sie, für uns beschlossen in seiner ewigen Weisheit und Erbarmung, und hat geordnet seiner Geschaffenen gegenwärtiges und zukünftiges, diesseitiges und jenseitiges Geschick. Wäre solcher Rath und solches Werk in ihre eigene Hand gegeben worden, welch ein Ende würden sie genommen haben mit Schrekken und Verderben. So aber ist ihnen und uns („und wohl auch uns!") Alles geordnet zu Heil und Segen. Darum wollen wir auch gern und in Demuth in seine Hände und in seinen Willen unser Schicksal legen, unser Glück im Leben und unser Heil im Sterben, und beten: dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. — Und sein Wille geschieht auf Erden, und gleich wie er sorget für unser geistiges Theil, also nimmt er sich auch an der Nahrung und Nothdurft unsres Leibes. Wie schön, bündig und kurz und doch so lebensvoll anschaulich und umfassend ist die folgende Beschreibung des irdischen Wachsens und Segens! Achte auch darauf, es heißt nicht: er läßt wachsen, läßt reifen, läßt Nahrung finden, sondern er hebt empor mit dem Halm die Aehre (wie schön dies Bild vornehmlich), und doch so kurz, wie wir's in anderer Weise gar nicht geben könnten), er reift, er weidet. Auch ist der Fortschritt der Bilder nicht ohne Bedeutung: von der niedern Aehre geht das Gedicht fort zu der höheren Frucht am Baum, von der goldnen Aehre zu dem goldnen Apfel, von diesem zu der Purpurtraube, dies ist die edelste Frucht, von ihr, die am Bergeshang gedeiht, ist der Uebergang leicht zu dem (ebenfalls am Berge — „am Hügel" — weidenden) Lamme, und dem Lamme ist das sanfte Reh so nahe verwandt, wie der Hügel leicht zu der Vorstellung des Waldes führt. Aber wie der Himmel Segen bringt, so verbreitet er auch Schrecken und Verderben — durch Donner, Blitz, Hagel, Schlossen. „Die Schlosse zerschmettert es am Halme" 2c., das heißt das, was am Halme 2c. ist. Darum haben wir Ursache zu bitten, daß der Himmel uns gnädig sei und des Feldes und Waldes Frucht segne und behüte, und gleichwie wir beten, daß Gott sich erbarme über unser geistiges Theil, so bitten wir auch, daß er uns Brot gebe zu seiner Zeit: unser täglich Brot gieb uns heute. — Aber woher alle jene Uebel und Schrecken auf Erden? von nichts anderem, als von der Menschen Sünde, ohne sie wäre die Erde geblieben, was sie war im Anfang der Zeiten, ein Paradies. Ob wohl auf andern Welten auch so die Sünde waltet und herrscht, und der Sünde Sold mit ihr, der Tod (darum heißt es: Sünder auch und Sterbliche sind), der den Freund vom Freunde trennt? ob auch dort, die vordem Freunde gewesen, Feinde werden und Haß und Lieblosigkeit, Bosheit und Untreue auch dort das Leben trüben und verbittern? Hier unten, auf dieser Erde, ach da ist es also, und geschiehet also auch von uns, darum unser Gebet: vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. — Aber trotz der Sünde und des Todes will Gott, daß alle zur Glückseligkeit gelangen (er hat von Ewigkeit her „den Entwurf gemacht zur Seligkeit

aller seiner Weltbewohner"). Und ob auch die Wege verschieden sind, die er uns führt, zur Glückseligkeit gehen sie, und Freuden, mannigfache Freuden („es sproßt von Freuden auf") blühen auch auf dem Pfade, der durch die Einöde geht. Aber auch unter den Freudenblumen ist die Schlange verborgen, die Sünde, die Versuchung, und nicht blos durch Mangel und Leiden wird die Seele versucht, auch, und wohl mehr noch, durch Glück und Freuden und Ueberfluß. Dessen gedenkend, beten wir: führ' uns nicht in Versuchung, sondern erlös' uns von dem Uebel. — Hiermit ist das eigentliche Gebet zu Ende. Die Lobpreisung, zu der sich der Schluß erhebt, faßt noch einmal all die einzelnen Hauptgedanken wie Strahlen in Eine Flamme zusammen. Anbetung dir, der die große Sonne (das ist Gott selber) mit Sonnen und Erden und Monden umgab (s. Str. 1.), der Geister erschuf (Str. 2.), ihre Seligkeit ordnete (Str. 3.), die Aehre hebt (Str. 4.), der dem Tod ruft (daß er komme und die Lebenden hinwegnehme, Str. 5.; rufen mit dem 3. Fall construirt bedeutet: durch Zurufen andeuten, daß einer kommen soll, während es mit dem 4. Fall verbunden den Sinn hat: jemanden durch Rufen herbeiführen); zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt (Str. 6.), Anbetung dir! —

2. Themata zu schriftlicher Uebung: das vorstehende mit dem folgenden Gedicht zu vergleichen — oder mit der Umschreibung von Matthias Claudius (im Wandsbecker Boten) oder mit dem Lutherliede: Vater unser im Himmelreich.

3. Friedrich Gottlieb Klopstock wurde geboren 1724 (2. Juli) zu Quedlinburg; sein Vater war brdbg. Kommissionsrath, ein schwärmerischer, überspannter Mann, er kam später als Pachtamtmann nach dem preußischen Amte Friedburg im Mansfeldischen. 1739 kam der Sohn nach Schulpforte, hier war die Bibel sein Lieblingsbuch, den Messias zu besingen, sein Lieblingsgedanke. 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des „Messias", die in ganz Deutschland den außerordentlichsten Beifall fanden. Seit 1748 lebte er in Langensalza als Hauslehrer, 1750 reiste er zur Erholung zu Bodmer nach Zürich, 1751 wurde er durch den Minister Bernstorf an den Hof des Königs Friedrich V. nach Kopenhagen berufen. 1754 vermählte er sich mit Meta Moller, der Tochter eines Kaufmanns in Hamburg (im 15. Gesang des Messias Cidli = Meta), sie starb 1758 und ist begraben zu Ottensee („Saat von Gott gesäet, dem Tag der Garben zu reifen"). Seit 1770 lebte er in Hamburg mit dem Titel eines dänischen Legationsraths und einer dänischen Pension, vermählte sich 1791 noch einmal und starb am 14. März 1803. Er wurde unter dem Gesange seiner Lieder: Auferstehn, ja auferstehn — und: Wie wird mir dann, o dann mir sein, in Ottensee (bei Altona) neben seiner Meta bestattet. Oden. Messias (1748 bis 1772). Kirchenlieder. Schriften über Sprachwissenschaft. Geistliche Trauerspiele. Bardiete (vaterländische kriegerische Schilderungen). Ein echt deutscher, vaterländischer und christlicher Dichter. —

4. Das schöne Klopstock'sche Gedicht hat viele andere Versuche der Art hervorgerufen, unter welchen wir der besten einen, „das Gebet der

Kinder zu ihrem himmlischen Vater," von Mahlmann, hier schließlich folgen lassen.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin das gläubige Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!
Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr, Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiliget werde dein Name!
Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen!
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr, Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist Alles recht, ist Alles gleich. —
Zu uns komme dein Reich!
Kommt, Engel! aus den heil'gen Höh'n,
Steigt nieder zu der armen Erde;
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandeln soll! —
Doch in deiner Nähe
Führst du alle, daß sie heilig werden!

Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden.
Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht ergläuz' im grünen Laube!
Es weide die Heerde im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube
Und Alles genieße mit Dank und Freude!
Unser tägliches Brot gieb uns heute!
Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich unser! —
Schwachheit ist des Menschen Loos!
Deine Gnad' ist grenzenlos,
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergieb uns unſ're Schuld,
So wie wir vergeben!
Herr, Herr, uns're Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir hoffen auf's Morgenroth,
Wir sehnen uns Alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!
Denn du bist Herr
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich und d Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.

40. Der Wanderer in der Sägemühle.

(Von J. Kerner.)

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.

6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

---

1. Dort unten in der Mühle. Der Dichter hat also seinen Standpunkt auf einer Höhe, einem Berge, zu Füßen den Ort, der ihm die ernste, trübe Mahnung gab; so liegt auch nunmehr unter ihm die Sorge um des Erdenwesens Wandel und des Menschenlebens frühes Ende. Saß ich in süßer Ruh — nichts sorgend, nichts denkend, im Frohgefühl des stillen, heitern Genießens. Und er sieht dem Spiel der Räder zu, dem Wogen des Wassers, der Arbeit der Säge. Die Einförmigkeit dieser Bewegungen und die Eintönigkeit ihres Schalles wiegt seine Seele wie in einen Traum: die Tanne gewinnt ihm Leben, Bewußtsein, Sprache. (Fast ist dieser unmerkliche Uebergang der Seele aus der Anschauung der Wirklichkeit in die innerliche Anschauung des Traumes — oder des Gesichtes — zu hart und wortreich ausgedrückt — es war mir wie ein Traum, und dann: die Tanne war wie lebend —. Es bedurfte zur rechten poetischen Darstellung dessen beiden nicht. Vergl. der Knabe und die Tanne, von Scheuerlin.) Die Tanne bebt, mitten ins Herz verwundet von der blanken Säge scharfem Zahn, durch alle Fasern, und der schneidende, schrillende Schall, den das Eisen an dem Holz hervorbringt, wird dem Ohr des Dichters zum klagenden, melodischen Gesang. Und warum klagt und trauert sie? nicht um sich, nicht um ihre Wunden und ihr Vergehen, sondern um den Wanderer, dem sie ein Bote des Todes werden muß. Du kehrst zur rechten Stunde — — bei mir ein; weil eben heute die Bretter bereitet werden zu deinem Sarge, und: daß ich dir selber es verkünden kann, was dir bevorsteht. Du bist's, für den ꝛc. anstatt: für dich dringt die Wunde mir ins Herz hinein. So wird häufig ein Glied des Satzes, um es nachdrücklicher hervorzuheben, von dem Satze abgetrennt, in einen besondern Satz, einen Hauptsatz gestellt, und die übrigen Glieder des Satzes als Nebensatz daran gefügt. So: das ist's, wovor mir bangt — es ist nur Eines, was uns retten kann —

du bist's, dem Ehr' und Ruhm gebühret. Weiter gehend wird das Wort, welches hervorgehoben werden soll, ohne andere Satzglieder (elliptisch) vorangestellt und dann mit dem Fürwort wieder aufgenommen, so: die Tugend, sie ist kein leerer Schall u. ä. Wenn kurz gewandert du — du wirst in einer Kürze im Schooß der Erden von meinen Brettern einen Schrein erhalten — nach kurzer Wanderung zur langen Ruh. Erden — ist die alte Form des Genitivs (und Dativs) der Einzahl von Hauptwörtern weiblichen Geschlechts; z. B. auf daß du lange lebest auf Erden — in der Sonnen — zu Gunsten — von Seiten — arm mit Ehren. Dem Worte folgt die bestätigende That alsbald nach: es fallen vier Bretter von dem Tannenbaum zur Erde, das sind — es bedarf dazu der Rede nicht mehr — die Bretter zu seinem Grabesschrein. In süßer Ruh saß er im Anfang dort, bei diesem Anblick wird das Herz ihm schwer (es wird ihm schwer ums Herz). Ein Wörtlein — wohl der Klage — wollt ich lallen; nur lallen, weil gedrückt, gepreßt von der ernsten, feierlichen Mahnung des Baumes. Da ging das Rad nicht mehr; dieser Satz hat die sinnbildliche Bedeutung: so wird auch bald deine Wanderung zu Ende sein, dein Herz stille stehen. — Das Gedicht leidet an manchen Härten, besonders der Construction und Wortstellung; so Str. 2. 3. 5.

2. Der Grundgedanke des Gedichtes ist: dem sehenden Auge ist die Natur eine Predigerin des Todes.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: die Tanne im Dienst des Menschen — welchem Baum des Waldes gebührt im Dienst des Menschen der Preis? — Gedanken beim Fällen eines Baumes.

4. Wir haben auf das vorstehende Gedicht schon oben (S. 134.) bei der „Kapelle“ von Uhland, und „Knabe und Tanne“ von Scheuerlin, hingewiesen, beide sind dem unsrigen nach Grundton und Ausführung verwandt. Hier wollen wir noch zwei ähnliche hinzufügen, eines von demselben Dichter J. Kerner (Preis der Tanne) und eines von N. Müller (der Tannenbaum).

1. Der Tannenbaum.

(Von N. Müller.)

Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr,
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her. —

„Wohl darf ich das Haupt erheben
Ueber andere Bäume stolz;
Denn ich bin für's Menschenleben
Gar ein viel bedeutend Holz.

Denn mein Gipfel giebt die Wiege
Für ein neues Menschenkind;
Darum schaukle, darum biege
Ich so lustig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme schaukeln,
Taugt vor allem gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in süße Ruh!

Und mein Stamm, der fest und stille
In die Erde bohret sich,
Giebt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Drum im Herzen still bewahre,
Was du hast an mir gesehn;
Denke, daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander steh'n!“

2. Preis der Tanne.

(Von J. Kerner.)

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Zu der Tanne sprach und schalt:
Stolze, himmelwärts dich hebe:
Dennoch bleibst du starr und kalt.

Spend' ich auch nur kurzen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft den Matten,
O wie leicht! der Heimath zu.

Und im Herbste, welche Wonne
Bring ich in des Menschen Haus?
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden,
Mehr zu laben als dein Wein
Lebensmüde! welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Augenlicht.

---

41. Bitte.

(Von Lenau.)

1. Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

2. Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

---

1. Es ist dunkle Nacht um den Dichter. In der Nacht ist Alles still, auf Straß' und Flur, in Haus und Hof, in Wald und Feld, in Baum und Strauch, es ist Alles in todtes, wartendes Schweigen getaucht, wie begraben. Nur daß hier und da eines Wanderers eilender Schritt oder eines Vögleins schriller Schrei durch das Dunkel dringt, mit seinem Verschwinden die Empfindung des Grauens und der Einsamkeit in der allgemeinen Todtenstille nur tiefer in die Seele drückend. Die Finsterniß tödtet das Leben. Sie ist dem menschlichen Herzen ein Bild des Todes und der Todesnacht, und er freut sich des wiederanbrechenden jungen Tageslichtes, das neues fröhliches Leben weckt und die Genossen des Lebens. Die Nacht, sagt das Sprüchwort, ist keines Menschen Freund. Nur in einzelnen Lagen und Stimmungen kann die Nacht unsere Sehnsucht sein oder unsere Liebe. In solcher Lage und Stimmung ist unser Dichter. Die Nacht ist ihm ein Bild seiner Seele, auf der auch ein tiefer, schwermüthiger Ernst lagert, die auch einsam sich fühlt mitten in der weiten Welt, die auch sich abwendet von dem Tageslicht und seinem Leben und Weben und Streben. So versenkt er sich mit aller Inbrunst der Liebe und des Verlangens, das das Gleiche sucht, in dieses Bild, und die Nacht wird ihm zum dunkeln Auge, aus dem ein tiefes, geistiges Leben zu ihm redet. Er bittet sie, auf ihm zu weilen, daß er aus ihr all' die Erquickung trinke, die sie in ihren dunkeln Tiefen birgt für ein Gemüth,

das sie versteht. Nur das ruhig weilende Auge hat die Macht und Gabe, die Seele zu entzünden und Liebe und Freude, Sehnsucht und Verlangen in sie gleichsam überzuströmen. Er nennt die Nacht ernst, milde 2c., diese Menge von Beifügungen und das Wachsen ihrer Längen versinnlicht in schöner Weise das Wachsen und Ueberschwellen der Empfindung; sie haben zugleich ihr Gegenbild in dem Gemüth des Dichters, das auch ernst, aber weich und wehmüthig gestimmt, in träumerisches Sinnen verloren und von jenem süßen Gefühl der Befriedigung erfüllt ist, welches das Bewußtsein der Gleichstimmung erwecken mag. Er bat sie, daß sie ihre ganze Macht übe an ihm; welches diese Macht sei, das sagt die zweite Strophe. Sie vermag auf zauberische, wunderbare Weise uns dieser Welt, indem sie ihren dunklen Schleier über sie breitet, zu entrücken, und das ist des Dichters Verlangen. Nimm, bittet er, nimm mit deinem Zauberdunkel diese Welt von hinnen mir; das heißt also mehr, als: laß sie mich vergessen, entrücke mich ihr und dem Lichte, das ja so viele Leiden und Schmerzen bescheint und weckt und auch meinem Herzen also gethan hat. Und schwebe dann, wenn du diese Welt voll Leid und Streit, voll Unruhe und Zwiespalt, voll Thränen und Sehnen von mir hinweggenommen, stille, einsam, friedereich über meinem Leben ohne Aufhören. — Der Ton des Gedichtes ist ein ernster, feierlicher, wehmüthiger, es liegt über das Ganze der Hauch der Schwermuth ausgebreitet, und das schwere Versmaaß (das trochäische) steht mit Ton und Inhalt im schönen Einklang. —

2. Der Grundgedanke des Gedichtes ist hiernach: die Sehnsucht nach Frieden, wie die Nacht sie weckt in dem Herzen.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: das vorstehende mit einem der unten folgenden Gedichte zu vergleichen — die Nacht (Schilderung) — Uebergang des Abends zur Nacht — Uebergang von der Nacht zum Morgen — Nacht und Morgen im Menschenleben.

4. Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau ward geboren 1802 am 13. August in dem Dorfe Csatad im Banat, studirte, nach einer in frommer Einfalt verlebten und von der Liebe einer edlen Mutter getragenen Kindheit, in Wien Philosophie, dann (3 Jahre) Rechtswissenschaft, und danach (wieder 3 Jahre) Medicin. Im Jahre 1829 starb ihm seine Mutter: der bitterste Verlust seines Lebens. Eine Reise nach Heidelberg, wo er sich als Arzt niederlassen wollte, brachte ihn in Bekanntschaft mit Kerner, Uhland, Schwab, Pfizer u. a. Der Umgang mit diesen Männern heilte auf eine Zeit seine oft von tiefer Schwermuth gedrückte Seele. Seine Sehnsucht nach dem Lande der Freiheit trieb ihn 1832 nach Amerika, doch kehrte er unbefriedigt zurück und lebte von da abwechselnd in Wien und Stuttgart. Im Jahr 1844 verfiel er in Wahnsinn, aus dem ihn nach langen Qualen endlich am 22. August 1850 der Tod erlöste. Er starb in einer Irrenanstalt bei Wien und wurde auf dem Friedhof von Weidling (einem schöngelegenen Dorfe bei Wien, wo seine Schwester wohnte) zu der Ruhe gebracht, die er im Leben und Dichten nicht gefunden. Er war der Letzte seines Geschlechts. Von seinen Dichtungen

sind die schönsten und gelungensten seine Lieder (lyrischen Gedichte), in denen sich Tiefe der Empfindung, oft mit einem Hauch der Schwermuth, zarter Wohllaut und Sinnigkeit der Naturanschauung erquickend vereinen.

5. Ein Gedicht desselben Verfassers von verwandtem Ton und Zug ist das folgende.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor,
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet!

In einem andern Gedicht: der Seelenkranke, spricht er zu seiner entschlafenen Mutter:

Laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden!

6. Schließlich noch einige andere verwandte Gedichte.

1. Die Nacht.

(Von L. Tieck.)

Im Windsgeräusch in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:

„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach' ich vertraut' euch so gerne."

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

2. Die Nacht.

(Von E. Mörike.)

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der frohe Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.
Vernehm' ich doch die wunderbarsten Stimmen,
Vom lauen Wind wollüstig hingeschleift,
Indeß mit ungewissem Licht gestreift,
Der Himmel selber scheinet hinzuschwimmen.
Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchsichtiger und heller aufzuwehen,

Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von sel'gen Feen, die im Sternensaal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und luftig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde missest,
Dich lieblich in dir selbst vergissest,
Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit!

3. Abendlied.

(Von Lenau.)

Friedlicher Abend senkt sich auf's Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die Holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Ueber ihr Antlitz.

4. Mittagszauber.

(Von H. Lingg.)

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitet,
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt, der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

5. Sommernacht.

(Von Gottfr. Keller.)

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf thautrunknen Fluren liegt!
Gegrüßt mir, hehre Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie ein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör' ich das Meer,
Im Geist, und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
Den mir der Wind von Westen bringt,
Indeß heraus von Osten schon
Die Ahnung, wie vom Tage, dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind —
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das längst ersehnte Heldenkind.

Doch wie auf blüh'ndem Erdenthal
Ein unermeßlich Schweigen ruht;
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt, so still und gut.

Der letzte, leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund.
Es ist, als thät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

42. Der Alpenjäger.

(Von Schiller.)

1. Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

2. Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

3. Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höh'n! —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn, loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Heerde?“

---

1. Das Gedicht zerfällt in zwei Abschnitte oder zwei Auftritte, von denen der eine im Hause, der andere in den Bergen spielt. Der erste umfaßt Str. 1. bis 3., der zweite Str. 4. bis 8. In jenem stehen einander gegenüber Mutter und Sohn, in diesem zuerst (Str. 4. bis 6.) Jäger und Gemse, dann (Str. 7. und 8.) Jäger und Berggeist. Der erste Abschnitt erzählt nicht, sondern enthält ein Zwiegespräch, dessen Fortschritt allein in den immer dringender werdenden Bitten der Mutter und in dem immer heftiger werdenden Abwehren und Hinausstreben des Jünglings liegt. Die Mutter sucht ihn zurück, daheim zu halten, indem sie ihn auffordert, die Lämmlein zu hüten oder die Rinderheerde zu weiden oder die Blumen zu pflegen. Das sind alles friedliche, gefahrlose und anmuthige Beschäftigungen. Auf das Letztere legen die ersten beiden Reden allein den Nachdruck, die letzte hebt auch jenen Umstand hervor: die Mutter spricht die letzte Absicht eben erst am Ende aus. Die lockende Schilderung hat immer ein Zweifaches im Auge, nämlich die Sachen und den Ort; die Sachen sind zuerst die Lämmlein, sie sind so fromm und sanft

(fromm in dem Sinne von still, friedsam, geduldig), dann die **Rinderheerden** (für sie hat das Gedicht keine schmückenden Worte), endlich die **Blümlein**, die freundlich blühenden (vgl. Sieh' die zarten Blüthen keimen, wie sie aus sich selbst erwachen, und wie Kinder aus den Träumen dir entgegen lieblich lachen). Der Ort ist zuerst die Wiese mit Blüthen und Bach, an denen die friedliche Heerde spielend sich nährt, dann der Waldeshang mit seinem fröhlichen Gesang der Vöglein, dem lieblichen Schall der Glocken am Hals der Thiere und dem muntern Klang des Hornes, das sie herbeilockt und zusammenruft (so ergänzt sich diese Schilderung für den Mangel, der eben erwähnt), endlich der Garten. **Ranft**, verwandt mit Rahmen, Rain, Rand, bedeutet soviel als Grenze, Saum, Einfassung. **Beet** (dasselbe Wort wie Bett) ist „der in Feld und Garten erhöht bearbeitete Boden." Das dritte Wort der Mutter schließt mit dem bestimmten Hinweis auf die Gefahren, die des Jägers warten auf den wilden Höhen. Allen diesen freundlichen und dringenden Bitten und Mahnungen der Mutter hat der Sohn nichts anderes entgegenzusetzen, als die Leidenschaft seiner Lust am Jagen, seiner Begier nach der Gefahr. Der wiederholte Anruf: Mutter, Mutter, drückt das drängende, ungestüme Verlangen aus, das sich mit jeder Anrede steigert: laß mich gehen, (das Komma ist hier nicht wegzulassen) jagen nach des Berges Höhen; dann: schweifen auf den wilden Höhen (dies Wort nimmt dann die Mutter in ihrem dritten Wort auf); endlich (abbrechend): laß die Blümlein, laß sie blühen. — In Rücksicht der Wortstellung bemerken wir, daß die Genitive fast immer dem andern Hauptwort voranstehen (1, 3. 4. 6; 2, 2. 4. u. f.), was vornehmlich in dem Falle geschieht, wenn der Genitiv den Haupt- (den Subjects)begriff angiebt, oder das Ganze oder den Besitzer. Das Gedicht giebt hierzu die Beispiele. —

2. Die Bitten der Mutter haben den Knaben nicht bewegen können. Er stürmt hinaus. „Es treibt und reißt ihn fort" — er ist seiner nicht mehr Herr, eine wilde, geheime, böse Macht treibt ihn gewaltsam, unwiderstehlich von dannen und immer weiter — nicht zu besonnenem, bewußtem Thun, sondern zu „blindem Wagen", und nicht mit dem Zwecke des Schaffens, Gebens, Erhaltens, sondern des Zerstörens und Verderbens. Und das nimmt seinem Thun, so sehr wir die Entschlossenheit, Kraft und Gewandtheit anerkennen müssen, ihren sittlichen Werth. Die Gazelle (= Gemse) flieht mit Windesschnelle, er ist ihr nach und nahe, sie klettert auf die nackten Felsenrippen, sie springt über zerborstene Klippen, er folgt ihr auch dahin, bis auf den höchsten Grat, wo der Pfad verschwindet, die Rettung unmöglich ist. **Der gewagte Sprung trägt sie** — eine schöne bildliche Redeweise, welche die Sache (das Springen) zur Person erhebt. **Hinter ihr verwogen** — vgl. verwegen (das Adjectiv), das Zeitwort: sich etwas verwegen (wie in dem Berglied unsers Dichters: es hätte sich's keiner verwogen). **Mit dem Todesbogen** — dies ist eine gewagte Zusammenstellung in dem Sinne: der den Tod bringende Bogen. **Grat** ist eine scharfe, spitze Erhöhung; wir haben davon das geläufige Rückgrat und Gräte. **Nähe** und **Höhe** ist ein unreiner Reim. In dieser

höchsten Noth bleibt dem armen verfolgten Thiere nichts übrig, als das Flehen um Erbarmung; aber Worte hat sie ja nicht, nur mit dem Auge kann sie flehen (mit des Jammers stummen Blicken — Jammer = tiefes Schmerzgefühl). Umsonst. Der harte Mann legt den Bogen an. Und eben will er losdrücken. Da erscheint ihr Retter, der Geist, der Bergesalte (der Alte des Berges, der Schutzgeist seiner Bewohner). Von da, wo die Erzählung beginnt (Str. 4.) haben wir nur einmal das Imperfectum gefunden (ging zu jagen), dann unausgesetzt bis hierher das Präsens, welches die schnelle Folge des Jagens und Fliehens trefflich versinnlicht. — Und mit seinen Götterhänden — wiederum eine gewagte Zusammensetzung in dem Sinne: Hände, wie sie Götter haben, weitreichende, in die Ferne wirkende, allmächtige. Menschenhände drohten dem gequälten Thiere Tod und Verderben, Götterhände mußten sich seiner erbarmen, wider sie vermag menschliche Kraft und Leidenschaft und Verwegenheit nichts, der Gott erhebt seine Hände, er hält sie über das gequälte Thier, und die Hand mit dem Todesbogen muß sinken. Mußt du Tod und Jammer (nicht den Tod allein, sondern den Jammer der Angst, der Schmerzen, des langsamen Dahinsterbens) senden bis herauf zu mir? Verbreitest du nicht schon Tod und Jammer genug auf deiner Erde unten im Gethal? Mußt du — treibt dich herauf das Bedürfniß der Nahrung oder der Sorge für Weib und Kind? oder haben dir meine Thierlein je Schaden und Verderben gebracht, daß du sie müßtest verfolgen und tödten, um dich ihrer zu wehren? Sie wohnen so friedlich und still und froh auf ihren Höhen — was giebt dir ein Recht, ihren Frieden zu stören und die hohen Felsenriffe zu röthen mit ihrem unschuldigen Blute? Raum für alle hat die Erde — für dich auch und für dein Geschlecht, und hat nicht die Natur dich tausendfach gesegnet mit Blüthen und Früchten, mit Lämmern und Rindern und Gaben und Gütern ohne Zahl? — was verfolgst du meine Heerde?

3. Und hiermit ist denn auch die Idee des Gedichtes angedeutet, sie ist keine andere, als der unersättliche Kampf des Menschen wider die friedliche Natur. Der Mensch, mit dem allen, was die Natur ihm geschenkt und was zu besitzen und zu gewinnen er ein Recht hat, könnte friedlich und glücklich leben, aber er will auch das ihr noch rauben, worauf sie ihm das Recht versagte, und daß er dies Recht mit Gewalt sich nehmen, erzwingen will, und feindselig gegen sie und ihre Schützlinge wirkend auftritt, das ist seine Schuld. Diesen Gedanken in dem Bilde der Sage zu veranschaulichen und zu vergegenwärtigen, darauf kam es dem Dichter allein an, und indem er seine Aufgabe damit als gelöst betrachtet, schließt er die Geschichte ab, ohne daß wir erfahren, ob der Jäger durch den Tod bestraft wird, oder ob er nur, durch des Geistes Drohen geschreckt, zurückweicht und der Geist damit sich begnügt, das gequälte Thier aus seinen Händen gerettet zu haben.

4. Auf verwandte, denselben Grundgedanken veranschaulichende Gedichte ist schon oben hingewiesen worden. Hier erinnern wir nur noch an den wilden Jäger von Bürger und lassen zur Vergleichung noch zwei

Stücke folgen, nämlich der Blumen Rache von Freiligrath, und die Sage nach der Grimm'schen Erzählung.

1. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frisch gepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen;
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn wie Spinnweb' ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger:
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise,
Drehn und schwingen sich, und singen
Der Entschlaf'nen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

„O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

„Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

„Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt, sie neigen
Sich zu der Entschlaf'nen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

2. Der Gemsjäger.

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter emporklomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen, und lässest mir nicht meine Heerde? jetzt sollst du's mit deinem Blute theuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern." Der Zwerg verschwand, und der Jäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche ging's ebenso und dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seine Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinter her geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Jägers Lust und Leid — das Gedicht mit der prosaischen Erzählung zu vergleichen — das Gedicht zu vergleichen mit der Blumen Rache — die Gemse — über den Grundgedanken des Gedichtes.

6. Johann Christoph Friedrich Schiller ist geboren 1759 den 11. November zu Marbach in Würtemberg, wird Schüler der Militair-Akademie, die Herzog Karl auf seinem Schlosse Solitüde gründete und später unter dem Namen der Karlsschule nach Stuttgart verlegte, studirt Medicin, wird Militairarzt, entweicht, lebt eine Zeitlang in Bauerbach bei Meiningen bei der Familie Wolzogen, wird 1783 in Mannheim beim Theater angestellt, kommt 1789 als Professor der Geschichte nach Jena, verheirathet sich 1790 (mit Charlotte v. Lengefeld), zieht 1799 nach Weimar, wird 1802 in den Adelsstand erhoben und zum Hofrath ernannt, und stirbt am 9. Mai 1805. Er ist ein edler Mensch von hoher Gesinnung, von strengem sittlichen Ernst, von reichster und tiefster Begabung, von rastlosem, reinem Streben nach Wahrheit und Vollendung, und ist erst nach langem Kämpfen und Ringen und Sorgen zur (innern und äußern) Ruhe gelangt. Das war der Mensch, und so ist auch der Dichter. Er ist der Lieblingsdichter des deutschen Volkes. Er ist Philosoph und Geschichtsschreiber (Geschichte des 30jährigen Krieges — Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande), er ist lyrischer (und epischer) Dichter, am größten aber und herrlichsten ist er als dramatischer Dichter, und der Character seiner Dramen stellt den Gang seiner innern Entwick-

lung und Geschichte deutlich dar. 1781 die Räuber. 1783 Fiesco (gleichzeitig Voß Louise). 1784 Cabale und Liebe. 1787 Don Carlos. 1797 die meisten Balladen. 1798 Wallensteins Lager. 1799 Wallenstein. Die Glocke. 1800 Maria Stuart. 1801 Jungfrau von Orleans. 1802 Turandot. 1803 Braut von Messina. 1804 Wilhelm Tell. Huldigung der Künste. — Die oben besprochene Ballade ist eines der letzten Gedichte Schillers, vielleicht sein letztes, es ist aus dem Jahre 1804.

---

43. Von der Schwierigkeit, Großes würdig zu preisen.

(Von J. J. Engel.)

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist, so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredtsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selber erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbegrenzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so außerordentlichen Kraft der Beredtsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

---

1. Durch den ganzen Abschnitt geht ein Gegensatz hindurch, den die erste Periode schon angiebt. E i n z u d ü r f t i g e r u n d z u g e r i n g f ü g i g e r G e g e n s t a n d — jenes bezieht sich auf den Inhalt, dieses auf den Werth. Auf der andern Seite steht dem Begriff dürftig gegenüber g r o ß, dem Begriff geringfügig e r h a b e n. Entsprechend würden auch sein die Begriffe: reich und bedeutend als Gegensätze von dürftig und geringfügig, doch passen in den Zweck und Zusammenhang der Darstellung die vom Redner gewählten besser. Es heißt: d e m R e d n e r n a c h t h e i l i g ist, nicht: dem Redner Schwierigkeiten bereitet o. ä. Er ist ihm nachtheilig in Bezug auf die Wirkung und den Eindruck, wie die folgenden Sätze dies weiter ausführen; und auf diesen Gesichtspunkt kam es dem Verfasser eben an. Vordersatz und Nachsatz sind verbunden durch: wenn schon — so. Dies giebt, auch ohne das hinzugefügte „noch weit mehr“ im Nachsatze, eine Steigerung an. W i e — s o, würde die Sätze als gleichwerthig einander gegenüber stellen. S c h o n e i n z u ꝛc. ꝛc. a b e r ꝛc. würde die Sätze weniger eng verbinden und den Gegensatz weniger scharf hervorheben. G e r i n g f ü g i g; vgl. Fug (= Recht, in dem älteren Gebrauch

= Angemessenheit), befugen, befugt, füglich, verfügen. Nachtheilig, vgl. Nachtheil, Vortheil, d. h. der spätere — und schlechtere, der frühere — und bessere Theil.

2. Der erste Gedanke ist ein zweitheiliger, zweiseitiger. Beide Seiten müssen nun näher erörtert, begründet werden. Dies geschieht im Folgenden. Dem ersten Theil gilt der 2. Satz, dem zweiten Theil der 3. und 4. Satz. Daß der zweite weiter ausgebreitet ist, hat seinen Grund darin, daß er dem Verfasser der nähere und wichtigere ist. Der zweite hat drei Glieder, welche sich deutlich so unterscheiden, daß das erste die Sache, das zweite die Form (die Weise des Vortrags), das dritte die Wirkung ins Auge faßt. Die drei Glieder entsprechen den drei Hauptbegriffen in dem Vordersatz der ersten Periode, nämlich in folgender Weise: 1. Ist auch der Gegenstand noch so dürftig, Witz und Scharfsinn können doch immer daran Seiten auffinden, von denen er merkwürdig erscheint; 2. der Redner kann durch seine Beredtsamkeit die Zuhörer über die Geringfügigkeit des Gegenstandes täuschen; 3. ist der Gegenstand an sich ihm nachtheilig, so kann er doch durch Aufwand von Witz und Scharfsinn und Beredtsamkeit Bewunderung für sich selbst erwecken. — Es heißt nicht ohne Grund: merkwürdig erscheint, nicht: merkwürdig ist; die Rede macht ihn merkwürdig, er ist es nicht an sich. Witz und Scharfsinn unterscheiden sich (denn es heißt: sein Witz oder — sein Scharfsinn) so, daß der Witz das niedere, der Scharfsinn das höhere Vermögen der Urtheilskraft bezeichnet, indem jener die Aehnlichkeiten und wechselseitigen Beziehungen der Dinge schnell und leicht wahrnimmt, auch die versteckten, während der Scharfsinn in das innere Wesen der Dinge dringt, schnell und leicht die feinsten Unterschiede und Unähnlichkeiten findet und von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet. Durch die Zauberkraft der Beredtsamkeit — absichtlich so stark ausgedrückt, nicht einfach: durch die Macht, oder: durch die Kraft der Beredtsamkeit; denn soll der Zuhörer über den Werth des Gegenstandes getäuscht werden, so muß der Redner zaubern, d. h. das Geringfügige in dem Glanz der Verklärung darzustellen, Holz in Gold zu verwandeln wissen. Täuschen heißt bewirken, daß einem etwas anders erscheint, als es in der Wahrheit ist. Wer betrügt, erregt zugleich eine Erwartung, die sich hinterher nicht erfüllt. Wenn auch nicht — es könnte dies möglicher Weise durch jene Mittel auch erreicht werden. Wenigstens ꝛc., denn es ist diese Wirkung nur eine untergeordnete in Vergleichung zu jener. Für den Mann ꝛc. — hier wird, während vorher allgemein von dem Gegenstand des Vortrags die Rede war, bestimmt ein Mann als solcher bezeichnet. Im Folgenden wird er der Held, sein Held genannt. Das zweite Glied begann mit: er kann, das dritte Glied beginnt blos mit: kann, weil das dritte Glied die beiden vorhergehenden mit einschließt. Wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will — dieser Satz mußte in die Form eines verkürzten Zwischensatzes gebracht werden, weil er nicht die Bedeutung eines Hauptgedankens in dem Zusammenhang des Ganzen hat, nur gleichsam angestreift wird.

3. Die dritte und vierte Periode führen die zweite Hälfte der ersten aus. Die dritte hat einen dreigliedrigen Vordersatz. Das Aber, womit sie beginnt, stellt das Folgende in Gegensatz zu der ganzen vorangehenden Periode. Aber wo — d. h. in dem Falle daß (oder wenn). Das erste Glied redet von dem Gegenstand der Rede, das zweite von der Stimmung der Hörer, das dritte von der Lage des Redners. Das zweite und dritte sind so verbunden, daß sie in Einen Satz zusammengezogen werden und der Inhalt danach in der Kürze auch so könnte bezeichnet werden: 2 und 3 reden von der Stimmung der Zuhörer rücksichtlich des Gegenstandes, und rücksichtlich des Redners. 3 Glieder, die denen der vorigen Periode nach Zahl und Inhalt entsprechen. Die Vortrefflichkeiten werden bezeichnet als glänzend, mannigfaltig und unbegrenzt; es liegt hierin eine Steigerung, ausgehend von dem äußeren Eindruck, übergehend zur Zahl und schließend mit dem innern (höhern) Werth. Vortrefflichkeiten ist ein etwas harter Ausdruck, und das Zu paßt wohl zu glänzend und mannigfaltig, aber schwerlich zu: unbegrenzt. Uebrigens weist dieser Satz zurück auf den Vordersatz des ersten, dessen Gegensatz er, auf einen bestimmten Gegenstand angewendet, ausdrückt. Alle Seelen der Zuhörer — man möchte erwarten: die Seelen aller Zuhörer; es ist zu erklären: alle Hörerseelen als Ein Begriff. Schon von Bewunderung durchdrungen findet — dies Schon giebt die Zeit an, während das Schon im Anfang (das zweite Wort) den (logischen) Gegensatz bezeichnete. Das dritte Glied der zweiten Periode hatte einen einschränkenden Zwischensatz. Der Vordersatz unserer (3.) Periode hat in seinem dritten Gliede wiederum einen — aber vergleichenden — Zusatz in den Worten: als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll. Also in allen Theilen der gleiche Bau. Vorher: der Gegenstand — der Mann, den er loben will — hier: der Held — der Mann, der durch sie geehrt werden soll; so hat die Rede zu wechseln. Der Nachsatz ist kürzer gefaßt, wodurch er aber an Gewicht nicht verliert; er hat auch, wie der Vordersatz, drei (Momente) Hauptbegriffe, dem Redner (um es ganz entschieden auszudrücken: auch dem kühnsten Redner) erliegt Sprache, Einbildungskraft und Muth: die Einbildungskraft, indem sie ihn bis zu der Höhe eines so erhabenen Gegenstandes nicht trägt, die Sprache, indem sie ihm für den Ausdruck und die Darstellung solcher Größe den Dienst versagt, und damit zugleich — sinkt nicht blos, sondern — erliegt der Muth des Redners. Diese drei Begriffe entsprechen den drei Gliedern des Vordersatzes, so daß die Einbildungskraft auf das erste, der Muth auf das zweite, die Sprache auf das dritte Glied desselben hindeutet. Dieser dritten Periode wird nun noch ein vierter Satz angefügt, welcher das Vorige weiter ausführt und zu gleicher Zeit, indem er das „dem Redner nachtheilig“ näher erörtert, eine Beschränkung angiebt, dahin zielend: es kann auf solche Weise dem Helden der Rede Unrecht geschehen, vielleicht auch dem Redner selber, indem jener Nachtheil nicht in einer Schwäche des Redners seine Ursache hat, sondern in der Schwäche der Kunst, der Sprache an sich.

4. Hiernach ist nun das Gerippe des Ganzen dies: Es ist schwer über Geringes zu reden, schwerer über Großes.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: über die Schwierigkeit des Verstehens (Beschreibung und Schilderung — Abhandlung, Predigt, oder Buch und mündlicher Vortrag) — unsere vorstehende Darstellung in Umkehrung auszuführen (es ist schwer über Großes zu reden, schwerer 2c.) — von den Gefahren des großen Reichthums (und der tiefen Armuth) — von der Schwere einer hohen, weithin wirkenden und schwerbelasteten Stellung (im Vergleich eines niedern Berufskreises) — von der Gefahr eines sehr glücklichen (im Vergleich eines viel heimgesuchten) Lebens — von den Sorgen des Feldherrn (im Vergleich der Sorgen und Pflichten des Soldaten). —

6. Das besprochene Stück ist die Einleitung zu einer längeren Rede auf Friedrich den Großen, die noch bei seinem Leben, an seinem Geburtstage, dem 24. Januar 1781, gehalten worden. Verglichen könnte damit werden eine Vorlesung von Joh. v. Müller, die an demselben Tage im Jahre 1805 (in der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin) gehalten ist — und die Einleitung insbesondere hat mit der unsrigen manche Verwandtschaft. Wir geben schließlich einen Abschnitt von ähnlichem Bau aus einer am Geburtstag des großen Königs im Jahre 1817 eben da gehaltenen Vorlesung von Schleiermacher.

Wann verdient ein Herrscher den Namen eines großen Mannes?

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron gezieret, er werde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beseelt und würdige Denkmäler seines Daseins zurückgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn: er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in ihren Verhältnissen und Entwicklungen fühlen und theilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnen und zu befreien suchen, kurz nicht sowohl der Schutzgeist seines Volkes muß er sein, als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von Allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt. Ist ein Herrscher zwar in dieser gemeinsamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und persönlichen: so kann er zwar ein kräftiger Regent sein, ja unter schwierigen Umständen ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein seinem königlichen Gewissen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen, ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt, ermangelnd einer glänzenden persönlichen Eigenthümlichkeit. Besitzt er diese zwar, aber jene fehlt ihm: so kann auch ein solcher ein wohlthätiger und gesegneter Regent sein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das Ganze sich fühlen und übersehen läßt, diejenigen zu stellen, in denen das gemeinsame Leben des Volkes sich kräftiger regt; aber auch im günstigsten Falle wird seinem Regiment jene frische Kraft fehlen, die ein großer Herrscher hineingelegt, und in minder günstigen wird man sagen, seine Trefflichkeit würde besser erkannt werden, wenn

nicht sein Schicksal wäre, zu herrschen. Ja ein solcher, wie denn die Beispiele hierzu in der Geschichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entsagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr, unter welchen Umständen es auch sei, lieber das eigne Leben lassen und noch viele Opfer mit sich hinunternehmen, als den erhabenen Posten aufgeben, den er sich würdig fühlt auszufüllen.

7. Der Verfasser unserer Rede, Johann Jakob Engel, wurde geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg. Er studirte in Rostock und Leipzig und wurde dann Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, später auch Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, namentlich auch des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Im Jahre 1794 kehrte er nach seiner Heimath zurück, ging nach etlichen Jahren auf den Wunsch seines inzwischen König gewordenen Zöglings noch einmal nach Berlin, starb aber nicht lange danach am 28. Juni 1802 in seiner Vaterstadt, wohin er gereist war, um seine sterbenskranke Mutter noch einmal zu sehen. Von seinen (populär-philosophischen), durch edle, klare, einfache Sprache und Gründlichkeit der Auffassung ausgezeichneten Schriften erwähnen wir Lorenz Starck, den Philosoph für die Welt, den Fürstenspiegel.

44. Der weiße Hirsch.

(Von Uhland.)

1. Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

2. Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

3. „Mir hat geträumt, ich klopft' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!"

4. „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!"

5. „Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

6. So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

7. Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara!

---

1. Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch. Auch hier, wie so oft, die Dreizahl. Vgl. Es gingen drei Bursche wohl über den Rhein — drei Schneider am Rhein (Herloßsohn) — die drei Söhne

(Lichtwer) — und das oben zu N. 10. (Hirtenbüblein) Bemerkte. Wohl dient hier nur zur Verstärkung der Aussage (zur Bezeichnung der Wirklichkeit), nicht, wie sonst gewöhnlich, zur Bezeichnung der Wahrscheinlichkeit. Birsch — die Jagd auf Hochwild, die Jagd im Walde. Zeitwort: birschen (bürschen, pirschen, pürschen). Sie wollten erjagen — er bedeutet hier, wie oft, ein Erlangen; durch Jagen gewinnen (vgl. erlernen, erlisten, erschleichen, erbetteln). Den weißen Hirsch — also mußte in dem Walde, in den sie gingen, ein bekannter Hirsch dieser Art sein, auf den vielleicht schon vielfach gefahndet worden war. Weiße Hirsche sind eine Seltenheit (ebenso wie silberfarbne und schwarze). Sie kommen in den Wald, sie sind dem Ziel so nahe, aber ehe es zu der beschwerlichen Jagd geht, wollen sie sich ein wenig erholen, sie legen sich unter den (s. v.) Tannenbaum und schlafen ein. Tannenbaum — die vollere, gewichtigere Form. Seltsam war der Traum, weil die drei Träume so einander ergänzten und fortsetzten, daß sie eben nur Einen Traum bildeten. Selten ist, was nicht oft und häufig vorkommt, da ist, seltsam nennen wir, was nicht blos selten vorkommt, sondern auch unsere Verwunderung erregt (und zwar darum unsere Verwunderung erregt, weil es von den geläufigen und gewohnten Vorstellungen und Begriffen abweicht, die wir von den Dingen haben). Das Seltene kann gefallen, ja Bewunderung erregen; das Seltsame setzt uns nur in Verwunderung und ist unter Umständen (wie hier) lächerlich. Wie lange sie geschlafen, erfahren wir nicht, genug, sie erwachen mit fröhlichem Gesicht und lustigen Gedanken. Und nun geht's an ein Erzählen. Der Dichter hält sich gar nicht bei den äußeren Uebergängen auf: Da nahm der Erste das Wort und sprach rc. Gleich als wäre etwas zu versäumen, nimmt der Zweite dem Ersten das Wort vom Munde und ebenso der Dritte dem Zweiten. Und diese Lebhaftigkeit, diese Hast, mit der sie ihre gehabten Träume und was sie im Traume gethan, berichten, (husch, husch rc.) steht mit dem sorglosen Verträumen und Verschlafen des günstigen Augenblicks in seltsamem Widerspruch und macht den Eindruck des Lächerlichen. Der Erste hat auf den Busch geklopft, da ist der Hirsch herausgerauscht. (Auf den Busch klopfen, braucht man sprüchwörtlich von dem Horchen und Tasten und Forschen und Fragen, wodurch man etwas, das man verborgen glaubt, herausbekommen will). Der Zweite, während die Hunde auf ihn einspringen und losbellen, schießt auf ihn. Der Dritte, da der Hirsch zu Boden gestreckt ist, bläst wie zum Siege ins Horn. Wir wollen nicht überhören die schöne Lautmalerei in diesen drei Versen, im ersten (3.) vorherrschend au, u, sch: ich klopft' auf den Busch, da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch — es ist als hörten wir den Hirsch durch das Gesträuch und Gestrüpp hindurchrauschen; im zweiten vorherrschend i, a, f, b: und als er sprang mit der Hunde Geklaff, da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff — es ist als hörten wir die Hunde und die Büchsen anschlagen; im dritten vorherrschend i und a (das Helle, Lustige): und als ich den Hirsch an der Erde sah, da stieß ich lustig ins Horn, trara! — es ist, als sähen wir den lustigen Bläser sein Horn ansetzen und hörten seine hellen Klänge. Nicht ohne einen Anflug des Spottes

fährt die Erzählung fort: so lagen sie da — sorglos und müßig schwatzend; auf einmal rennt der weiße Hirsch vorbei. Und eh' sie ihn recht gesehen, von Anhetzen der Hunde und Anlegen der Büchse kann schon gar die Rede nicht mehr sein, sie haben kaum mit ihren Augen, in denen noch der Schlaf ist, ihn recht gesehen, so ist er davon über Tiefen und Höh'n. Und der Dichter ruft den Helden noch ihre eigenen Traumschlußworte spöttisch nach: Husch, husch, piff, paff, trara! — Die Lebhaftigkeit des Erzähltones, wovon wir oben sprachen, prägt sich auch in dem Versmaaß aus, das ein sehr bewegtes (Jamben und Anapästen wechselnd, doch häufiger die letzteren) und auch durch die Zweizeiligkeit der Strophen (alles kurz und schnell ab) characteristisches ist.*)

2. Der Grundgedanke wird hiernach kein anderer sein, als der: so geht's, wenn man über Träumen und Schwatzen den Augenblick des Handelns ungenützt vorübergehen läßt — oder: wer's Glück haben will, muß aufpassen (muß Augen und Ohren aufthun). So wird es denn nicht auffallen, wenn wir dies Gedicht mit König Karls Meerfahrt (von demselben Dichter) in Verbindung bringen und

3. als Thema zu schriftlicher Uebung bezeichnen eine Vergleichung dieser beiden Gedichte. — Ein anderes könnte sein: nicht immer kommt das Glück im Traume — der lustige Jäger — Traumhelden — wen sucht das Glück? — der weiße Hirsch, nach dem wir jagen sollen.

4. Schließlich zwei andere Gedichte verwandten Inhalts.

I. Die Siebenschläfer.

(Von K. Simmrock.)

1. Et woren drei Sivveschlöfer,
De schleefe sivve Johr.

2. We de sivve Johr heröm senn,
Do waach den Enen op,

3. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Et brüllt enen Ohs."

4. Onn als he dat gesaat hatt,
Streck he sich widder hin

5. Onn schleef met dä zwei andre
Obe Neues sivve Johr.

6. We de sivve Johr heröm senn,
Do waach den Andern op,

7. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Et wor en Koh."

8. Onn als he dat gesaat hatt,
Streck he sich widder hin

9. Onn schleef met dä zwei andre
All widder sivve Johr.

10. We de sivve Johr heröm senn,
Do waach den Dretten op,

11. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Wat Ohs, wat Koh?

12. Loht Enen eckersch schlofe,
Mer kätt jo nett derzo."

13. Dat woren de Sivveschlöfer!
Ich glöv, se schlofe noch.

II. Familienfest.

(Von Chamisso.)

1. Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald,

*) Conradin Kreutzer hat den Character des Gedichtes in einer Composition für Männerchor trefflich wiedergegeben.

2. Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

3. Die Brüder luden zu Schlitten den Fang,
Und schleiften ihn heim, und jubelten lang'!

4. Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

5. Die Mutter briet und schmort' ihn gleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

6. Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen die fröhlichen Gäste zuhauf.

7. Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest,
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.

8. Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

---

45. Löwenritt.

(Von F. Freiligrath.)

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

3. Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt;
Sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

6. Sieh die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen,
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen

An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen:
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagascar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

---

1. Es ist ein gewaltiges, prächtiges Gemälde, das das vorstehende Gedicht vor uns aufrollt, gleich ergreifend durch die Kraft und Hoheit der Sprache, durch die rasche, lebensvolle Bewegung der Handlung, wie durch die Schönheit, Kühnheit und Neuheit der Bilder, unter welchen Natur und Handlung uns vorgeführt wird. Schon die Ueberschrift und die ersten Worte des Gedichts lassen den Character desselben ahnen, jene, indem sie das Bild angiebt, in welchem es sich danach bewegt (s. besonders Str. 4. 5. 9. und 10.), diese, indem sie mit Einem großen Zuge den Ton der Erhabenheit anschlagen, der das Ganze beherrscht. König der Wüste, dieses unermeßlichen Sandmeeres, ist der Löwe, hier ist er der Gebieter, der Gewaltige, dem Alles dienen muß, auch die Stärksten, auch die Schnellsten. Will nun einmal ein König durch seine Lande ziehen, so geht das eilender Weise, wie im Fluge. Also der König der Wüste, er will reitend sein Gebiet durchfliegen. Dazu braucht es eines pfeilschnellen Renners, er weiß, wo er den zu finden hat, gemessenen Schrittes wandelt er nach der Lagune und legt sich dort im hohen Schilfe nieder; aber nicht um zu ruhen, er kauert, zum jähen Sprunge jeden Augenblick bereit. Wen er hier erwartet, deutet das Wort an: wo Gazelle und Giraffe trinken; unter ihnen wird seine Beute sein und sein Reitpferd. Und nicht blos die Thiere der Wüste und des Waldes erbeben vor seinem Schritt und Brüllen, auch das Laub der Sykomore, unter der er sich lagert, rauscht und zittert über ihm. Lagunen sind weite, mit Schlamm (s. Str. 3.) und stehendem Meerwasser angefüllte Vertiefungen an flachen Küsten, sie entstehen durch periodische Ueberschwemmungen des Meeres. Sykomore heißt der Maulbeer-Feigenbaum, der in Aegypten und im Morgenlande wächst, 40—50 Fuß hoch wird, eßbare Früchte trägt und

ein Holz von außerordentlicher Dauerbarkeit hat, aus dem die Mumiensärge verfertigt wurden. — Von dem König der Wüste haben wir gehört, nun von einem andern Wüstenbewohner, in dem wir bald des Königs Reitpferd finden sollen, von der Giraffe; auch sie schreitet majestätisch durch die Wüste, auch sie nach der Lagune zur Abendzeit. Ehe indeß das Gedicht von ihr selber redet, schildert es zuvor den Ort und seine Umgebungen, wie sie zur Zeit des sinkenden Tages sich darstellen. Im Hottentottenkraale glühn die hellen Feuer, der Tafelberg, in Dunkel gehüllt, glänzt nicht mehr im bunten Farbenwechsel, der Kaffer schweift einsam durch die Wüste, Gnu und Antilope schlummern, im Busche jene, diese am Strome. Kraal ist ein Hottentottendorf, dessen aus Zweigen gebaute und mit Gras oder Schilf bedeckte Hütten wie Bienenkörbe aussehen. Der Tafelberg, unweit der Kapstadt, hat seinen Namen von der ½ Stunde langen und 3000 Fuß breiten Ebene, die er oben bildet, er hat eine Höhe von ungefähr 3500 Fuß, ist mit Pflanzen der mannigfaltigsten Art und Farbe bekleidet und erscheint im Laufe des Tages bald in Nebel eingehüllt, bald in glänzenden und wechselnden Farben der Beleuchtung strahlend (daher: bunte, wechselnde Signale). Karoo (Karroo) ist eine dürre und öde Steppenfläche, wie sie sich am Kapland häufig finden; die Kaffern, ein tapferes, kräftiges Volk, sind durch die gewaltsamen Uebergriffe der europäischen Colonisten zu erbittertem Kampfe aufgereizt und schaden ihnen häufig durch nächtliche Ueberfälle. Das Gnu ist eine Antilopenart von besonderer Schnelligkeit und Zierlichkeit der Bewegung, es hat die Größe eines kleinen Pferdes und lebt in großen Heerden nördlich vom Cap bis zum Oranjefluß. — So ist das Bild der abendlichen Natur — und wir nehmen aus Str. 6. hinzu, daß der Mond herniederleuchtet — wenn die Giraffe den Lagunen zuschreitet, um mit den trüben Fluthen ihren brennenden Durst zu löschen. Der letztere Umstand ist mit tiefstem Nachdruck ausgeführt (um so entsetzlicher der nachherige pfeilschnelle Ritt): das arme Thier will die heiße, schlaffe Zunge kühlen; es eilt lechzend durch die nackte, brennend heiße Wüste des „sandigen Meeres“, es kniet nieder, streckt den Hals und schlürft das trübe Wasser. Aber wie kurze Rast und Erquickung! Kaum hat es sich niedergelassen, da regt sich's im hohen Schilf, und der Löwe sitzt ihm brüllend auf dem Nacken. Nun ist dem Reiter sein Roß gefunden, und von hier beginnt, was die Ueberschrift ankündigt, der Löwenritt. Es liegt fast ein Zug der Grausamkeit in der folgenden Schilderung: Welch' ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken ꝛc. Schabracke = Pferdedecke. Marstall = Pferdestall (eines Fürsten) von Mar = Pferd, davon noch erhalten: die Mähre, Marschall, Marstall. Von außerordentlicher Schönheit und Gewalt und Pracht ist die nun folgende Schilderung des Löwen (5, 1. 2.), der sich einhaut (um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne) und der aufspringenden und dahinrennenden Giraffe (Str. 5, 3. 4; 6, 1—4.). Bug — der vorstehende Theil der Brust eines Thieres, Schulterblatt und Schenkel. Die Giraffe springt auf mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes, die Gewalt des Schmerzes, des Schreckens, der Erschlaffung machen den Schrei dumpf. Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit

Pardelhaut vereinigt. Pardel = Parder, Panther. Die Alten nannten die Giraffe wegen dieser Verwandtschaft mit Kameel und Parder: Camelopardalis. Was indeß die Schnelligkeit der Fortbewegung anlangt, so hat diese in dem Mißverhältniß der vordern zur hintern Höhe und der ganzen Höhe zur Länge ihre großen Schwierigkeiten und geht nicht so schnell von Statten, daß man es nicht mit einem rüstigen Jagdpferde einholen könnte. Vgl. Lenz. Nat. gesch. I. Band. S. 554 f.*). — Nicht bedeutungslos ist in Str. 6 die Folge der Bilder: Die Füße, die den Sand der Wüste schlagen, die Augen, die starr aus ihrer Höhlung treten, der Hals, an dem das schwarze Blut herniederrieselt, das Herz, das die stille Wüste klopfen hört — dies letzte Bild vor allen erhaben und ergreifend. — Hiernächst verläßt die Schilderung auf eine Zeit die beiden Thiere, erst mit Str. 9. (oder 8, 4.) kehrt sie zu ihnen zurück. Eine gelbe Sandsäule wirbelt hinter ihnen her — dies wird durch ein vierfaches Bild veranschaulicht, durch Erinnerung an die Feuersäule, die dem Volk Israel durch die Wüste voranzog (4. Mos. 9.) durch den Vergleich mit einem Geist der Wüste, mit einem fahlen, lustigen Schemen, mit einer Wasserhose. Yemen heißt eine Gegend im südlichen Arabien, am rothen Meer. Schemen = Schimmer, Schein, Schattenbild; wir werden uns hierbei an die besonders im wüsten Arabien häufigen Luftspiegelungen erinnern können. Fahl bezeichnet die Farbe des Welken, Absterbenden: bleich, blaß, schwärzlichgrau. Trombe; das deutsche Wort Wasserhose konnte der Dichter hier nicht brauchen, er wählt deshalb den fremden (aus dem Französischen stammenden) Namen. Um das Bild des Sandes der Vorstellung fester einzuprägen, wird es wiederholt aufgenommen, 3mal in 2 Zeilen: in der Wüste sandgem Meer, eine sandgeformte Trombe, eine gelbe Säule Sandes. Eine Sandsäule wirbelt hinter ihnen her; ihrem Zuge folgt 2c. Zu beziehen auf die Säule: dem Zuge der Säule, wodurch auch die fortschreitende Schilderung sich enger an das erste Bild (von der Feuersäule der Wüste, der das Volk Israel folgte) anschließt. Geier, Hyäne, Panther — jedes der Thiere wird durch einen Zug, und jedes in anderer Weise gezeichnet: der Geier nach dem, was er, diesem Zuge folgend, thut, die Hyäne nach ihrem allgemeinen Character, der Panther nach dem, was er vordem gethan hat; so ist auch hier alles Leben und Mannigfaltigkeit. Die Entweiherin der Grüfte wird die Hyäne genannt, weil sie die Gräber aufwühlt und die Leichname frißt, denn sie hat, wie der Geier, lieber Aas zur Speise, als frisches Fleisch. Hürde bedeutet ein Geflecht von Holz (von Weidenruthen), woraus bewegliche Wände gemacht sind; im Besondern, wie hier, bezeichnet man mit dem Wort Schaafhürden. Das impf.

---

*) Levingstone, der berühmte Bereiser Afrika's, macht auch dem Löwen die Majestät seiner Erscheinung, die Furchtbarkeit seines Gebrülles, wie die Eigenschaften des Muthes und der Kraft streitig und bemerkt hierbei mit unverkennbarer Beziehung auf unser Gedicht: „In manchen Fällen sind Löwen wohl einem Pferde auf das Hintertheil gesprungen, dagegen hat noch Niemand sie auf dem Widerrist einer Giraffe gesehen.“ Und Pütz (Geographie, Freiburg 1859, S. 137) bemerkt: „Reißende Thiere halten sich von der Wüste fern, die ihnen weder Beute, noch Wasser giebt, (also der Löwe nicht Wüstenkönig!)“

verheerte ist nicht zu beschränken auf die nächste Vergangenheit, sondern in der Bedeutung des Pflegens zu nehmen. Der Schluß von Str. 8., indem er wieder den König in dem Löwen uns in Erinnerung bringt, läßt Säule, Geier, Hyäne und Panther als des Löwen königliches Gefolge erscheinen (vgl. 9, 1.). — Zagend auf lebend'gem Throne; Zagend kann als 1. und 4. Fall genommen, auf den Löwen, oder auf die andern Thiere bezogen werden, richtiger wird das erste sein, die Giraffe wird immer matter, ihr Gang immer schwanker, unsicherer, daher sein zagendes Sitzen. Sehn sie den Gebieter sitzen — wir wollen uns hierbei an den Anfang erinnern, welcher sagte, daß der König sein Gebiet durchfliegen wolle. Gegen einen solchen Reiter 2c., dies giebt zu dem Bilde des Löwenrittes einen neuen Zug hinzu. — An dem Saum der Wüste stürzt sie taumelnd, leise röchelnd hin und wird des Reiters Speise. Der letzte Zug, der zum Ganzen wenig paßt, wird nur ganz beiher angestreift. Mit dem wundervollen Bilde: Ueber Madagascar fern im Osten 2c. wird, zusammengenommen mit Str. 2.: Abends, wenn 2c. das Ganze abgeschlossen, und mit dem letzten Verse: so durchsprengt der Thiere König, zusammengenommen mit Str. 1.: Wüstenkönig ist der Löwe, will er sein Gebiet durchfliegen 2c. das ganze Gedicht in erhabener, bedeutungsvoller Weise abgerundet.

2. Im Einklang mit dem hohen Ton des Gedichtes steht seine Form. Der Vers besteht aus Trochäen, deren je 8 eine Zeile bilden; in der Mitte ist ein Einschnitt (Cäsur), der indeß bisweilen (s. 1, 3. 3, 2. 4, 3. 8, 4. 9, 2. 10, 3.) etwas verwischt erscheint. Je 4 Zeilen bilden eine Strophe. Alle Zeilen lauten in weibliche Reime aus und sind daher ganz gleich gebaut, nur an 2 Stellen (Str. 2. und 7.) ist hiervon eine Ausnahme gemacht. Der Reim befindet sich am Versende, nur Str. 10. auch in der Mitte. Die Reime auf Fremdwörter (wie hier Str. 1. 2. 3. 4. 7.) sind unserm Dichter vornehmlich eigen und lieb und geben seinen Dichtungen einen besondern Reiz der Neuheit und das dem Inhalt entsprechende Gepräge des Fremden. Eine Härte enthält Str. 3, 2. durch den Reim auf dem Adjectiv und die Trennung desselben vom Hauptwort. In Str. 7. und 8. kommen unreine Reime vor. Das Versmaaß trägt den Character des Erhabenen, Majestätischen, entsprechend dem Ton des Gedichtes und seinem Gegenstande.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Roß und Jaguar (vergl. dazu das Gedicht von Bube: der Rossebändiger) — Luchs und Rennthier — Wüstenkönig im Kerker.

4. Ferdinand Freiligrath ist geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war. Nachdem er das dasige Gymnasium bis zum 15. Jahre besucht, widmete er sich dem Kaufmannsstande, lernte in Soest (wo er mit Grabbe viel verkehrte) und arbeitete dann in einem Handlungshause in Amsterdam, später in Barmen. 1839 entsagte er diesem Stande, um sich ganz der Poesie hinzugeben, und ließ sich am Rhein (zuletzt in St. Goar) nieder. Der König von Preußen gab ihm 1842 ein Jahrgehalt (von 300 Thlr.), das er jedoch nach 2 Jahren aufgab. Er ging 1846 nach London, wo er eine Anstellung als kaufmännischer

Correspondent in einem großen Handlungs- und Banquierhause fand. Das Jahr 1848 rief ihn in seine Heimath zurück, er ließ sich mit seiner Familie in Düsseldorf nieder und nahm, auch durch politische Gedichte, an den Kämpfen jener Zeit lebhaften Antheil. Das Jahr danach sah er sich indeß genöthigt, Deutschland wiederum zu verlassen und wieder nach London zu gehen, wo er auch gegenwärtig mit den Seinen noch lebt in glücklichen häuslichen Verhältnissen und geselligen Verbindungen, doch nicht ohne den Schmerz des verlorenen Vaterlandes. — Er hat der deutschen Poesie durch die Kühnheit und Schönheit seiner Sprache und Maaße und Reime einen neuen formellen Aufschwung gegeben, und durch die Neuheit und Fülle und Gewalt seiner Stoffe und Bilder und die Tiefe seiner Empfindung einen neuen frischen Inhalt gewonnen und neue Bahnen gewiesen.

5. Schließlich zwei verwandte Dichtungen desselben Dichters.

Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche, tief im Walde tobt der Kampf;
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh! kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blumen auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt gleich einer Schaale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den Starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich, statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer,
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier,
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse,
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne,
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Satteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr, wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaum's zurückgeflogen,
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Saus'ten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

46. Gefunden.

(Von Göthe.)

1. Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

2. Im Schatten sah ich
Ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

3. Ich wollt' es brechen;
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

4. Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus,

5. Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

---

1. Ein liebliches kleines Liedlein, so leicht und frisch und sinnig, daß man's immer gerne wieder hört. Ein Wandersmann geht draußen im Walde für sich hin, nichts sorgend, nichts suchend, nicht um sich schauend, allein. Da sieht er ein Blümlein stehn, im Schatten, als ob sich's in seiner Demuth da verborgen hätte vor den Augen der Leute. Und es ist doch so schön, — so schön wie ein liebes, freundliches Aeuglein, etwa eines Kindes oder eines Vögleins oder Rehes; und daß es im Schatten steht, das macht seine lieblichen, hellen Farben noch mehr hervorleuchten, wie Sternlein in der Nacht am Himmelszelt. So hat denn der Wanderer, da er nichts suchte und nicht darum ausging, etwas zu gewinnen, ein lieblich Kleinod gefunden und gewonnen. Was wir lieben sollen, das finden wir, ohne es zu suchen. Aber was ist nun des Wanderers erster Gedanke, nachdem er das Blümlein im Schatten gewahrt und sein sich gefreut? Kein anderer, als der, es zu brechen. Er hat nur sich im Sinn, er hat's einmal gefunden, nun soll's ihm auch ein Opfer werden; es hat ohnehin so kurz zu leben, aber auch dies kurze Leben soll's für ihn dahingeben; denn gebrochen werden, ist das nicht welken und sterben? Darum bittet mit seinem feinen, zarten Stimmlein das Blümchen, daß er seiner schone. (Soll ich zum Welken gebrochen sein? d. h. soll ich gebrochen sein, daß ich dann welken muß? nicht so zu verstehen, als ob auch mit anderer Folge das Blümlein könnte gebrochen werden, und als ob es nur bäte, daß es gebrochen würde nicht darum, nicht dazu.) Des Blümleins flehendes Wort bewegt des Wanderers Herz, er will's zwar nicht missen, aber er will es leben lassen und lebend haben, darum gräbt er's mit seinen Würzelchen aus, trägt es zu dem Garten an seinem Haus und da an stillem Ort pflanzt er's wieder ein. So hat es zwar seine erste Heimath verloren, aber es hat eine zweite gewonnen, im stillen, schattenreichen Walde stand es vordem, am stillen, schattigen Orte steht es hier, behütet und gepflegt von liebender Hand, und daß es bald hier heimisch werde und der vorigen Heimath vergessen lerne, darum ist es mit all den Würzlein, die es festhielten an jene, ausgegraben und hier ein-

gesetzt. Und nun, glücklich und heimisch auch hier geworden, gedeiht es fort und treibt Zweig' und Blüthe.

2. Dem Character des Inhalts gemäß ist auch der Ton des Liedes, leicht, spielend, freundlich, die Verse und Zeilen kurz. Diesen Ton hat in musikalischer Composition trefflich wiedergegeben des Dichters Freund, C. Zelter.

3. Themata zu schriftlicher Uebung: der Blumen Wanderung — Blümleins Klage — Blümleins Tod — Blümleins Dank.

4. Johann Wolfgang Göthe ist geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. Sein Vater war kaiserlicher Rath und Doctor der Rechte, ein Mann von geradem, festem, oft herrischem Character, ernstem, schweigsamem Wesen und gediegenem, vielseitigem Wissen; seine Mutter eine heitre Natur von tiefem Gemüth und reicher Phantasie. Nach vielseitiger, durch häuslichen Unterricht und selbstständige Arbeit gewonnener Vorbildung geht er 1765 nach Leipzig. Sein Vater hatte ihn für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt. Aber seine Neigung trieb ihn zur Kunst, vornehmlich der Dichtkunst. Kränklich kehrt er 1768 nach Frankfurt zurück und bezieht 2 Jahr danach die Universität Straßburg, wo er Herders und Jung Stillings Bekanntschaft macht, findet, wieder nach seiner Heimath als Doctor der Rechte zurückgekehrt, in dem Umgang von J. G. Schlosser und Merck vielseitige Anregung und tiefere Begründung, kommt bald mit allen berühmten und bedeutenden Männern seiner Zeit in Beziehung und wird 1776 von dem jungen, genialen Herzog Karl August als Legationsrath nach Weimar berufen, mit dem er bald zu innigster Freundschaft sich verbindet. In Kurzem sammelten sich um sie die hervorragendsten Geister der Zeit. 1786 reiste er, um fern von dem zerstreuenden Leben des Hofes sich innerlich zu sammeln und unter dem südlichen Himmel seinem Dichtergenius neue Früchte zu gewinnen, nach Italien, und die herrlichen Früchte ließen nicht auf sich warten. 1788 im Juni kam er in Weimar wieder an. 1779 war er zum wirklichen Geheimen Rath, 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt und in den Adelsstand erhoben worden, 1788 ernannte ihn sein Herzog zum Premierminister. Eine neue Epoche seiner dichterischen Thätigkeit trat für ihn ein mit dem Jahre 1794, das ihn in ein näheres Verhältniß zu Schiller brachte, dies wurde bald zur innigsten Freundschaft, die erst der Tod löste. Dieser engen Verbindung verdankt die deutsche Dichtkunst eine große Zahl ihrer schönsten, unvergänglichen Blüthen. In den letzten Jahren beschäftigte sich Göthe vornehmlich mit dem Studium der Kunst und der Natur. Eine köstliche Frucht seines Alters ist seine Selbstbiographie (Dichtung und Wahrheit). Er starb 1832 am 22. März. Er ist groß, bahnbrechend und tonangebend auf allen Gebieten der poetischen Kunst, in der Form des Liedes, des Dramas, des Epos und des Romans. Auch auf dem Felde der Naturwissenschaft hat er vielseitig fördernd und anregend gewirkt (in Botanik, Mineralogie, Farbenlehre, Knochenlehre), und sein Einfluß in Auffassung der Kunst überhaupt ist von der größten Bedeutung. 1773 Götz von Berlichingen. 1774 Werthers Leiden. 1788 Iphigenie, Egmont, Tasso. 1794 Wilhelm Meister, Reinecke Fuchs. 1797 Hermann und

Dorothea. 1804 die natürliche Tochter. 1807 Faust. 1810 Farbenlehre. 1832 zweiter Theil des Faust.

5. *) Schließlich drei Gedichte verwandten Inhalts: „Christiane", „Eberhard Weißdorn" und „Gefunden".

1. Christiane.

(Von M. Claudius.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat Abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden,
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

2. Eberhard Weißdorn.

(Von Uhland.)

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästina's Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Fluth.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

3. Gefunden.

(Von Holtei.)

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;
Sein Busen hebt sich, angeschwellt
Von liebebangem Ahnen;
Er möchte küssen, was er sieht,
Ist jung und doch nicht blöde,
Ist sittsam, doch nicht spröde,
Und kurz: der Knabe ist mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte schweben,
Doch ist er immer noch so schwer,
Er kann sich nicht erheben:
Es fehlt ihm was, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg entgegen,

*) Für den Lehrer die Bemerkung, daß das erläuterte Gedicht, im Jahre 1813 verfaßt, eigentlich eine Parabel ist und sich auf des Dichters eignes Leben, nämlich das Verhältniß zu seiner Gattin, Christiane Vulpius, bezieht, die er im Jahre 1806 heirathete. Eine sinnige allegorische Nachahmung des Göthe'schen Liedes giebt das obige Gedicht von Karl Eduard von Holtei.

Hat Flügel wie die Cherubim
Vielleicht sie haben mögen;
Ist jung und schön; ja schön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüthen krönen,
Und kurz: es ist die Melodie.

Nun fliegt das Paar, so neu vermählt,
Hoch über See'n und Hügel,
Denn sie besitzt ja, was ihm fehlt,
Denn sie hat ja die Flügel;
Nun hebt sie sich mit ihm empor,
Sie hält ihn fest umschlungen;
Was beide vorgesungen,
Das wiederholt ein neuer Chor.

Sie halten sich gar fest im Arm,
Sie liegen sich am Herzen,
Gebären bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche scherzen.
Doch auch den Ernst besingt dies Paar!
Ihr Feinde des Gesanges,
Komm' einer, und erlang' es....
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

47. Lebensweisheit des Tobias Witt.

(Von Engel.)

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte, wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till; und muß es dann anders machen wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till! So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen, und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen? Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf? Ja, es hat sich wohl! — Einen Narren! — Hui! dachte ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatte ich da Recht?

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber — ich weiß nicht! so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dachte ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So habe ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß. —

Ein ander Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause. — Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Plump'! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen. Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig! — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen, das war der Stadtpoet, Herr Schall; der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben

und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein ander Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das sehe ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? — Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. — Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben; recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann damit reich werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? obendrein! —

Es ist Nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa; was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth; eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? — Ei, ums Himmels willen! Die möchte ich wissen. — Die hieß? — Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? — Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätte er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell,

mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

---

1. Es wird zur Erläuterung der vorstehenden Lehr-Erzählung zunächst und vornehmlich unsere Aufgabe sein, den Character des Tobias Witt nach den Angaben derselben im Einzelnen zu bestimmen. Wir finden: 1. Er war ein Mann in vorgerücktem Alter; wir können das schon daraus schließen, daß von denen, die zu ihm kommen, immer ausdrücklich gesagt wird, daß sie jung gewesen: ein junger Bekannter, Herr Till, ein junger Kaufmann, Herr Flau, ein junger Anfänger, Herr Wills; aber es steht auch einmal ausdrücklich da: Ei was? fing der alte Witt an; und er führt seine Geschichten immer mit den Worten ein: in meiner Jugend. 2. Welchem Stande er angehört, sagt die Erzählung nicht, doch darf man vielleicht aus dem dritten Abschnitt schließen, daß er ein Kaufmann gewesen. 3. Er ist ein erfahrener Mann; dies beweisen seine Geschichten. 4. Er hat eine feine Gabe der Beobachtung; denn aus dieser sind eben seine Erfahrungen genommen. Er ist aus einer mäßigen Stadt gebürtig, in welcher so mannigfaltige, bedeutsame und großartige Beobachtungen sich doch nicht darbieten, wie in einer großen; er ist nicht weit über die nächsten Dörfer hinausgekommen, hat also nicht, was man sagt, einen weiten Gesichtskreis für seine Anschauungen und Beobachtungen gewonnen; aber was ihm dadurch an Menge und Mannigfaltigkeit abgeht, das hat er durch Sorgfalt und Schärfe des Suchens und Sehens mehr als hinreichend ersetzt, und hat auf solche Weise mehr von der Welt (d. h. von der Menschenwelt, ihrem Thun und Treiben, Sinn und Wesen) gesehen (d. h. in Wahrheit, auf den Grund gesehen, mit Erkenntniß, Nachdenken und Gewinn gesehen) als mancher, der in Neapel oder Paris (also in Weltstädten) sein Erbtheil verzehrt hat (also als Ausländer, Fremdling). In diesem Sinne wird ihm in der Ueberschrift Lebensweisheit zugeschrieben. 5. Er hat ein Bewußtsein der Bedeutung, welche ihm seine Erfahrungen und seine Kenntniß der Welt giebt, und läßt Andere seine Ueberlegenheit bei gebotenem Anlaß nachdrücklich fühlen. Er erzählt gern allerhand kleine Geschichtchen; auf das ungeschickte Lob des jungen Till antwortet er mit einem, aus einem gewissen Wohlbehagen, und aus Selbstgefälligkeit kommenden Lächeln („und schmunzelte") und mit der halbironischen Frage: „wär ich denn wirklich so klug?"; er examinirt die jungen Leute, die seinen Rath und seine Hülfe suchen, und zieht sie hin und her; er kündigt

seine Geschichten nicht ohne Selbstgefühl an und giebt ihnen eine verhüllende und spannende Einkleidung (Er muß nur fleißig Acht geben, wie es die Narren machen — Er muß sich hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt — damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist — Grell hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus — Herr Tomm baute mit einer andern Redensart 2c.); er stellt immer zwei und zwei Geschichten wohlberechnet zusammen; er nennt seine Gäste immer Er, während sie ihn mit Sie anreden (merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? — Sie meinen 2c.). 6. Er zeigt gegen seine jungen Freunde Wohlwollen nicht blos durch das, was er ihnen an Rath, sondern auch Wohlthätigkeit durch das, was er dem letzten an Geld mittheilt. — Und was nun die Lebensweisheit betrifft, die ihm beigelegt wird, so besteht diese schließlich in den Worten: halt' die goldne Mittelstraße. Sieh den Leuten dreist ins Gesicht, aber dann auch bedächtig in dich hinein; sprich mit den Leuten laut, aber insgeheim mit dir selbst; sieh weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden; leg auf das Geld weder zu geringen, noch zu hohen Werth. —

2. Die Erzählung zerfällt, die Einleitung abgerechnet, in drei Abschnitte: 1. Witt und Till. 2. Witt und Flau. 3. Witt und Wills. Alle drei sind in gleichmäßiger Form so geordnet, daß nach einer Einleitung, welche den Anlaß des Besuchs und den Ursprung des Gesprächs angiebt, je zwei Geschichten erzählt werden, an welche sich dann eine belehrende, Aufschluß gebende Unterredung anschließt. Nur der letzte Abschnitt weicht davon insofern etwas ab, als die zweite Geschichte gleichsam noch einen Anhang hat, welcher die belobte, Gewinn bringende Redensart des Herrn Tomm von der Kehrseite betrachtet.

3. Die Sprache des Stückes ist eine edle, gewählte, aber immer natürliche, einfache, volksmäßige. Sie ist ferner ohne alles überflüssige Beiwerk, kurz und knapp, was sich bis auf die Eigennamen erstreckt, die alle einsylbig sind. Sie ist dabei aber sehr anmuthig und lebendig und die Durchführung des Gesprächstones von meisterhafter Schönheit. Wie viel dem letzteren Umstande die Lebendigkeit der Darstellung verdankt, das fühlt man am besten, wenn man die directe Rede in indirecte (mit Umschreibung der Gesprächsform) verwandelt.

4. Im Einzelnen ist nur Weniges zu bemerken. Die Geschichten des Witt, heißt es, hatten wenig poetisches Verdienst — insofern als in ihnen wenig Neuheit der Erfindung und Tiefe der Empfindung sich kund gab, und es mit ihnen weniger auf Schönheit und Anmuth der Form abgesehen war; sie wollten vielmehr, indem sie Erfahrungen und Beobachtungen aus dem täglichen Leben gaben, die den Meisten nur darum entgehen, weil sie Menschen und Schicksale gedankenlos an sich vorübergehen lassen, einen Nutzen schaffen, nämlich Klugheit lehren im Verkehr mit Menschen und in der Schätzung von Geld und Gut; und das ist ihr praktisches Verdienst. So läuft das erste Paar Geschichten auf die Frage hinaus: „wie mußt du es denn machen, um klug zu

heißen?“ Der Schluß des zweiten lautet: wenn man es so und so macht, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und das dritte kündigt der Erzähler mit dem Versprechen an: Er kann reich damit werden. Das ist die Lebensweisheit, von welcher die Ueberschrift redet, und nur am Ende erhebt sich die Erzählung etwas höher. I. Und weil ich es auch gern würde — der Sprecher wird hier nicht von Witt unterbrochen, sondern bricht selber ab, weil er in Verlegenheit ist, wie er's anfangen soll, um seinen Zweck zu erreichen. Wie es die Narren machen. Hiermit schließt Tobias fürerst, um durch das Auffallende der Behauptung den Frager zum Nachdenken anzuregen (vgl. o.) und ein wenig zu vexiren. Der Rath, es anders zu machen, als die Narren, war freilich unbestimmt genug, daher das Verlangen des Fragers nach Beispielen wohl begründet. So lebte dahier in meiner Jugend 2c. Alle seine Geschichten und Beobachtungen verlegt der Sprecher in seine Jugend (bei dem dritten Geschichtenpaar heißt es wieder: in meiner Jugend, und daß bei dem zweiten dieselbe Zeit gemeint sei, ersehen wir aus der beiläufig eingestreuten Bemerkung: der Burgemeister, damals noch ein blutjunger Rathsherr), warum das? Das Alter pflegt lieber bei der Vergangenheit zu verweilen, als bei der Gegenwart, in der Jugend sammelte er die Erfahrungen, über und durch die er nun schon lange zum Abschluß gekommen; überdies konnte er aber seine Beispiele nicht füglich ohne Anstoß aus der Gegenwart entnehmen. Arithmetikus = Rechenmeister. Herr Till hat uns von Anfang an durch die ungeschickte Art, wie er Herrn Witt sich näherte, keinen sonderlichen Respect eingeflößt; es muß Herrn Witt ebenso gegangen sein, denn er behandelt ihn despectirlicher wie die andern. Ja, erwidert er ihm auf seine unsichere, gedankenlose Antwort (da er aus dem vorigen Rath schon auf das Rechte kommen konnte): Ja, es hat sich wohl! — Einen Narren! Und läßt er ihm auch das voreilig und weitschweifig beifallende Wort: Ei ja wohl! Allerdings! hingehen; auf die Entgegnung: ein lustiger Kopf, giebt er ihm spöttisch zurück: Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Da lief noch ein anderer herum; der Ausdruck gehört schon mit zur Characteristik der Person (vorher: es lebte dahier in meiner Jugend 2c.), indem es das unruhige, flatterhafte Wesen des Herrn Flink bezeichnet: er lief — er guckte — er plauderte —. II. Und schüttelte ihn — vertraulich, als wollte er ihn aufwecken und die trüben Gedanken aus ihm herausschütteln. Er muß darnach aus sein. Aus sein: 1. das Licht, das Lied, die Schule ist aus; es ist Alles aus; 2. du bist lange aus (außer dem Hause) gewesen; 3. ich bin darauf aus = ich bin damit beschäftigt, strebe danach; so hier. Daß die Namen Flau, Flink, Schall, Wills (vielleicht auch Till) mit Anspielung auf ihr Thun und Wesen gewählt sind, bedarf kaum der Erinnerung. Und bleibe zu Hause — es muß also ein Kaufmann gewesen sein, der, um Geschäfte zu machen, viel auswärts herum sein mußte. Ins Gelag hinein; Gelag eigentlich das Liegende, mit der durch die Vorsylbe angedeuteten Vorstellung der Menge. Aber auch nicht allzuniedrig — so giebt jede Geschichte immer eine Seite der Wahrheit, die zweite ergänzt allemal die erste. Stadtpoet — der da=

von lebte, daß er den Leuten zu festlichen Gelegenheiten, als Hochzeiten, Taufen, Todesfällen u. dgl. für Geld Gedichte machte. Er guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte — damit streift diese Geschichte sehr nahe an die I. a. gegebene von Herrn Veit; und auch die Schlußlehre: wenn man so die Augen nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, bedurfte des Zusatzes: fein ruhig, um nicht zu sehr an Herrn Flink, den Tanzmeister, zu erinnern. Deutlicher wird der Unterschied, wenn man das Beispiel von Flink mit dem von Trick vergleicht, die Gegensätze sind dort: in sich hinein — überall herum; hier: zu hoch — zu tief (zu niedrig). Das Gesicht so hübsch in der Mitte tragen — dieser Ausdruck würde ohne die nachfolgende Erklärung des Witt sich kaum verstehen lassen. Mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen — man sieht sich um und vor, und vermeidet die Gefahr. — III. Eine Spekulation nennt man ein Handelsgeschäft, das mit Rechnung auf wahrscheinliche Verbindungen und Wendungen des Glücks unternommen wird. Der Ton stand Herrn Witt *nicht* an — anstehen: 1. der Tisch steht an; 2. solche Reden stehen dir nicht *wohl* an (d. h. ziemen sich nicht für dich); 3. der Ton stand ihm nicht an = sagte ihm nicht zu, gefiel ihm nicht; 4. ich stehe noch an = ich bedenke mich noch, warte noch; daher: wir wollen das noch anstehen lassen = unterlassen, aufschieben. Wenns nicht mehr ist — Witt geht scheinbar auf seine Denk- und Redeweise ein, um ihn so um so sicherer auf seine Seite herumzuholen. Obendrein — ein bildlicher Ausdruck, von der Füllung eines Gefäßes entlehnt, ähnlich: von vorn herein, er ist drunter durch u. a. Unter Brüdern — die einander doch nicht übervortheilen, nicht zu viel abnehmen. — Auch dem Herrn Wills erzählt der Alte ein Paar Geschichtchen. Aber die Form ist hier eine verschiedene von der frühern. In dem ersten Falle führte er sich selber mit seinen Betrachtungen über das Erlebte und Gesehene redend ein (Hui, dachte ich da bei mir selbst u. s. w.). Diese Form wäre nun auch im zweiten und dritten Abschnitt an der Stelle (wie dann?); aber der Erzähler wählt um des Wechsels willen hier eine andere, er läßt seine Hörer die Betrachtung selber anstellen und die Anwendung auf sich machen. Und während er dort seine jungen Freunde durch Fragen zur Anwendung hindrängte, unterläßt er dies im dritten Falle scheinbar ganz, indem er nur, wie abbrechend, fragt: Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte? — Doch lag hier die Anwendung auf den, der die bewußte Redensart eben gebraucht hatte, zu nahe, als daß sie erst ausdrücklich ausgesprochen zu werden brauchte. Versteckt liegt der Zusammenhang in allen drei Fällen, am wenigstens im dritten. Die brachte ihn zum Thore hinaus — d. h. um Haus und Gut, an den Bettelstab. Die Redensart nun freilich that das nicht, sondern die Gesinnung, welche aus ihr redete. Hob ihn glatt aus dem Sattel — eine bildliche, sprichwörtliche Redensart, vom Reiter hergenommen, genauer von den Ritterspielen des Mittelalters, in dem Sinne: brachte ihn aus seinem fest gegründeten Wohlstand, aus seinen glücklichen Verhältnissen heraus. (Vorher: brachte ihn zum Thore hinaus). Ich bat um hundert Reichsthaler — er wird schon bedenklich und hat

schon von der Einen Geschichte gelernt. Mein Gedächtniß verläßt mich — es ist klar, daß dies nicht im Ernste gemeint ist, wie ja die Frage auch; beides dient nur dazu, seine Absicht — scheinbar — zu verdecken; denn woraufs abgesehen war, mußte Wills schon im Anfange gemerkt haben. Im ersten Abschnitt war der Ausgang der Geschichten die Meinung, das Urtheil der Leute, im zweiten ein einzelner Unglücksfall, im dritten ist es dauerndes Glück und Mißgeschick. Ich, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte — hier tritt der Mittel- und Angelpunkt aller der Geschichtchen des Stückes und der ganzen Lebensweisheit des Witt am deutlichsten hervor. Vorher antwortete schon der Gefragte: ich bat um hundert Reichsthaler; von der Kleinigkeit, von dem Nichtvielherauskommen war schon nicht mehr die Rede; durch die letzte Geschichte ist er ganz geheilt, und ruft auf die wiederholte Frage aus: Viel Geld! viel Geld! ganzer hundert Reichsthaler! Die Aeußerung indeß: bei meiner Seele, ich halt's mit Herrn Tomm, das Haus und das Waarenlager gefällt mir — berechtigt zu dem Verdachte, daß Wills doch auf den Schluß der Rede des Alten (aber so ganz recht war er mir doch nicht u. s. w.) nicht das Gewicht gelegt habe, was es hatte, daher noch am Ende (vergl. Abschn. I. und II.) die allgemeine Ermahnung: Wenn man von einem Freunde borgt ꝛc. und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft ꝛc.

5. Themata zu schriftlicher Uebung: Wiederholung der Erzählung ohne die Gesprächsform — Characteristik von Tobias Witt — von der goldnen Mittelstraße.

6. Schließlich zwei verwandte Lesestücke.

Die Pfeife.

(Von Franklin.)

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst, an einem Feiertage, meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünze. Ich wußte nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielwaaren verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus, denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie werth sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viele schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich auch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Aerger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung gerieth, etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich immer

zu mir selbst: „Gieb nicht zu viel für die Pfeife"; und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war, und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben. Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: „Der giebt zu viel für seine Pfeife."

Sah ich einen Andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: „Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife."

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: „Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife."

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu vermehren, bloß sinnlichen Genüssen hintenansetzte, so sagte ich: „Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du giebst zu viel für deine Pfeife."

Sehe ich Einen in schöne Kleider, schönes Hausgeräthe und schöne Equipagen, die all sein Vermögen übersteigen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängniß beschließen, so sage ich: „O weh! der hat seine Pfeife sehr theuer bezahlt."

Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Theil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Werth der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeife bezahlen.

Der westphälische Hofschulze.

(Von Immermann.)

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirthschaftsgebäuden stand mit aufgekrempten Hemdsärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Räder er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, vorsichtig nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung befestigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln be-

gannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer gluthröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten, rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein," rief jetzt der Eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboß stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß auf, als sei er eine Feder, und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing.

Indem der Alte sich unter dem Schuppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Receptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen."

„Da seid Ihr im Irrthum," sprach der Hofschulze, der das Letzte gehört hatte und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thüre und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine firme Faust, aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuth verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich Alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war Alles verkehrt, die Wände standen windschief und klafften, die Klappe

vorne war zu groß, und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf dem Sill stehen lassen, mich vor der Versuchung künftig zu bewahren, denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat.“

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er noch einmal aus, nahm den lakirten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung.“ — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, lösete die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfingen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Geld!“ rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth.“

„Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt,“ versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist und thue niemalen vorschlagen, und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter Sechsundzwanzig.“

„Aber Gott's Sackerlot,“ schrie der Pferdehändler erbost, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eignen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!“

„Im Gegentheil,“ erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher, aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt und zuletzt Niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt denn der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits in der Begierde und Brunst des Bietens verthut sich ebenso oftmals. Ist aber gar keine Rede von Ablassen, dann bleiben Beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden.“

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben,“ hob der Receptor an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth, indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir

also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe schon mitgebracht habe."

„Durchaus nicht," antwortete der Hofschulze eifrig. „Es ist ein alter Glaube hier im Lande, daß wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach seinem Tode auf dem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein! Korn wächst darauf. Woher wollen sie also das Geld nehmen?"

„Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden!" rief der Receptor.

„Es muß Alles beim Alten bleiben," sagte der Hofschulze feierlich. „Das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand Alles fest, und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernacher hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern und Sümmern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen; ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Theile oder der Nutzanwendung, bekam die erbaulichsten Gedanken, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht, denn da stehet geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schoßhafer du geben mußt! oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen sah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht nach dem Pastor hinhörte."

Er ging in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackirten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht und sie im Grunde, so zu sagen, billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande," sagte der Receptor. „Ich bin erst vor Kurzem aus Sachsen her versetzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen, und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit einander sein. Aber hier sitzt ein Jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst Nichts in der Welt. Darum halten sie auch auf ihre alten Schnurren und Faxen so steif, die anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der Schlimmste."

„Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist," bemerkte der Pferdehändler. „Mich wundert, daß Sie es mit den Andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben, denn der hier ist ihr General

und Advokat und Alles, sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm. Er bückt sich vor Keinem. Vor'm Jahre kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: „Du bist der, und ich bin der.“ Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene, halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und Alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Waizen geritten, und Gott strafe mich, wenn was Anderes als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersahen. Ich dachte, ich würde ersaufen.“

„Woher hat er's denn?“ fragte der Receptor.

„O!“ rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmied die Paar Groschen Verdienst zu nehmen. Und blicken Sie nur um sich; ist es denn hier nicht, als ob man bei einem Grafen wäre?“

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sachte in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thüre und der Andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die Sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll.“

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx, denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt Euch dazu, wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorhersehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet.“

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing nun an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezetter erhob, welchem der Hofschulze, schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der Andere statt der verworfenen Münzen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor wartete die Rückkunft der Beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen,“ sagte er, „aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf die Termine bezahltest, wir wollten dich.“ — Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an dem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte braune Stute hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er die Letztere zum Abschiede streichelte: „Es thut Einem immer Leid, wenn man eine Creatur, die man aufzog, losschlägt, aber wer kann dawider? — Nun, halte dich brav, Bräunchen!" rief er und gab dem Thiere einen herzhaften Schlag auf die runden, glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war mittlerweile aufgestiegen und sah mit seiner langen Figur und der kurzen Schooßjacke unter dem breitkrempigen, lackirten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden, ledernen Kamaschen, mit seinen Pfundsporen und seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaum nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück, die Braune dahingegen drehte mehrere Male den Hals und wieherte wehmüthig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „Das Vieh grämt sich." „Warum sollte es nicht?" erwiderte der Hofschulze, „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden, wir wollen Hafer messen."

48. Die Muttersprache.

(Von Max v. Schenkendorf.)

1. Muttersprache, Mutterlaut,
   Wie so wonnesam, so traut!
   Erstes Wort, das mir erschallet,
   Süßes erstes Liebeswort,
   Erster Ton, den ich gelallet,
   Klingest ewig in mir fort.

2. Ach! wie trüb ist meinem Sinn,
   Wann ich in der Fremde bin!
   Wann ich fremde Zungen üben,
   Fremde Wörter brauchen muß,
   Die ich nimmermehr kann lieben,
   Die nicht klingen wie ein Gruß.

3. Sprache, schön und wunderbar,
   Ach, wie klingest du so klar!
   Will noch tiefer mich vertiefen
   In den Reichthum, in die Pracht:
   Ist mir's doch, als ob mich riefen
   Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
   Heldensprache, Liebeswort!
   Steig' empor aus tiefen Schlüften,
   Längst verschollnes altes Lied,
   Leb auf's neu in heil'gen Schriften,
   Daß dir jedes Herz erglüht!

5. Ueberall weht Gottes Hauch,
   Heilig ist wohl mancher Brauch;
   Aber soll ich beten, danken,
   Geb ich meine Liebe kund,
   Meine seligsten Gedanken
   Sprech ich, wie der Mutter Mund.

1. Das ist ein schöner, tief empfundener Preis der Muttersprache. Warum nennen wir sie so? weil sie die Sprache der Mutter ist. Auf dieses Wortspiel gründet sich die 1. Strophe, welche die Muttersprache preist als erste*) Sprache, als Sprache der Mutter. Muttersprache, Mutterlaut, beginnt das Gedicht. Durch das zweite Wort wird ersichtlich, in welchem Sinn der Dichter das erste hier genommen. Der Laut ist das Einzelne, die Sprache die Verbindung, der Laut ist der Klang, die Sprache das Gefäß der Gedanken. Wie so wonnesam, so traut. Traut heißt, was uns gewohnt (traut eig. = fest, von trauen = fest machen, fest sein) und lieb ist. Das Folgende giebt die beiden Seiten der ersten Vorstellung an: sie war das erste Wort, das mir erschallet, sie war der erste Ton, den ich gelallet. Jedes Wort ist hier bezeichnend, bedeutsam. In dem Munde der Mutter war es das Wort, das hörbar wurde, der Ausdruck des Gedankens und der Empfindung, in dem Munde des kleinen Kindes nichts als der Ton; dem Kinde war das Wort eben wesentlich ein Schallen, und seine ersten nachahmenden Versuche zu reden nichts als ein Lallen; aber das Mutterwort würde dem Kinde nicht so lieb und traut geworden und dem Manne nicht so hohen Preises werth sein, wäre es nicht der Ausdruck der tiefsten, treuesten Liebe, nicht das „süße erste Liebeswort." Klingest ewig in mir fort. Hierauf legt der Dichter einen entschiedenen Nachdruck, auf das Klingen, den Klang. Vergl. 2, 6.; 3, 2.; 4, 1. — Die zweite Strophe nimmt einen weiteren Gesichtskreis, sie preist die Muttersprache als Sprache der Heimath und stellt sie in Gegensatz zu der Fremde und den fremden Sprachen. Wann, unterschieden von wenn, s. o. Zunge bedeutet zunächst das leibliche Glied, dann die Redeweise, dann, wie an unserer Stelle, die Sprache. Es liegt hier, wenn das Lied von fremden Zungen und fremden Wörtern (nicht Worten) redet, der Gedanke dahinter, daß eben nur die Zunge, nicht das Herz bei dem Gebrauch der fremden Sprache spricht, und die mühsame, oder doch von dem Gefühl der Fremdheit befangene Verbindung von Wörtern die freie, frische, ungesuchte Aussprache der Gedanken und Bewegungen des Herzens ersetzen muß. So ist und bleibt er denn auch in diesem Sinne immer „in der Fremde." Die fremde Sprache klingt nicht wie ein Gruß, d. h. sie ist nicht die Sprache des Herzens hin und her. Und darum kann er sie nimmermehr, d. h. wie lange er auch in fremden Landen weilen und fremde Zungen üben möge, liebgewinnen**). — Hat nun das Gedicht bis daher die Sprache auf-

*) Die Gegenseite dieses Gedankens deutet der Ausspruch Hippels an: die letzten Worte sind alle in der Muttersprache, und auch der letzte Seufzer so.

**) Vgl. W. v. Normann: Welch' ein Himmel liegt schon in dem Klange
Der Sprache, die die Mutter uns gelehrt!
Und nur wer je in sehnsuchtsvollem Drange
Sie unter Fremden lange Zeit entbehrt,
Der kennt sie ganz, dem wird sie zum Gesange,
Den er mit trunknem Munde lauschend hört;
Und jeden möcht' er in die Arme schließen,
Von dessen Lippen ihre Töne fließen.

Und dazu die Aeußerungen bei Ph. Wackernagel (Unterricht in der Muttersprache S. 36.

gefaßt nach dem, was sie mir (uns — oder dem Dichter) ist, so betrachtet er sie jetzt nach dem, was sie an sich ist, nach ihren Tugenden. Die ersten Bezeichnungen „schön und wunderbar" sind die allgemeinen, die die nachfolgenden unter sich fassen. Von dem Klang der fremden Zungen war am Ende der 2. Strophe die Rede, von dem Klang der Muttersprache redet die dritte: ach, wie klingest du so klar! Aber es ist nicht ihr klarer Klang allein, durch den sie schön und wunderbar erscheint, sondern auch die Pracht und Fülle, der Reichthum ihrer Formen, Worte, Bildungen. Und hinwieder besteht, was sie uns werth macht, nicht blos darin, nicht in der Form allein, der äußeren Gestalt und dem äußeren Klang, es sind die Geschichten und Geschicke der Väter — der vaterländischen Vergangenheit — darin niedergelegt, die Väter selber haben, indem sie jene uns kundthaten, den Reichthum, die Pracht, die ganze wunderbare Schönheit der Sprache uns offenbart, darum ist sie uns doppelt theuer. Es ist, als ob die Väter uns riefen, sie zu hören und von ihnen zu lernen. Und so wird der Preis des Dichters unwillkürlich zu dem Vorsatz: will mich tiefer noch vertiefen &c., und er kommt immer wieder, doch in erweitertem Sinne, auf die Heimath zurück. — Mit einem Rückblick in die Vergangenheit schloß die 3. Strophe, mit einem Hinblick in die Zukunft beginnt die 4.: Klinge, klinge fort und fort — leb' auf's neu &c. Und jener, indem er von den Thaten der Väter redete und den Schriften, die sie künden, weckt er die Erinnerung, daß die Muttersprache nicht allein das herrliche Werkzeug für die Aeußerung der Liebe (Liebeswort) sei, sondern auch voll Kraft und Würde und wohlgeschaffen, Helden zu preisen und von Helden geredet zu werden (Heldensprache). Und wie die vorige Strophe mit einem Vorsatz, so schließt diese mit einem Wunsche, mit dem Wunsche, daß das Alte wieder zu neuem Leben und neuen Ehren erweckt werden möge. Steig empor aus tiefen Schlüften (s. N. 23.), längst verschollnes altes Lied — dies ist allgemein zu nehmen, von dem Liede der Liebe, wie von dem Liede, das die Thaten der Helden singt, von dem weltlichen, wie von dem heiligen Liede. Es ist längst verschollen, es liegt, wie ein verborgener Schatz, in der Tiefe. (Verschollen von schallen, verschallen.) Die Beziehung auf die frommen Heldenväler vergangener Tage vermittelt den Uebergang zu 4, 3. ff. Der Schluß: leb' auf's neu in heil'gen Schriften &c. zieht einen engern Kreis und beschränkt den Begriff des Liedes auf das religiöse Gebiet. Das alte verschollene Lied soll wieder aufleben, und es soll auch in heil'gen Schriften neues Leben gewinnen. Daß dir jedes Herz erglüht; das vermag es nur, wenn es in das Herz und Denken des Volkes wieder hineingeleitet wird, als bloßer Schatz der gelehrten, lebens-

---

37.): Die Muttersprache ist die erste Sprache, die Sprache, die ich unmittelbar lerne, die ich nicht als Sprache lerne, sondern als Denken, Wollen und Empfinden, als congruent mit dem, was sie ausdrückt, mit allen göttlichen und menschlichen Dingen. — So durch und durch als zu uns gehörig, als unserm innersten, eigensten Wesen gleich und gemäß empfinden wir keine fremde Sprache, und hätten wir sie als Schlegel oder Rückert oder Tholuck oder Gützlaff gelernt. Die Muttersprache wächst und entwickelt sich in uns gleich dem Aug' und Ohr, gleich der Seele in Aug' und Ohr, gleich der Liebe in der Seele.

fremden Wissenschaft hat es die Kraft nicht, das Herz, und jedes Herz — auch des geistig niedrig gestellten im Volke — erglühen zu machen. Wir können wohl sagen, daß die Gegenwart, den Wunsch, welchen der Dichter hier ausspricht, in Erfüllung und That zu verwandeln, mit vielen edlen Kräften bestrebt ist. — Die letzte Strophe, welche deutlich genug auf die zweite zurückweist, beginnt mit einem allgemeinen Wort. Ueberall — also auch in der Fremde — weht Gottes Hauch; heilig ist wohl mancher Brauch — auch außer der Sprache, oder: der die Sprache in Dienst nimmt. Aber soll ich sagen, was mir das Herz bewegt, soll ich meine seligsten Gedanken im Gebet*), oder zu Dank und Liebe**), aussprechen, so muß ich so reden, wie mich die gelehrt, von der ich zuerst die Sprache der Liebe, des Dankes, des Gebets gehört und gelernt habe, muß ich die Sprache der Mutter, die Muttersprache reden. So gewinnt das schöne Gedicht, das auch durch seine eigne Anmuth und Tiefe ein Preis der Muttersprache ist, indem es auf den Anfangsgedanken zurückdeutet, einen befriedigenden Abschluß.

2. Themata zu schriftlicher Uebung: Das Glück der Sprache (andere Vorzüge des Menschen — Vorzug der stimmbegabten Thiere vor den stummen — die menschliche Sprache — was wir an ihr haben, da wir sie reden, da wir sie hören können — die Taubstummen — die hohe Gabe sollen wir auch in rechter Weise gebrauchen) — was heißt recht reden? (richtig — rein — deutlich — das rechte Wort an der rechten Stelle, zur rechten Zeit — nicht zu viel und nicht zu wenig — von Herzen und in Wahrheit).

3. Schließlich einige verwandte Gedichte.

I. Min Modersprak.

(Von Klaus Groth.)

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Wehr ok min Hart as Stahl un Steen,
Du dreefst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ehr'n Arm,
Du fiechelst mi um't Angesicht
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lütjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Voerjahrswind
De kranke Bost torecht.

Min Obbe [1]) fohlt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be [2])!
Un „Vaderunser" fang ik an,
Ab ik wull fröher deh [3]).

Un föhl so deep: dat ward verstahn,
So spricht dat Hart sik ut;
Un Rau [4]) vun'n Himmel weiht mi an
Un Allns is wedder gut.

---

*) Hippel sagte, wenn ein Deutscher französisch bete, so lasse er sich vom lieben Gott französische Vocabeln überhören.

**) Vgl. Schenkendorf (im Frühlingsgruß an's Vaterland):
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

[1]) Großvater. [2]) Nun bete. [3]) that. [4]) Ruhe.

Min Moderspraak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader“ seggt,
So klingt mi't as en Bed [1]).

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigall;
Mi lopt je glik in Ogenblik
De hellen Thran hendal [2]).

II. An unsere Sprache.

(Von Rückert.)

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann.

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säus'le!
Zimm're, glätte, hau' und meis'le,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Noch erinnern wir an das Gedicht von Anastasius Grün: Muttersprache, holder tönst du, als das Lied der Nachtigallen &c.

---

49. Lobt den Herrn.

(Von Fr. Rückert.)

1. Flammt empor in euren Höh'n, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!

2. Die ihr, ohne zu verglüh'n, lang geflammt vor seinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!

3. Der ein mannigfaltiges Leben schau'n will außer sich:
Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!

4. Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!

---

[1]) Bitte, Gebet. [2]) hinunter.

5. Soviel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
Soviel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!

6. Ob vor seinem ew'gen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
Jetzt vollendet, oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!

7. Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!

8. Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingesponnen, lobt den Herrn!

9. Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüthen nascht,
Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!

10. Geister, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt ins Licht,
Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonnen, lobt den Herrn!

11. Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeist'rung strebt,
Oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!

12. Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!

13. Lobt den Herrn! deß Angesicht lächelnd in den Spiegel schaut
Auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!

14. Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!

15. Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!

16. Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!

17. Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
Oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!

18. Alle Sinne, die des Sangs Woge schwellet himmelan,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!

19. Alle Seelen, in der Gluth des Gebetes Weihrauch gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn!

---

1. Ein Lied in höhern Chor, ein rechter Psalm. Es ist ein Gedicht von wunderbarer Schönheit: die Sprache von erhabenem Schwung, gediegen, voll Kraft und Adel, die Gedanken und Bilder in überreicher Fülle strömend, der Vers von außerordentlicher Gewichtigkeit und Anmuth und Kunst. Je zwei Zeilen bilden eine Strophe, jede Zeile zerfällt in zwei Hälften, deren jede aus drei ganzen und einem halben Trochäus besteht. Die je zweite Zeile endet mit dem Kehrreim (Refrain): Lobt den Herrn! Und diesem Wort vorher geht das Wort des Reimes, welcher durch das ganze Gedicht derselbe ist, nämlich auf — onnen.

2. Das Gedicht ist ein Aufruf an alles Geschaffene, den Schöpfer zu loben, den Herrn, der sie ans Licht gebracht, dem sie zu eigen sind,

durch den sie sind und dauern. Es liegt dem die Anschauung zu Grunde, welche dem frommen Auge nicht entgeht, daß alles Geschaffene, indem es ist und wie es ist, Gott seinen Schöpfer preist, seine Herrlichkeit offenbart. Der Aufruf wendet sich zuerst an das Größte und Mächtigste unter den Geschaffenen, an die Sonnen in der Höhe, und die Brunnen in der Tiefe. Morgensonnen heißen jene, als die den Morgen heraufführen, Schöpfungsbronnen diese, als aus denen immer neues Leben, neue Schöpfungen hervorquellen. Der Plural Sonnen hat darin seinen Grund, daß alle mit eignem Licht leuchtenden Weltkörper Sonnen sind, und jeder der unzählbaren Sterne, wie die Erde, seine Sonne haben wird, von der er Licht und Leben empfängt. Zum Ganzen vergl. Ps. 103. und 104. Die Sonnen sollen in ihren Höhen emporflammen, die Brunnen in ihren Tiefen aufrauschen (in die Höhe rauschen) — wie ein Zeichen der innern Erregung und Erhebung. Sonnen und Bronnen loben den Herrn dadurch, daß sie da sind und wie sie sind, aber noch mehr dadurch, daß sie da sind, flammen und quellen seit dem ersten Werde im Anfang, und sind noch nicht verglüht, noch nicht versiegt. Daher: die ihr ohne zu verglühn 2c. Die Zeit ist mit Absicht und nicht ohne Wirkung mit einem schwächeren Wort bezeichnet: lang geflammt, lang hingeronnen. Geflammt vor seinem Blick — sein Blick ist gleichsam die Quelle ihres Lichtes, ihrer Gluth. Der ein mannigfaltiges 2c. In abweichender Weise ist diese Strophe an den vorausgehenden Refrain angeschlossen. Von den Sonnen und Bronnen geht die Rede in natürlicher Folge zu dem mannigfaltigen Leben über, das in ihnen seine Quelle und seinen Grund hat: alle, die ein Leben ihr habt gewonnen 2c. Nach diesem Allgemeinen folgen einzelne Geschöpfe, zunächst noch nach der Theilung, die die erste Strophe angegeben; Str. 4. 5.: Tropfen und Funken Lichtes, Halme mit Thau und Welten im Sonnenstrahl. Mit dem Größten in der geschaffenen Welt begann das Gedicht, daran schließt sich das Kleinste, das aber in jenem seine Quelle hat: der Tropfen, der Lichtfunke. Tropfen seiner Huld (wie nachher: Thau seiner Gnade): Tropfen, die seiner Huld ihren Ursprung verdanken. Der Dichter verbindet durch eine geistreiche Wendung das erste Bild mit einem andern, indem er aus dem Tropfen Perlen sich formen, die Lichtfunken zu Gold gerinnen läßt; indessen bleibt das Hauptbild immer das von dem Tropfen und dem Funken. Von dem Thau liegt der Uebergang nahe zu dem Halme, an dem er hängt. Die Halme sind erquickt, genährt von dem Thau; in dichterischem Bilde: sie sind von dem Thau seiner Gnade trunken. Noch einmal wendet sich hierauf die Rede in die Unermeßlichkeit: soviel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn! Zur Sache vergl. Johann Mentzers Wort (in dem Lied: o daß ich tausend Zungen hätte):

Ihr grünen Blätter in den Wäldern,
Bewegt und regt euch doch mit mir.
Ihr schwanken Gräschen in den Feldern,
Ihr Blumen, laßt doch eure Zier
Zu Gottes Ruhm belebet sein
Und stimmet lieblich mit mir ein!

Und Gellerts (in dem Liede: wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc.) Wort:

> Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
> Dich preist der Sand am Meere.
> Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
> Bringt meinem Schöpfer Ehre.
> Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
> Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
> Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Von mannigfaltigem Leben redete das Bisherige, einen neuen Zug bringen die folgenden Bilder hinzu, nämlich (Str. 6—9.) die Verschiedenheit der Zeit und Entwicklung. Wir bemerken hier den schönen Wechsel der Form; Str. 3. und 4.: alle, Str. 5.: so viel ꝛc., Str. 6.: ob — oder ꝛc. Des Lebens raschen Tanz, d. h. das Leben, das einem raschen Tanze gleicht. Es geht so rasch vorüber und bewegt sich in einem wiederkehrenden Kreislauf. Vor seinem ew'gen Blick, vergl. Str. 2.; hier in dem Sinne: vor ihm, der ewig unwandelbar bleibet wie er ist. Dies (Str. 6.) wieder ein allgemeines Wort, den Wechsel und Wandel der Zeit und ihrer Kinder andeutend. Nun Einzelnes. Von großer Schönheit sind die folgenden Bilder: der Frühling weckt die (im Erdenschooß schlafenden) Blumen, der Sommer dörrt die Garben, der Herbst preßt das Blut der Trauben in Tonnen. Von den Blumen kommt das Gedicht zu den Thieren, und zu denen zunächst, die von ihren Blättern und Blüthen sich nähren (Str. 8. 9.): Raupe und Schmetterling. Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen — das Sterben des Schmetterlings, der wie aus Licht und Farben und Duft gewoben scheint und auch von Duft und Thau und Blumenstaub nur lebt, erscheint dem Dichter als eine Auflösung in das Element, dem er sein Leben und Bestehen verdankte. — Bis hierher war nur von der Natur die Rede, nun wendet sie sich (Str. 10—13.) zu der Geisterwelt. Auch hier noch 2 Strophen hindurch der Gegensatz verschiedenen Seins und Wirkens. Von dem Schmetterlinge, dem so gangbaren Bilde des Geistes, ist der Uebergang zu diesem selber sehr nahe, der überdies noch vermittelt wird durch die Bilder: ins Licht schon zerronnen, und: eingeengt in Nacht oder aufgeflammt ins Licht. Der Ausdruck: eingeengt in Nacht, ist nicht auf Erkenntniß oder Schicksal oder Tod, auch nicht auf die Menschenwelt zu beschränken, sondern in seiner Allgemeinheit zu belassen. Todeswonnen — insofern der Tod aus Nacht ins Licht, aus der Tiefe in die Höhe, aus Jammer in Seligkeit, aus Stückwerk in Vollkommenheit versetzt. Wiederum sehr schön ist der Gegensatz des von glühender Begeisterung getragenen Strebens und der bedachtsamen, stillen Tagesarbeit ausgedrückt in Str. 11. Wir werden dabei hier an die einfache, niedere, doch edle und im Dienst des Ganzen wohlberechtigte Thätigkeit und dort an den Dichter, den Künstler, den Genius überhaupt zu denken haben. An diese letztere Wirkensweise knüpft die folgende Strophe (12.) an, die, alles Wirken unter das Bild des Webens stellend, jene Weise mit einem aus dunkeln Fäden mit unscheinbarem Fleiße gesponnenen Gewebe vergleicht. Deß

Lichtgewand, vergl. Ps. 104, 2.: Licht ist dein Kleid, das du anhast. Str. 13. erinnert an Str. 4. und 5. Lächelnd — d. i. mit Wohlgefallen, Freude, Befriedigung. Von dem Werk und Wirken des unscheinbaren, stillen Fleißes geht er über zu dem Niedrigsten, dem Tropfen am Halme, der nichts für sich hat, als daß auch in ihm sich des Ewigen Angesicht spiegeln kann. Sollte, der auch dessen sich freut und liebend gedenkt, die Frucht menschlichen Fleißes, geistiger Arbeit gering achten? ist nicht auch sie ein Spiegel des Gottesgeistes, seines Reichthums an Gaben und Gnaden? — Wiederum eine andre (schon durch die beiden vorangehenden Strophen angebahnte) Wendung nimmt das Gedicht mit Str. 14., die mit den folgenden von der verschiedenen Weise, Sprache des Lobes redet. Woher die verschiedenen Sprachen, woher die menschliche Sprache überhaupt? Der Dichter antwortet: aus dem Bedürfniß, den Herrn zu loben. Str. 12—14. schließen nicht blos, sondern beginnen auch mit dem Refrain: lobt den Herrn; weil das nachfolgende Relativum sich an den Genitiv anschließt (deß Lichtgewand, deß Angesicht, der loben sich 2c.). Eine Steigerung des dichterischen Schwunges deutet diese Verdoppelung des Refrains an unserer Stelle nicht an. Das Rauschen des Blattes, der Lobgesang menschlicher Rede, der Engel höheres Hallelujah, alles ist ein Lob, ein würdiges Lob des Herrn. Es sind freilich verschiedene Tiefen der Gotteserkenntniß, verschiedene Stufen der Gottesnähe, aber sie sollen alle und können alle den Herrn loben (Str. 16.). Fühlet, ahnet, denket, schaut; in diesen Worten liegt eine schöne Steigerung: vom Gefühl, dem allgemeinen Eindruck, zur Ahnung, der Empfindung im Gemüth, zum Denken, der Erfassung mit der Vernunft, zum Schauen, das nur höheren Geistern zugehört. Eine weitere Ausführung giebt Str. 17. Ausgesonnen — aus = zu Ende, wie in ausreden, ausschlafen; sonst = ausdenken, ersinnen, eine List, Kunst, ein Mittel. Die beiden letzten Strophen nehmen in erhabenstem Schwunge auf das Anfangswort (Str. 1.) Beziehung. Das Lied erhebt den Geist zum Himmel, zu Gott: wie schön ist dies in dem Bilde ausgedrückt: des Sanges Woge schwellt die Sinne himmelan. Und ebenso schön das Wort: die betende Seele, die Seele, welche in der Gluth des herzinnigen Gebetes wie ein Weihrauch, dem Herrn zum Opfer, gen Himmel emporsteigt. —

3. Themata zu schriftlicher Uebung: Str. 11 — das rechte Gotteslob.
4. Schließlich drei andere Gedichte verwandten Inhalts.

1. Die Frühlingsfeier.

(Von Klopstock.)

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,

Die Ströme des Lichts rauschten, und
Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand
des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal Tausend, wer
die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten, und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr, wie
die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus
Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen
hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem, du mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden, wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe
dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte
Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln
die Winde!
Wie beugt sich der Wald! hebt sich der
Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein
kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet,
und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr! Gott, barmherzig und gnädig!
Du, Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr?
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde,
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist Alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt,
merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos, ist es
unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich
dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den
zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?

Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugeh'n!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

2. Wie oft Gott zu danken sei.

(Aus des Knaben Wunderhorn.)

Wie viel Sand im Meer,
Wie viel Sterne oben her,
Wie viel Thiere in der Welt,
Wie viel Heller unter'm Geld,
In den Adern wie viel Blut,
In dem Feuer wie viel Gluth,
Wie viel Blätter in den Wäldern,
Wie viel Gräslein in den Feldern,
In den Hecken wie viel Dörner,
Auf dem Acker wie viel Körner,
Auf den Wiesen wie viel Klee,
Wie viel Stäubchen in der Höh',
In den Flüssen wie viel Fischlein,
In dem Meere wie viel Müschlein,
Wie viel Tropfen in der See,
Wie viel Flocken in dem Schnee,
So viel lebendig weit und breit:
So oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit. Amen.

3. Quelle des Lichts.

(Von Rückert.)

Durch die Himmel jüngst mit Flügelschnelle
Stieg ich, suchend nach des Lichtes Quelle.
Bei dem Monde fragt' ich, und er sagte,
Von der Sonne fließ' ihm zu die Welle.
Zu der Sonne kam ich, forscht' und hörte,
Daß ihr Licht aus höhrer Sonne quelle;
Und ich hörte von der höhern Sonne,
Daß noch höhrer Sonnen Strom sie schwelle.
Und es wies mich jede höhre Sonne
Von sich weg zu höhrer Sonnenschwelle.
Und ich schweifte durch den Glanz, und sahe,
Daß unendlich mich umfloß die Helle.
Bebte, daß mein Kahn an Sonnenklippen
In des Lichtes Ocean zerschelle.
Doch ein Engel, ungesehn im Glanze,
Stand bei mir und redete: „Geselle,

Wohin irrst du? wohin dich verlierst du?
Kein Gestad hat dieses Meeres Welle.
Eine Woge fließet aus der andern,
Alle fließen aus dem ew'gen Quelle.
Der allgegenwärt'ge Quell des Lichtes
Ist gleich nah und ferne jeder Stelle,
Näher ist er nicht der höchsten Sonne,
Als dir selbst in deines Busens Zelle.

---

50. Ueber die Bibelübersetzung Luthers.

(Von Marheinecke.)

1. Nicht leicht hat wohl, seitdem die Buchdruckerkunst erfunden worden, irgend eine gelehrte Arbeit sich so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, als die, so Luther auf die Uebersetzung der heiligen Schrift verwendet hat. 2. Diejenigen, welche dieß allein für die natürliche Wirkung der heiligen Schrift halten möchten, erklären sich diese Erscheinung in der That sehr einseitig und ungenügend. 3. Es gab auch vor Luther in Deutschland schon Uebersetzungen der heiligen Schrift und nicht nur in die lateinische Sprache, sondern auch in die deutsche. 4. Keines der Jahrhunderte nach ihm ist ohne neue Uebersetzungen der Bibel geblieben und die neuere Zeit ist, wie bekannt, gar reich daran geworden. 5. Gleichwohl ist sie nicht nur neben allen noch hoch in Ehren und in unverändertem Ansehen geblieben, sondern auch selbst die Scheidewand der getrennten Confessionen hat sie durchbrochen, und allen Wechsel der Sprachbildung und des Geschmacks hat sie glücklich bis jetzt überstanden, so daß wir, der heiligen Schrift in dieser Uebersetzung gemeinsam genießend, uns nicht nur in ihr so recht als Brüder, unter Einem Herzen getragen und genährt, einander wiederfinden, sondern auch, obwohl nunmehr bald durch drei Jahrhunderte von den ersten Lesern derselben getrennt, doch mit ihnen durch ein gemeinsames Band vereinigt, Kinder einer und der nämlichen schönen und glaubenreichen Zeit zu sein, ja derselbigen glorreichsten und ehrwürdigsten Zeit des deutschen Vaterlandes noch anzugehören scheinen. 6. Wenn von diesem allen, wie offenbar, der Grund weder allein in dem Inhalt oder Gegenstande dieser Uebersetzung, noch in dem Mangel an andern Uebersetzungen liegt, durch welche sie etwa hätte übertroffen oder verdrängt werden können; so muß es wohl eben in dieser ihrer Form, welche an ihr, als Uebersetzung, das Wesen ist, so eigenthümliche Vorzüge geben, daß ihr deßhalb die Liebe aller Zeiten, seitdem sie vorhanden, gesichert gewesen und geblieben ist. 7. Und wer mag verkennen, daß ihr Ein Vorzug eigen ist, welcher wiederum der Grund aller andern ist. 8. Und dieser Vorzug besteht in nichts anderem, als darin, daß sie eine religiöse Uebersetzung ist. 9. Man sieht und fühlt es nämlich dieser Form der heiligen Schrift leicht an, daß sie mit dem wesentlichen, göttlichen Inhalte der Bibel in einer lebendigen Berührung, in einer innern Ver-

wandtschaft steht und daß sie auch in ihrer Sprache von dem der Bibel inwohnenden göttlichen Geiste durchdrungen ist. 10. Man fühlt es leicht, daß die ganze Herrlichkeit und Kraft des göttlichen Wortes bei dieser Verpflanzung auf den Grund einer andern Sprache nichts verloren, sondern gleichsam an diesem neuen und fremden Boden selbst doch nur ein heimathlich Land, ein neues Vaterland wiedergefunden. 11. In ihr ist die Form und Sprache mit dem göttlichen Inhalt und Geiste der heiligen Schrift auf eine geheimnißvolle Art geeinigt und verschmolzen, so daß beide sich nicht mehr trennen lassen. 12. Ueber diese Gestalt der Bibel, aus wie verschiedenen Theilen und Beiträgen ganz verschiedener Verfasser sie auch bestehe, ist doch von Anfang bis zu Ende ein gemeinsamer Character verbreitet und der eine und nämliche Geist durch das Ganze ergossen, also, daß es nach dieser Uebersetzung scheint, die ganze Bibel habe nur Einen Verfasser gehabt. 13. Alle Individualität des persönlichen Characters, alle Härte und Milde des eigenthümlichen Styls, wie er die heiligen Schriftsteller so sehr von einander unterscheidet, ist von dem Feuer des gemeinsamen göttlichen Geistes aufgezehrt und Alle treten in dieser Uebersetzung zurück in ihrer Persönlichkeit vor einer höhern Gewalt, der sie dienen und hervor bloß als das, wofür sie sich selber achten, als die Werkzeuge des einen und ewigen, des gemeinsamen und heiligen Geistes Gottes. —

---

1. Der Aufsatz (ein Bruchstück aus einer größern Abhandlung über diesen Gegenstand) beginnt mit der Thatsache von dem Beifall, den die Lutherische Bibel gefunden. Dieser Beifall wird näher bestimmt nach seinem Umfang als ein *allgemeiner*, nach der Zeit, als eine *einzige Erscheinung seit Erfindung der Buchdruckerkunst*, und der bescheidenen Beschränkung, welche in dem: *nicht leicht wohl*, liegt, hält das Gegengewicht das verstärkende: *irgend* (eine gelehrte Arbeit). Die beiden allgemeinen (abstracten) Bezeichnungen: Erfindung der Buchdruckerkunst, und: Bibelübersetzung, sind, um die Rede zu schmücken und zu beleben, in relative Sätze verwandelt: seitdem die Buchdruckerkunst erfunden, und: die gelehrte Arbeit, welche Luther auf 2c. *Eine gelehrte Arbeit* — überraschend ist die Bedeutung, in welcher der Verfasser in dem Relativsatze dies Wort nimmt, dem man nach dem sonstigen Inhalt und dem beigefügten Adjectiv nicht die Bedeutung der *Thätigkeit*, sondern der *Frucht der Arbeit* beizulegen geneigt ist. (2.). Es entsteht die Frage: worin hat diese Erscheinung ihren Grund? Es wird zuerst eine Ansicht ausgesprochen und als ungenügend abgewiesen. Der Verfasser fährt nicht fort: Dies kann nicht darin seinen Grund allein haben, oder: ist nicht aus der natürlichen Wirkung der heiligen Schrift genügend zu erklären, sondern er wendet sich — und auch dies dient zur Belebung der Darstellung — an die, welche so die Sache nehmen. *Diejenigen, welche dies* (alles, was im vorhergehenden Satze ausgesprochen worden) *allein* (also einen Theil der Wahrheit enthält diese Ansicht allerdings, aber sie faßt die Sache nur *von einer Seite*; daher: einseitig und ungenügend) *für die natürliche Wirkung der heiligen Schrift* (als

läge es in der Natur einer heiligen Schrift, daß sie solche Wirkung thäte) halten möchten (darin liegt, daß sie es nur mit Verleugnung besserer Ueberzeugung thun, nur, um dem Werk sein Verdienst herabzuziehen). Es kommt dem Verfasser darauf an, diese ungenügende Ansicht recht entschieden abzuwehren, daher: in der That sehr rc. (3.). Wir erwarten nun Gründe gegen die verworfene Ansicht zu hören; sie werden in Satz 3. und 4. gegeben. Satz 3. weist in die Zeit vor Luther zurück, Satz 4. in die Zeit nach ihm. Stände blos: es gab auch vor Luther schon Uebersetzungen der heiligen Schrift, so könnte man einwenden: ja, aber in Deutschland ist keine derselben verfaßt oder bekannt geworden, oder: ja, aber nicht in die Sprache des ungelehrten Volkes, sondern nur in die lateinische, die nur den Gelehrten zugänglich ist; so war es natürlich, daß für das Volk, für das deutsche Volk so gut wie gar keine noch vorhanden war. Dem entgegenkommend, setzt der Verfasser hinzu: in Deutschland, und: und nicht nur in die lateinische, sondern auch in die deutsche (4.). Nicht anders stellt sich die Sache dar, wenn wir die Zeit nach Luther ins Auge fassen, ja in der neueren Zeit für die gegnerische Ansicht noch weit ungünstiger, indem sie „gar reich an Uebersetzungen geworden." Es waren in diesem Satze die genaueren Bestimmungen, die der vorige bedurfte, nicht mehr nöthig, sie ergänzen sich aus jenem von selber. Die Steigerung prägt sich auch in der Wahl des Ausdrucks aus: es gab auch vor Luther — keines ist ohne — geblieben, die neuere Zeit ist, wie bekannt, gar reich daran geworden (5.). Hieran könnte sich nun, mit Bezug auf den ersten Satz, der Gedanke knüpfen: und dennoch hat sie solch allgemeinen Beifall sich gewonnen und erhalten. Aber der Verfasser, anstatt diesen Satz zu wiederholen, giebt ihm nunmehr eine erweiterte Ausdehnung und tiefere Begründung. Vorher stellte er die Lutherische Uebersetzung in Vergleich zu andern gelehrten Arbeiten, hier zu den andern Uebersetzungen der Bibel. Oben lasen wir: sie hat eines so allgemeinen Beifalls sich zu erfreuen gehabt, wie kein anderes gelehrtes Werk, hier heißt es verstärkt: sie ist neben allen (den früheren, gleichzeitigen und neueren) hoch in Ehren und in unverändertem Ansehen geblieben. Es kommt also hier ein neuer Umstand hinzu, nämlich die Dauer des Beifalls und Ansehens. Und wenn oben von der Allgemeinheit des Beifalls die Rede war, so erhält diese eine neue Begründung durch die Erwägung, daß die Lutherische Bibel auch Eingang gefunden hat und in Ehren steht bei den Partheien, die nicht zu Luthers Lehre und Kirche sich bekennen; dies ist in einem schönen Bilde ausgedrückt: sie hat die Scheidewand der getrennten Confessionen durchbrochen. Die innere Beziehung der Begriffe und Sätze in dieser (der 5.) Periode ist diese: sie ist in Ehren geblieben, und sogar zu Ehren gekommen bei andern Confessionen; sie ist in unverändertem Ansehen geblieben, und das hat sich nicht geändert, trotz alles Wechsels der Sprachbildung und der Geschmacksrichtung. Dieselbe Wechselbeziehung liegt auch dem folgenden Theil der Periode (so daß wir rc.) zu Grunde, nämlich so: 1. zu allen Confessionen hat die Lutherische Bibel Eingang gefunden — und so finden wir uns in ihr als Brüder wieder; 2. sie hat allen

Wechsel der Sprachbildung und des Geschmacks überstanden — und so scheinen wir mit den Lesern dreier vergangener Jahrhunderte innerlich verbunden. Jenes nimmt Beziehung auf die Gegenwart, dieses auf die Vergangenheit. Hier wird der Verfasser, der nur eine erklärende Darstellung geben wollte, von seiner Begeisterung für den Gegenstand weiter fortgerissen, als jene es nothwendig machte. Unter Einem Herzen getragen und genährt — ohne Bild: Ein Evangelium habend, Einen Christus, Eine gemeinsame Mutter, die apostolische Kirche. Bald durch drei Jahrhunderte — das Buch, aus welchem unsere Darstellung entnommen, ist im Jahre 1815 erschienen, für unsere Zeit kann das „bald" wegfallen; denn im Jahre 1534 war die vollständige Uebersetzung der Bibel vollendet und ging in Druck aus. Wir sind durch drei Jahrhunderte von den ersten Lesern der Lutherischen Bibel getrennt (die schulmäßige Erklärung wird die ganze, etwas verwickelte Periode in ihre einzelnen Sätze auflösen und dann wieder nach ihrem logischen Zusammenhange zusammenzusetzen haben) — wir sind auch innerlich, durch Mangel des Glaubens ꝛc. von ihnen getrennt; dies nehmen wir aus den Schlußworten hinzu. Aber die Lutherische Bibel ist uns ein gemeinsames, mit ihnen uns vereinigendes Band. Wir scheinen dadurch derselben Zeit mit ihnen anzugehören (Kinder derselben Zeit zu sein). Und das ist ein Gewinn, denn jene Zeit war eine schöne, glaubensreiche, und war für das deutsche Vaterland — an das wir doch, indem wir von der deutschen Uebersetzung reden, immer zunächst zu denken haben — die glorreichste und ehrwürdigste Zeit. So mag das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit jener Zeit, welches das Andenken an Luthers großes Werk erweckt, zugleich unsern Glauben zur Nachfolge stärken und unser Volksgefühl erheben.

2. Von all diesen Erfolgen kann der Grund weder in der heiligen Schrift als solcher liegen, sie können nicht blos die Wirkungen der heiligen Schrift sein; (Satz 2.), noch in dem Mangel an andern Uebersetzungen; denn es waren und sind genug andere da (s. Satz 3. 4.), aber keine hat vermocht sie zu verdrängen, weil keine sie erreichte, noch weniger sie übertraf. Worin liegt also der Grund dieser Erscheinung? Der recapitulirende Vordersatz führt von selber auf den Gedanken, daß er in der Form der Uebersetzung werde zu suchen sein. Und dies führt die weitere Entwickelung nun aus. Form und Sprache der Uebersetzung ist mit dem göttlichen Inhalt und Geist der Bibel verschmolzen (Satz 9. 11.). Er hat dadurch auf deutschem Boden eine neue Heimath gefunden (Satz 10). Und der gleiche Geist und Character ist über alle Theile und Bücher der Schrift ausgegossen, (Satz 12.) der Eine göttliche Geist, dessen Werkzeuge sie auch nur gewesen sind und haben sein wollen (Satz 13.).

3. Themata zu schriftlicher Uebung: die Sprache in Luthers Kirchenliedern — die Bibel — über den Satz von Jean Paul: Luthers Prosa ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten. —

4. Dr. Philipp Marheinecke ist geboren 1780 und starb 1846 als Professor der Theologie in Berlin. Er schrieb außer vielen gelehrten Werken eine Geschichte der Reformation.

5. Eine ähnliche Abhandlung von Hagenbach*) über den gleichen Gegenstand theilen wir schließlich mit.

Luther's Bibelübersetzung.

Man darf die Bibel nach Doctor Martin Luther, wie sie jetzt in jeder Bauernhütte als ein nothwendiges Gut des Lebens zu finden ist, nur flüchtig ansehen, um sich zu überzeugen, daß ein solches Werk nicht in so kurzer Zeit, wie der Aufenthalt Luthers auf der Wartburg, hat geschaffen werden können. Wenn es auch ansprechend ist für die Phantasie, sich Luthern in seiner Einöde auf ähnliche Weise mit der Bibel beschäftigt zu denken, wie einen Johannes auf Patmos mit der Apokalypse, so finden wir doch in der historischen Wirklichkeit die Sache etwas modificirt. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Mosis übersetzte Luther auf der Wartburg, und auch dies mehr dem ersten Entwurfe nach, die übrigen Bücher des alten Testamentes erschienen später; und erst 1534 war die Bibelübersetzung vollendet. Allein dies hindert uns nicht, hier gleich das Ganze in's Auge zu fassen, und nach dem Standpunkte der Zeit zu würdigen.

Wer die Schwierigkeiten kennt, welche bei einer Uebersetzung des alten und neuen Testaments noch heut zu Tage dem gelehrten Sprachforscher begegnen, der wird es nicht nur begreiflich finden, daß der Ueberarbeitungen mehrere stattfinden mußten, bis das Werk in der Vollendung dastehen konnte, wie wir's jetzt haben, sondern er wird erstaunen, daß es in der That diese Vollendung erreichte. Ich meine damit nicht, als ob die Uebersetzung Luthers eine nach allen Seiten hin vollendete zu nennen wäre. Jeder Unbefangene kennt ihre Mängel, und nur einer unverständigen Phantasterei kann es einfallen wollen, selbst die Irrthümer dieser Uebersetzung mit der Annahme einer göttlichen Eingebung beschönigen zu wollen. Aber trotz der vielen Uebersetzungsfehler im Einzelnen, welche die Wissenschaft unserer Tage bei den fortgeschrittenen Hülfsmitteln leicht verbessern kann, ist dennoch über das Ganze eine solche Weihe des Geistes verbreitet, eine solche Kraft und Salbung der Sprache, eine solche innere Harmonie ausgegossen, daß man wohl sieht, wie nur ein mit dem Geiste der christlichen Frömmigkeit erfülltes Gemüth im Stande sein konnte, das Wort des Lebens auch in dieser lebendigen Frische aufzufassen und wiederzugeben. Selbst als ein rein menschliches Werk betrachtet, welche große Sprachkenntniß spricht sich nicht schon darin aus, welcher feine Tact in der Wahl der Ausdrücke, welche Rundung des Styls, welche Natur, welche Einfachheit, welche ächte Genialität! Den hohen Werth, welcher der Lutherischen Bibelübersetzung nur schon in sprachlicher Hinsicht zukommt, haben Männer vom Fach längst anerkannt. Allein, wenn es eben die Art aller hohen Geisteswerke ist, daß man ihnen die Schwierigkeiten nicht anmerkt, unter denen sie in die Erscheinung treten, so ist dies auch hier der Fall. Wie ein gelungenes Gedicht, in welchem die Verse leicht hin

---

*) Vgl. auch Th. Mundt, Kunst der deutschen Prosa, S. 204—39. Hopp, über die Lutherische Bibelübersetzung.

zu fließen scheinen, als ob sie sich von selbst ergäben, dem Dichter weit mehr Nachdenken verursacht hat, als wir es uns beim Anhören vorstellen, so möchten auch Manche, welche die Lutherische Bibel lesen, nicht glauben, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnste verwandt worden. Deßhalb wird es wohl gut sein, hier einige Beispiele anzuführen. Luther selbst spricht sich darüber also aus in späteren Briefen an seine Freunde. „Wir arbeiten jetzt (so schreibt er 1528 an Wencesl. Link) an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach, Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht lassen, und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kuckuck nachsingen.“ Und an einem andern Orte sagt er über diese Schwierigkeiten: „Ich habe mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tag, 3—4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter, und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist.“ Auch darin bewies Luther einen wunderbaren Tact als Uebersetzer, daß er die rechte Mitte zu halten wußte zwischen einer von dem Original sich allzusehr entfernenden Freiheit und einer pedantischen, dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Aengstlichkeit. Er wollte eine Uebersetzung geben für das deutsche Volk, und so führte er denn auch z. B. in Maaßen, Münzen und Gewichten deutsche Benennungen ein, wie Groschen, Scheffel u. s. w., übersetzte den Proconsul in einen Landpfleger u. dgl. m. Eben so schaltet er bisweilen das Wörtchen „lieber“ ein, wenn er glaubt, daß die Anrede dadurch einen milden Klang erhalte, und Anderes der Art mehr.

Auch hiervon nur ein Beispiel. Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wörtlich laute: Maria voll Gnaden, allein „wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab' ich's verdeutscht: du Holdselige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischen oder andern Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache.“

Welch unsägliche Mühe sich Luther gab, des deutschen Sprachschatzes sich vollkommen zu bemeistern, davon geben uns ebenfalls seine eigenen

Briefe und die Berichte der Zeitgenossen interessante Beispiele. Um die Edelsteine, welche in der Offenbarung Johannis (Cap. 21.) vorkommen, richtig bezeichnen und sich selber eine richtige Vorstellung von Dem machen zu können, was er niederschrieb, ließ er sich durch den vertrauten Spalatin eine Auswahl solcher Kleinodien aus dem kurfürstlichen Schatze vorlegen. Eben so erkundigte er sich genau und umständlich über die Benennung gewisser Thiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich auf dem Markt unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen; und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich (nach der Erzählung des Mathesius) von einem Fleischer einen Schöps abstechen und sich von ihm die ganze Anatomie desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Uebersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienste, den Eingeweiden der Thiere u. s. w. handeln.

Solche Mühe gab sich also Luther, um das werthe Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen, und es, nach seinem eigenen Ausdrucke, nicht nur zu einem Lesebuch, sondern zu einem Lebensbuch und Lebenswort zu machen. Er wollte damit keineswegs ein für alle Zeiten abgeschlossenes Werk geben; denn bis an sein Ende war er im Vereine mit den übrigen Wittenberger Theologen mit Verbesserungen beschäftigt. Nicht wollte er durch eine deutsche Uebersetzung den Theologen ein Ruhekissen der Trägheit unterschieben, daß er dadurch das Studium der Grundsprachen überflüssig gemacht hätte, im Gegentheil, es sollte dadurch angeregt werden, und hätte man immer in *seinem* Sinne fortgefahren an der Uebersetzung zu bessern, so wäre sein Zweck am vollständigsten erreicht worden; denn das wünschte er, daß jede Stadt ihren *eigenen* Bibelübersetzer habe, damit sie in aller Zungen, Händen, Augen, Ohren und Herzen wäre. Aber es scheint, als ob nicht alle Zeiten solchen frommen Unternehmungen gleich günstig seien. Wie die geistliche Liederdichtung die fruchtbarste war in der Zeit des Kampfes und der religiösen Begeisterung, so kann auch das Wort des Lebens nur mit Segen übersetzt werden, wo es im Herzen erfahren, im Leben erprobt wird, und wie das Original ein Werk des Geistes ist von oben, so muß auch eine Uebersetzung aus Anregung desselben Geistes geschehen; denn wo dies nicht ist, da möchte man wohl mit Klopstock singen:

> Heiliger Luther, bitte für die Armen,
> Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
> Nachdolmetschen, daß sie zur Selbstkenntniß
> Endlich genesen!

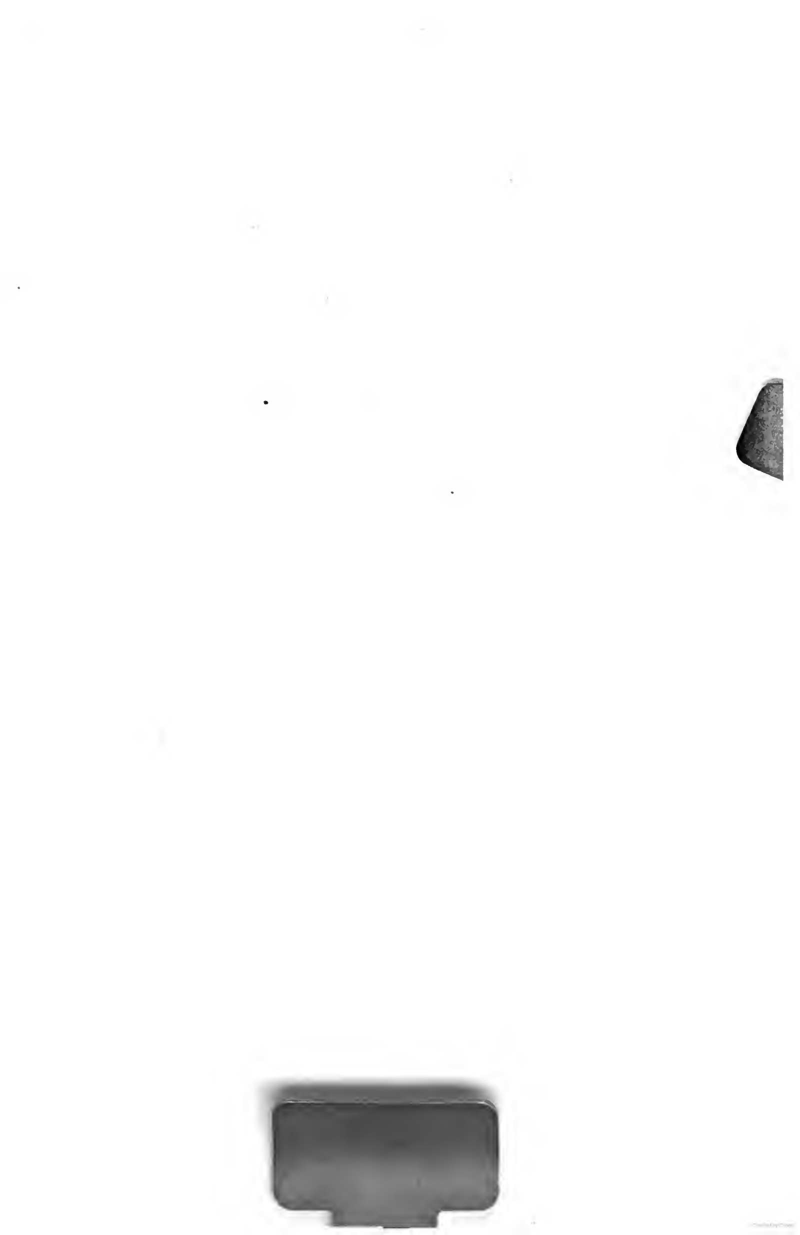
Vieles ist in unserer Zeit geschehen für *Bibelverbreitung*. Möchte die Zeit kommen, wo nach den trefflichen Vorarbeiten, die wir schon dazu haben, das unsterbliche Werk Luthers aus seinem Geiste, dem Geiste volksgemäßer und gesunder Frömmigkeit erneuert, und eine aus dem Grunde revidirte Bibelübersetzung dem kirchlichen Volke zum Andenken geschenkt

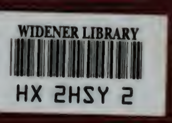
würde an die Früchte einer ewig in ihren Wirkungen fortlebenden Reformation.

Es ist schon öfter bemerkt worden, wie das reformatorische Wirken eben auch darin von dem revolutionairen unterschieden ist, daß, während das letztere nur umstürzt und niederreißt, das erstere eben so bemüht ist, aufzubauen und zu erhalten.

Davon hat uns Luther ein sprechendes Beispiel gegeben. Mitten in dem Kampfe gegen die Mißbräuche, die er schonungslos bestritt, bereitete er ein positives Arzneimittel gegen die Krankheiten seiner und aller Zeiten in der Bibelübersetzung. Wohl hatte er nach seinem Ausdrucke „Dornen und Hecken ausgereutet"; aber an die Stelle derselben pflanzte er den Baum des Lebens, unter dessen Schatten die künftigen Geschlechter in Frieden wohnen, und an dessen Früchten der Wanderer sich erquicken sollte. Wohl hatte er „die Pfützen ausgetrocknet", aber, wie einst Moses, so ließ auch er einen Quell entspringen aus dem Felsen, die Durstigen zu laben und zu tränken.

Es kann in der That nicht genug erwogen werden, was Luther in seiner Bibelübersetzung den Völkern deutscher Zunge geschenkt hat. Nicht als ob er der Einzige oder auch nur der erste gewesen, der die Bibel ins Deutsche übersetzt hätte; denn schon vor ihm waren deutsche Uebersetzungen vorhanden, und bald nach ihm veranstalteten seine Gegner ein Aehnliches. Aber wenn es nur mit dem Uebertragen der Wörter schon gethan wäre! Den Geist der Bibel hat keiner so verdeutscht, wie Luther, und deshalb ist es auch nicht sowohl der Buchstabe seiner Uebersetzung, wodurch er sich verdient gemacht (denn hierin konnte er am ehesten irren), sondern die lebendige Art ist es, womit er die Bibel erfaßte. Wie die frommen Maler der damaligen Zeit die Gegenstände der heiligen Geschichte oft im Costüme ihres Jahrhunderts darstellten, und etwa ihr eigenes Bild hineinzeichneten, mit gefalteten Händen vor dem Erlöser knieend, so gab uns Luther in seiner Bibelübersetzung ein mit lebendigen Farben eigner Erfahrung auf den Boden der Zeit aufgetragenes Gemälde, und zeichnete mitten hinein sein eigenes Bild, seine eigene Physiognomie. Ja, Luther lebte so ganz in und mit der Bibel, war so in ihre Denk- und Vorstellungsweise verflochten, daß er sie gleichsam persönlich in sich wiederholte, und dadurch nicht nur seinem eigenen Character, sondern dem ganzen Volks- und Sprachcharacter ein biblisches Gepräge aufdrückte. Es ist daher nicht nur die ins Deutsche übersetzte, es ist die deutsche, es ist die Lutherische Bibel, die er uns gegeben hat, ein Denkmal seines Geistes, seines Volkes, seines Zeitalters, eine Bibel des 16. Jahrhunderts, und doch in ihr (so weit es möglich war) die rechte, christliche Bibel, das ewige reine Gotteswort. Eben dieses Zusammentreffen des Allgemeinen und Individuellen, das Ineinandergehen des Christlichen und Volksthümlichen, das geistige Band, das sich hier zwischen der Welt des Morgen- und Abendlandes schlingt, ist das Bedeutsame, Großartige, Lebenskräftige an dem Werke, über dem man die einzelnen Fehler und Unbequemlichkeiten gern vergißt.




WIDENER LIBRARY
HX 2HSY 2